BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Geschichte Frankreichs vom Ursprung der Monarchie bis zur Hinrichtung Ludwigs XVI Nach den besten Quellen bearbeitet

Bd.: 7.

Berlin (1793)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.pol.3,450(7
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11094407-5
VD18 80296807-001

.Bibliothek
gen...rg

415

2901

Bibliothek-Ordnung.

I. Jedes Vereinsmitglied, welches ein Buch entlehnt, ist verpflichtet, dasselbe längstens nach Verlauf von 14 Tagen zurückzustellen, oder bei größeren Werken um Verlängerungsfrist nachzusuchen.

II. Wer dies unterläßt, wird durch den Vereinsdiener zur Rückgabe gemahnt und hat hiefür eine Mahngebühr von 10 ₰. zu entrichten.

III. Jedes Vereinsmitglied, welches Bücher in ruinosem oder beschmutztem Zustande zurückstellt, hat den verursachten Schaden zu tragen und ist daher zum Ersatz des Ankaufspreises des Buches, oder der Kosten des Einbandes anzuhalten. Ein Fortleihen der Bücher an dritte Personen ist unstatthaft.

IV. Lehrlingen und Dienstboten dürfen nur gegen schriftlichen Vorweis des Lehrherrn, bezw. der Herrschaft, Bücher ausgehändigt werden.

1035
Hist. pol. III, 450/7

400

C

Geschichte Frankreichs

vom

Ursprung der Monarchie

bis

zur Hinrichtung Ludwigs XVI.

Nach den besten Quellen bearbeitet.

GEWERBS-VEREIN

Siebenter Band

Berlin,
bei Gottfried Karl Nauck.
1793.

9 70/134

...l.Bibliothek
Regensburg

Sechs und funfzigste Vorlesung.

Beschluß der Regierungs-Geschichte Ludwigs XIV.

Mit dem Tode Carls II. von Spanien, der den ersten November 1700 erfolgte, ward für Ludwigs Eroberungssucht eine neue Aussicht eröfnet; denn der Regentschafts-Rath sandte ihm jezt die bisher vor Oesterreich sehr geheim gehaltene Urkunde zu, durch welche sein Enkel, der Herzog von Anjou, zum Throne Spaniens berufen ward. So große Summen sichs indeß Ludwig hatte kosten lassen, es dahin einzuleiten, so zweifelhaft schien er jezt zu seyn: ob er Carls Testament, oder den vorher entworfnen Theilungsvertrag annehmen solle? Er versammlete seinen Staatsrath, um zu untersuchen, welches von beyden rathsamer sey? der Dauphin aber, der wohl eben so gut

 wie

wie die übrigen Glieder desselben, durch dies Blendwerk durchsah, verhielt sich als ein verständiger Mann, und erklärte sich, daß er zufrieden sey, sein näheres Recht an die spanische Krone der öffentlichen Ruhe, und dem Vortheil seines Sohnes aufzuopfern, und lebenslang sagen zu müssen: der König mein Vater! der König mein Sohn! Hierinn trat ihm die Frau von Maintenon bey, die damals alles bey dem Monarchen galt, und aus seiner Beyschläferin, wie man zu glauben alle Ursach hat, insgeheim seine Gemahlin geworden war.

Ludwig entschloß sich also, das Testament anzunehmen, und der junge König ward in seinem 17ten Jahre zum Beherrscher der spanischen Monarchie von seinem Großvater erklärt, auch mit einer feyerlichen Ermahnung: seine Völker zu lieben, sie durch Mäßigung zu gewinnen, übrigens aber sich stets zu erinnern, daß er ein Prinz von Frankreich wäre, entlaßen. Er war unter dem Namen Philipps V. bereits in Spanien als König ausgerufen, als er im Anfange des Jahrs 1701 seinen Einzug zu Madrid hielt.

In Holland, und England, so wie am käyserlichen Hofe, machte dies Testament, wie natürlich, große

Be-

Bewegungen, und man konnte vorher sehen, daß es einen allgemeinen Krieg in Europa nach sich ziehen würde. Frankreich that zwar alles, Ludwigs Ueberschreiten der Theilungsverträge, die vorhin geschlossen worden, zu rechtfertigen, und Ludwigs Minister besaßen allerdings besondre Kunst, ihres Königs Macht, und Größe aus dem vortheilhaftesten Gesichtspuncte vorzustellen. Allein so viel Mühe sie sich auch gaben, die darüber entstandnen Bewegungen zu stillen, schienen die beyden Seemächte doch anfangs geneigt, sich des Hauses Oesterreich wider Ludwigen anzunehmen, und so gerieth ein Eräugniß, welches Frankreich auf den Gipfel der Macht erheben sollte, in der Folge zu seinem Unglück, und beynahe gänzlichem Untergange.

Anfangs zwar schien es Frankreich zu gelingen, manche auswärtige Macht auf seine Seite zu ziehen, wie denn der König von Portugall, und der Herzog von Savoyen, welcher leztere wegen der Lage seiner Länder für Frankreich sehr wichtig war, sich für Ludwigen erklärten. Eben dies that der Herzog von Mantua, der sogar eine französische Besatzung in seine Hauptstadt nahm, und der Churfürst von Bayern, wie auch dessen Bruder, der von Cölln. Die Herzoge von Wolffenbüttel, und Sachsengotha, wie auch der

Bischoff von Münster ließen sich mit Ludwig in Unterhandlung ein, Sachsen hingegen hielt sich gewissermaßen neutral. Venedig war auch, so wie der damalige Pabst, französisch gesinnt, und die italiänischen Fürsten hatten alle gegen das Haus Oesterreich Abneigung, weil sie nicht gern Vasallen des Kaysers seyn wollten, so daß sich dieser fast von allen seinen Bundsgenossen verlaßen sah, und nur eine schwache Hofnung ihm übrig blieb, daß es die Generalstaaten mit ihm halten würden.

Ludwig hatte im Anfang des Jahrs 1701 die Generalstaaten zu zwingen gewußt, Philippen V. als König von Spanien zu erkennen, und der innere Zustand von Grosbrittannien war damals so beschaffen, daß auch Wilhelm von England dies zu thun genöthigt war. Zwar bestand er darauf, Ludwig sollte seine Truppen, womit er viele feste Plätze in den Niederlanden besetzt hatte, herausziehn, aber dieser ließ sich darauf nicht ein. Es kam hierauf noch in eben dem Jahre ein Bündniß zwischen dem Kayser, England, und Holland zu stande, das zur Absicht hatte, dem Kayser wegen der spanischen Erbfolge Genugthuung zu verschaffen. Dieser ließ indeß Truppen in Italien einrücken, um sich der spanischen Länder, sonderlich

Mays

Maylands, zu bemächtigen; allein die Franzosen waren ihnen zuvorgekommen, und der Prinz Vaudemont, der hier Stadthalter war, hatte es bereits an Philipp V. übergeben.

Eugen führte indeß sein Heer, 30000 Mann stark, durch das Tridentinische, und da ihm Catinat das weitere Vordringen verwehren wollte, indem er die Pässe besezt hielt, drang er bey Carpi durch, schlug einen Haufen von 5000 Franzosen, und gieng über die Etsch. Catinat hatte Mühe, das Mayländische zu decken, und mußte zu gleicher Zeit, da er wider den Prinzen Eugen kämpfte, auch mit geheimen Ränken in Ludwigs Cabinette streiten, die ihn doch endlich dahin brachten, den Oberbefehl niederzulegen, und der Herzog von Villeroy kam an seinen Plaz. Noch eh er nach Frankreich zurückgieng, entdeckte er ein geheimes Verständniß, das zwischen dem Herzoge von Savoyen, der oberster Feldherr über die spanischen, und französischen Truppen war, und dessen Vetter, dem Prinzen Eugen, obwaltete. Es war eine Folge dieses Verständnisses, daß der Herzog von Savoyen in einem Treffen bey Chiari geschlagen, Villeroy in Cremona überfallen, und von Eugen gefangen weggeführt ward, ganz Mantua auch verlohren gieng.

An Ludwigs Hofe wollte man Catinat keinen Glauben geben in dem, was er vom Herzoge berichtete, ja man gieng so weit, ihn zu beschuldigen, daß er zu dem Treffen bey Chiari gerathen, und es mit dem Prinzen Eugen hielte.

Wilhelm von England starb zu dieser verfänglichen Zeit im Frühjahr 1702, und sein Tod veranlaßte zu Paris öffentliche Freudensbezeugungen. Allein Anna, die ihm auf dem Throne folgte, blieb seinen Maaßregeln getreu, und der in der Folge so berühmte Herzog von Marlborough erneuerte das Bündniß mit Holland wider Ludwigen. Der deutsche Kayser, der am meisten dabey interessirt war, trat diesem Bündniß aufs neue bey, und so ward zu London, im Haag, und zu Wien, auf einmal Krieg wider Ludwigen erkläret.

Nie war wohl der französische Hof in einer mißlichern Lage gewesen, als zu Anfange des Jahrs 1702. Seine großen, und glücklichen Feldherrn waren nicht mehr da, die Kriegszucht war gefallen, und die Truppen waren nicht vollzählig. Ludwig, der hohe Begriffe von seiner eignen Regierungskunst, und Erfahrung hatte, bediente sich junger Vertrauten zu seinen Geschäften, die er am besten zu lenken, und sich zur

Hand

Hand zu ziehen meinte, worinn die Maintenon seiner Meynung war, und ihm Chamillard zu seinem ersten Minister vorschlug. Dies war ein ehrlicher Mann, aber von mittelmäßigen Fähigkeiten, bey denen er es gleichwohl auf sich nahm, das Kriegswesen, und die Finanzen des Reichs zugleich verwalten zu wollen, zwey Fächer, von welchen vorhin jedes einzeln den Colbert, und Louvois genug beschäftigt hatte. Er besezte die Stellen im Heer nach der Empfehlung der Maintenon, oder der Herzogin von Burgund, und so kamen lauter junge Befehlshaber an die Spitze, die keine Einsicht, noch Erfahrung, sondern nur Tapferkeit besaßen.

Bey diesen Umständen glaubten die wider Frankreich verbundnen Mächte, sein innerer Zustand sey erschöpft, und dem Untergange nahe. Neapel empörte sich wider Philipp V. und der König von Portugall, nebst dem Herzoge von Savoyen, machten sich von ihrer Verbindung mit Ludwigen loß. Seine Feldherrn zogen in Italien, und in Deutschland den kürzern, und er selbst war zu alt, als daß er sich an die Spitze seiner Heere hätte stellen, und durch seine Gegenwart den Muth der seinigen beleben können. Er hatte die beste Meynung von dem Marschalle Bouf-

lers, und ließ daher den Feldzug von 1702 in den Niederlanden von ihm eröfnen, doch also, daß der Enkel des Monarchen, der Herzog von Burgund, dabey den Oberbefehl führte. Allein der Herzog von Marlborough war den französischen Feldherrn überall an Geschicklichkeit überlegen, und trieb sie bey allen ihren Versuchen zurück, so daß der Herzog von Burgund, aus Verdruß, noch eh der Feldzug zu Ende gieng, nach Frankreich zurückkehrte. Doch eroberte der Churfürst von Bayern, Ulm; und Villars, der sich jezt anfieng, als den besten Feldherrn Ludwigs zu zeigen, schlug den Prinzen Ludwig von Baden, der zwar ein erfahrner Feldherr war, aber mit Marlborough, und Eugen in Mißhelligkeit lebte, und sie deswegen eher hinderte, als ihnen nützlich war.

Ludwig erkannte, als Jacob II. im Jahr 1701 gestorben war, dessen 13jährigen Prinzen als König von Großbrittannien, und brachte dadurch die Königin Anna, die Wilhelm auf dem englischen Throne gefolgt war, zu einer Zeit gegen sich auf, da ihm die Gunst Englands hätte wichtig seyn müssen. Zwar schien es, als ob Prinz Eugen im Jahr 1702 gegen den französischen Herzog von Vendome den kürzern gezogen habe, weil er zurück weichen müssen; allein der eigentliche

Sieg

Sieg war gänzlich zweifelhaft, und die kayserlichen eroberten in Deutschland Rüremonde, Kayserswerth, Lüttich, Venlo, und Landau. Dagegen nahmen die Franzosen Trier, und Trarbach ein; ihre Flotte aber, die Chateau-Renaud anführte, ward von den Engländern geschlagen.

Der Feldzug des 1703ten Jahres war mit einigem Glücke für Ludwigs Waffen begleitet. Die Bundsgenossen eroberten zwar Bonn, und Limburg; allein Bouflers gewann einen Sieg über den Freyherrn von Obdam, und Tallard einen über den Prinzen von Hessencassel, der Landau entsetzen wollte. Diese Festung gieng hierauf an Tallard, und Breysach an den Herzog von Burgund über. Der Churfürst von Bayern eroberte zwar Augsburg, konnte aber nicht durch Tirol zum Herzoge von Vendome nach Italien kommen. Der Herzog von Savoyen trat damals dem großen Bündnisse wider Frankreich bey, seine Truppen, die sich bey dem Heere befanden, das unter Vendome stund, wurden hierauf entwafnet, auch wurde sein gänzlicher Ruin die Folge davon gewesen seyn, daß er Frankreichs Parthey verlassen hatte, wenn nicht der kayserliche Feldherr Graf Starenberg, ihm zu rechter Zeit zu Hülfe gekommen wäre.

Bey dem zweifelhaften Glück seiner Waffen blieb Ludwig XIV. seinen strengen Maaßregeln gegen die Protestanten treu, und verfolgte sie, mitten im Kriege, den er gegen so viel auswärtige Feinde zu führen hatte, mit solcher Härte, daß sie dadurch zur Verzweiflung getrieben, in den cevennischen Gebürgen einen Aufruhr erregten. Sie vertheidigten sich gegen ihre Verfolger mit so vieler Hitze, daß selbst die besten französischen Feldherrn, unter denen Villars der geschickteste war, nichts gegen sie ausrichten konnten, sondern man sich mit ihnen vergleichen muste. Cavalier, der Anführer der Camisars (so nannte man diese Einwohner der Gebürge, vermuthlich ihrer Armuth wegen, weil sie nur ein Hemde hatten) schloß im Jahr 1704 diesen Vergleich mit Villars, und dieser wandte sich hierauf nach dem Rheine, eroberte die Schanze bey Kehl, und machte hierauf das zusammenstoßen des Churfürsten von Bayern mit Tallards Heere möglich, was für die französischen Waffen höchst günstig, für die kayserlichen dagegen äußerst nachtheilig war.

Die Bundsgenossen waren jezt sehr in die Enge getrieben, und nur ein entscheidender Sieg konnte Deutschland retten, daß es nicht von Ludwigen unters

Joch

Joch gebracht ward. Diesen erfochten indeß, mit vieler Mühe, und großem Blutvergießen, im Julius 1704, der Herzog von Marlborough, und der Prinz Eugen bey Höchstädt, oder dem Dorfe Blendheim, über Tallard, und den Churfürsten von Bayern. Der erstere ward in diesem hitzigen Treffen gefangen genommen, und nach England geschickt. Der Sieg war indeß lange zweifelhaft, weil Eugen auf seiner Seite den stärksten Widerstand von dem Churfürsten von Bayern, und dem Grafen Marsin fand, den er nur mit Hülfe der Brandenburger endlich überwand, und Meister vom Schlachtfelde blieb. Die Eroberung von Landau, Trier, und Trarbach, und der Rückzug der Franzosen von der Donau bis an den Rhein, waren die Folgen dieses wichtigen Sieges.

Ludwig ward durch diesen Verlust, der ihm allein an Gefangenen 15000 Mann kostete, die, ohne einen Schuß zu thun, sich ergeben hatten, sehr erschüttert; allein er wendete doch seine äußersten Kräfte an, sich gegen die Bundsgenossen zu behaupten, und es gelang ihm, während des Feldzugs 1705 so gut, daß diese nirgends einen beträchtlichen Vortheil gegen ihn gewannen. Vielmehr erfocht der Herzog von Vendome, der damals der beliebteste Feldherr Ludwigs

war,

war, bey Cassano in Italien einen Sieg, über den Prinzen Eugen. Villars wuste sich gegen Marlborough, und die kayserlichen sehr geschickt zu behaupten.

Leopold war in diesem Jahre gestorben, und sein ältester Prinz, Joseph I. der ihm in der kayserlichen Würde folgte, erklärte sich sehr eyfrig für die Sache der Bundsgenossen, so daß diese Veränderung für Ludwigen eher nachtheilig, als vortheilhaft schien. Gleichwohl eröfnete dieser den Feldzug des Jahrs 1706, mit der größten Entschlossenheit, ein allgemeines Treffen gegen die Bundsgenossen zu wagen, dadurch, daß er Barcellona, und Turin zu gleicher Zeit belagerte. Es schlug ihm aber in allem fehl, der einzige Vortheil, den er erhielt, war die Eroberung von Nitza, welches der Herzog von Berwick einnahm, und daß Villars die kayserlichen Linien bey Hagenau mit Sturm überwältigte. Barcellona, welches der Graf Peterborough im vorigen Jahre eingenommen hatte, ward jezt durch die Flotte der Bundsgenossen entsezt, und so fiel ganz Catalonien in ihre Hände.

Ludwig machte im Winter dieses Jahres einen Versuch, Holland zu einem besondern Frieden zu bewegen, der aber ohne Erfolg blieb; daher must' er im

Früh=

Frühjahr 1706 aber seine Kräfte aufbiethen, sich am Rheine, und in den Niederlanden nachdrücklich zu vertheidigen, auch in Italien seine erhaltnen Vortheile zu behaupten. Der Feldzug eröfnete sich durch einen blutigen Auftritt; Villeroi sollte, mit dem Churfürsten von Bayern vereinigt, ein Treffen wagen, allein er erwartete diesen nicht, sondern rückte den Bundsgenossen so nahe, daß diese bey Ramillies ihn angreifen mußten.

Marlborough gewann durch seine Geschicklichkeit, und seines Gegners, Villeroi, hartnäckige Unwissenheit, über die Franzosen den vollständigsten Sieg, der ihn nur wenige hundert Mann, an Todten, und Verwundeten, Ludwigen dagegen mehr als 20000 Mann kostete. Der Sieg war binnen drittehalb Stunden für ihn entschieden, und die Unordnung, womit sich die überwundnen zurückzogen, machte ihre Niederlage vollkommen. Gleichwohl war Ludwigs Vorurtheil für diesen ungeschickten Feldherrn, der ihm einen so empfindlichen Verlust zuzog, so groß, daß er ihn, als er bey Hofe erschien, mit den Worten entschuldigte: mein Herr Marschall! gestehen sie es, in unsern Jahren ist man nicht mehr glücklich! Die Folgen dieses Siegs waren die Eroberungen von Brabant,

einem Theile von Flandern, Antwerpen, Mecheln, Ostende, Menin, Dendermonde, und Ath.

Wenn indeß Ludwig, bey so vielen widrigen Vorfällen, unempfindlich zu seyn schien, so war diese anscheinende Kälte mehr die Wirkung des Stolzes, als eines wahren Edelmuths. Er konnte sich nicht einbilden, daß der Sieg seine Fahnen mit einmal verlassen würde, sondern glaubte vielmehr, das Glück seiner Waffen in Piemont würde den bey Ramillies erlittnen Verlust ersetzen. Auf den Herzog von Savoyen war er überall mehr erbittert, als auf die übrigen Bundsgenossen, und befahl daher, den Krieg wider ihn mit unabläßiger Schärfe fortzusetzen. Daher belagerten seine Feldherrn, der Herzog von Orleans, und Graf Marsin, Turin, nachdem bereits das ganze übrige Gebiet des Herzogs in französischen Händen war. Prinz Eugen, der mit Marlborough auf der Bahn des kriegerischen Ruhms wetteiferte, und jezt an der andern Seite der Etsch mit einem Heere stand, ward für zu entfernt, oder zu schwach gehalten, als daß er Turin entsetzen könnte. Der Herzog von Feuillade, Schwiegersohn Chamillards, des ersten Ministers, ordnete die Belagerung an, die unglaublichen Aufwand kostete; allein seine Anstalten zeugten mehr von

Muth,

Muth, als von richtiger Urtheilskraft. Der Herzog von Savoyen mußte, so viel Entschlossenheit er auch hatte, seine Hauptstadt zu vertheidigen, doch der Ueberlegenheit des feindlichen Heers weichen, und zog sich, an der Spitze seiner Leute, nach den Luzerner Thälern zurück; der kayserliche Feldherr, Daun, vertheidigte indeß die Stadt mit der größten Tapferkeit, und Geschicklichkeit. Prinz Eugen, der indeß einige Verstärkung erhalten hatte, eilte dem tapfern Grafen Daun zu Hülfe herbey, und da dieser fast aufs äußerste gebracht war, hörte er, zu seiner Ermunterung: Eugen stünde nur noch einen kurzen Marsch weit von den Belagerern. Diese, in äußerste Bestürzung durch eben die Nachricht versetzt, hielten einen Kriegsrath, worinn Marsin einen Befehl von Ludwigs Hand vorzeigte, des Inhalts: wofern unter ihnen eine Streitfrage entstünde, solten die übrigen Feldherrn sich nach Marsins Aussprüche achten. Sein Rath demnach gieng dahin: die Belagerer sollten in ihren Verschanzungen stehen bleiben.

Sie berathschlagten noch, als schon der Angriff durch den Prinzen Eugen, und den Herzog von Savoyen, der sich mit jenem vereinigt hatte, erfolgte. Anfangs zwar wurden diese zurückgetrieben, allein

beym zweyten Angriffe eroberten sie die französischen Linien mit Sturm, und zwo Stunden darauf war die Niederlage des ganzen Heers der Franzosen vollständig. Der Herzog von Orleans, der die größten Beweise persönlicher Tapferkeit gegeben hatte, ward verwundet vom Schlachtfelde nach Pignerol gebracht, und Marsin, der gefangen war, starb gleich darauf an seinen Wunden. Die Franzosen verlohren 5000 an Todten, und 7000 wurden gefangen; ihr Verlust, während der Belagerung, war aber schon an 16000 Mann. Sie zogen sich in Unordnung nach Pignerol zurück, wobey ihr ganzes Lager verlohren gieng; die Sieger aber zogen frohlockend in Turin ein, und eroberten alles, was bisher die Franzosen, und Spanier in Italien besessen hatten.

Ludwig bekam fast zu eben der Zeit, da die Frau von Maintenon es wagte, ihm die traurige Nachricht von diesem Verluste zu eröfnen, eine angenehme, die seine Betrübniß darüber minderte. Der Graf Medavi hatte nemlich den Erbprinzen von Hessen-Darmstadt im Mantuanischen geschlagen, und fast alles Geschütz ihm weggenommen: ein Sieg, der Ludwigen gar nichts half. Was ihn aber, bey so vielen Unfällen noch immer bey Muthe erhielt,

erhielt, war die Hofnung, welche er auf die Zwistigkeiten in England, und auf die Fehler setzte, welche die Deutschen in Spanien begiengen, daß sich das Kriegs Glück endlich wie auf seine Seite wenden könne. Ueberdies erwartete er sehr viel von seinem Günstling Vendome, den er aus Italien zurückrief, um sein Heer in Flandern anzuführen.

Die Zwistigkeiten, welche Ludwig um diese Zeit unter seinen Gegnern zu erregen wuste, dienten ihm besser, als seine Waffen, im Feldzuge dieses Jahrs, ihm gedienet hatten. Er bot ihnen Friedensbedingungen an, die nicht hätten sollen von der Hand gewiesen werden, aber durch die Ehrsucht, und den Geiz des Herzogs von Marlborough geschah es, daß sie doch verworfen wurden. In Spanien fand der Erzherzog Carl von Oesterreich viel Schwierigkeit, eine Parthey zu erhalten, da der größere Theil des Volks Philippen ergeben blieb, so viel Mühe sich auch der englische Feldherr, Graf Peterborough, gab, ihm Anhänger zu verschaffen. In England war ein großer Theil der Nation über die Saumseligkeit der Deutschen, und Holländer äußerst schwürig, die England den großen Aufwand dieses langwierigen Kriegs tragen ließen. Alle diese Umstände wußte Ludwig zu seinem Vortheile

zu gebrauchen, da seine Unterthanen ihm mit vielem Eyfer dienten, und, zur Fortsetzung des kostbaren Kriegs, unermeßliche Summen, ohne zu murren, aufbrachten.

Ludwig erschien im Jahr 1707 mit neuen Muth im Felde, und das Glück war ihm auch günstiger, als im vorigen. Der Marschall Villars nahm die deutschen Linien bey Stollhofen ein, und richtete das kayserliche Heer, das der Marggraf von Bayreuth anführte, fast zu Grunde; allein der Churfürst von Hannover, der dem Marggrafen als Befehlshaber folgte, schlug einen Theil des französischen Heers bey Offenburg, und zwang dadurch Villars, über den Rhein zurück zu gehen.

Die Engländer hatten einen Entwurf gemacht, Toulon einzunehmen, wodurch sie, wär er gelungen, der französischen Seemacht einen empfindlichen Stoß gegeben hätten. Allein er verunglückte durch den Eigennuz des Hauses Oesterreich, das seine ganze Stärke in Neapel anwenden wollte, und daher die Belagerung Toulons zu Lande zu einer Zeit aufheben ließ, da der englische Admiral Shovel den besten Anschein hatte, zur See Sieger zu seyn. Er hatte schon acht französische

sische Kriegsschiffe verdorben, nun aber, da die Belagerung zu Lande aufgehoben war, mußte er sich auch zurückziehen, und es geschehen lassen, daß der französische Admiral Forbin 2 Kriegsschiffe, und 20 Kauffahrteyschiffe den Engländern wegnahm, 22 aber verbrannte.

In Spanien war Ludwig noch glücklicher in diesem Jahre. Villars hatte schon im Anfange desselben Minorca erobert, am Ende Aprills aber gewann der Herzog von Berwick in den Ebenen bey Almanza einen so vollständigen Sieg über die Parthey Carls III. daß der Herzog von Orleans, der den Tag nachher ankam, mit dem siegenden Heere die Reiche Valencia, und Arragonien wieder eroberte, auch Lerida in Catalonien, und manche feste Plätze in Portugall wegnahm. In Italien hatten zwar die kayserlichen einiges Glück; im ganzen aber war der Feldzug dieses Jahrs für Ludwigen rühmlicher, als für die Bundsgenossen, die freylich weit mehr hätten ausrichten können, wenn sie alle so herzhaft, und thätig, als die Engländer, verfahren wären.

Ludwigs Geist ward durch die erhaltenen Vortheile wieder erhoben, und machte ihn alle Schwierig-

rigkeiten überwinden, die ihm der Geldmangel, und zerrüttete Zustand seiner Finanzen entgegen sezte, weil er sahe, daß Holland, und England des langen Kriegs, für das Interesse des Hauses Oesterreich müde wären, und sich eben so sehr nach dem Frieden sehnten, als seine eigne Länder. Er hatte bereits im Jahr 1707 alles zu einer Landung in Schottland vorgekehrt, die Jacob, der junge Prätendent, in Schottland thun sollte. Der Graf Gacee, der in der Folge als Marschall Matignon bekannter ward, hatte im Hafen zu Dünkirchen 6000 Mann Landtruppen auf 8 Kriegsschiffe, und 70 Frachtschiffe bringen müssen, die zu dieser Unternehmung gebraucht werden sollten.

Die Partheyen, welche in Schottland, und England, zum Vortheil Jacobs, entstanden waren, begünstigten dies Unternehmen allerdings. Die Schottländer waren mißvergnügt über die Vereinigung ihres Königreichs mit der Krone England, und die Parthey der Jacobiten, in beyden Reichen, hatte beständig einen geheimen Briefwechsel mit dem Hofe zu St. Germain unterhalten, wo der junge Prätendent, den Ludwig, nach seines Vaters Tode, zum Könige von Großbrittanien erklärte, seinen Sitz hatte. Die

Frau

Frau von Maintenon hatte diese merkwürdige Veränderung in Ludwigs Gesinnungen bewürkt; denn vorher war eben dieser Monarch in seiner Freundschaft vor Jacob, den ältern, sehr erkaltet gewesen, und hatte, im Frieden zu Ryswick, dessen Sache ganz aus der Acht gelassen. Jezt aber, da es darauf ankam, England wehe zu thun, nahm Ludwig sich des jungen Prinzen, der seines des Vaters Ansprüche auf die englische Krone geerbt hatte, wieder mit Nachdruck an, und sezte ihn auf das Geschwader, was unter dem Admiral Forbin in Schottland einfallen sollte. Allein diese Landung erfolgte nicht, obwohl man die Ursach, warum dies Unternehmen mißglückte, nicht auszufinden vermag. Forbin kam zeitig genug an die schottländische Küste, um die Truppen aussetzen zu können, es geschah aber nicht, und da bald nachher der englische Admiral Bing mit einem überlegenen Geschwader herbey eilte, wurden die Franzosen, nach einem kurzen Gefechte, bis Dünkirchen zurück getrieben.

Ludwig fieng den Feldzug des J. 1708, sonderlich an der Seite von Flandern, mit großem Eyfer, und Erwartungen an. Der Herzog von Burgund, der muthmaßliche Kron-Erbe, und Liebling der Nation, führte den Oberbefehl, der Herzog von

Vendome aber war eigentlich Feldherr, unter ihm. Am Rheine waren der Churfürst von Bayern, dem Ludwig schon im J. 1702, in Philipps V. Namen, die Oberherrschaft der Niederlande übergeben hatte, und Herzog von Berwick die Anführer der Truppen, so wie in Dauphinee der tapfere Villars. Prinz Eugen hatte dagegen die deutschen Truppen in den Niederlanden unter seinem Befehl, so wie Marlborough, an der Spitze der Engländer, und Holländer, dem Heere Ludwigs entgegen eilte; beyde aber waren nicht über 80000 Mann stark, da hingegen Ludwigs Heer 100,000 noch überstieg.

In den Niederlanden gelang es anfänglich den französischen Feldherrn, mit Hülfe heimlicher Verständnisse, Gent, und Brügge, durch Ueberfall, wegzunehmen. Der Herzog von Burgund hatte auch Oudenarde berennen lassen, um die Bundsgenossen von der Schelde abzuschneiden, als er aber hörte, daß jene Anstalt machten, die Schelde dennoch zu passiren, und ihn bey Oudenarde anzugreifen, zeigte er eine kleinmüthige Verlegenheit, und Unschlüssigkeit, die den hohen Erwartungen, welche man sich von ihm gemacht hatte, nicht entsprach. Vendome rieth, die Bundsgenossen anzugreifen, als erst die

Hälf-

Hälfte davon über den Fluß gegangen war. Allein der Herzog ließ die Zeit verstreichen, eh' er zu einem Entschluß kommen konnte, und das ganze Heer der Feinde war nun schon den Fluß passirt.

Es kam hierauf bey Oudenarde zu einem hitzigen Treffen, worinn der Sieg zwar mehrere Stunden zweifelhaft blieb, endlich sich aber doch auf die Seite der Bundsgenossen neigte. Die Franzosen, welche durch eine lange Reihe von Unfällen den Muth verlohren hatten, kamen mit einbrechender Nacht in Unordnung, und nur die Finsterniß, nebst Vendome's kaltblütiger Fassung rettete sie von einer völligen Niederlage. Mit vieler Mühe machte dieser große Feldherr seinen Rückzug gegen Gent, konnte es aber nicht verhindern, daß noch einige tausende von dem geschlagenen Heere zu Kriegsgefangenen gemacht wurden.

Die Folgen dieser Schlacht, die am 11ten Jul. 1708 vorfiel, sezten es ausser Zweifel, daß der Sieg völlig auf Seiten der Bundsgenossen gewesen sey. Der Prinz Eugen gieng, nachdem er das platte Land bis nach Arras verheert, und bis in die Picardie gestreift war, vor die feste, und reiche Stadt

Ryss-

Ryssel, und belagerte solche zu einer Zeit, da man an Ludwigs Hofe glaubte: die Bundsgenossen wären gegeschagen, und würden belagert.

Die Umstände, unter welchen Eugen die Belagerung dieser Stadt unternahm, deren Citadelle für eine der regelmäßigsten damals in Europa galt, waren für sein Heer nicht die bequemsten. Er hatte weder mit Gent, noch mit Antwerpen Verbindung, und mußte daher die Zufuhren für seine Leute über Ostende kommen lassen. Die Franzosen machten manche Bewegung, den Ort zu entsetzen, den der Marschall von Bouflers, mit einer starken Besatzung, herzhaft vertheidigte. Sie griffen den Anführer eines Trupps von 6000 Engländern, Webb, der eine Zufuhr für die Belagerer begleitete, bey Wynendale, mit 15000 Mann an, wurden aber zurückgetrieben, und ließen 3000 Todte auf dem Platze liegen. Bouflers wehrte sich vier Monate lang tapfer, und übergab endlich die Stadt durch Vergleich, die Citadelle gieng aber erst sechs Wochen später an Eugen über. Bald nachher eroberten die Bundsgenossen Gent, Brügge, Leffingen, und andre Plätze. Vendome ward, wegen Mangels an catholischer Religiosität, als die Ursach dieses vielfachen Unglücks angesehen,

und

und mußte den Vorwurf hören: dies wäre die traurige Folge davon, wenn man niemals in die Messe gienge, gab aber denen, die ihm dies sagten, zur Antwort: ob sie etwa glaubten, daß Marlborough solche häufiger besuche?

Im Jahre 1709 kam zu der mannigfachen Noth, die Frankreich bey dem langwierigen Kriege drückte, noch ein allgemeiner Mangel, und Hunger, wovon selbst Ludwigs Hof nicht ausgenommen blieb. So viel Kummer ihm diese Landplage verursachte, fuhr er doch fort, Entwürfe zur Fortführung des Kriegs zu machen, obwohl es auf allen Seiten schlecht mit seinen Truppen stand, ausgenommen in Spanien, wo der Herzog von Orleans, nach dem Treffen bey Almanza, das Heer anführte. Am Rheine hatten die kayserlichen die Oberhand, nachdem Villars nicht mehr die französischen Truppen dort führte, sondern Ludwig ihn nach Dauphinee abgerufen hatte. Der Herzog von Savoyen war ihm hier überlegen, und erhielt, durch einen listigen Zug, viel wichtige Vortheile über ihn, nahm Perouse, Fenestrelle, Exilles, nebst andern Plätzen weg. Auch eroberten die Engländer, unter dem Admiral Leake, die Inseln Sardinien, und Minorca, der Papst aber Clemens

XI.

XI. erklärte, durch die kayserlichen gezwungen, Carln III. zum Könige von Spanien, und belehnte ihn mit Neapolis.

Ludwig sah sich, durch die Noth, und das Wehklagen seines Volks gedrungen, den Bundsgenossen, sonderlich den Generalstaaten, neue Friedensvorschläge zu thun. Sie sollten ihre eigne Gränzversicherung bestimmen, und einen großen Theil der spanischen Niederlande in ihren Händen behalten. Er wollte mit ihnen einen Handlungsvergleich, auf selbst beliebige Bedingungen, schließen, auch ihnen jede Sicherheit geben, die sie, wegen der Treue seiner Versprechungen, nur fordern könnten, sogar erbot er sich, gegen die Engländer, ihnen mehr zu bewilligen, als sie selbst zu Anfange des Kriegs, gefordert hatten. Kurz, seine Vorschläge schienen so annehmlich zu seyn, daß eine starke Parthey in Holland sich, auf Anregung des holsteinischen Gesandten Petkum, geneigt bezeigte, in Unterhandlung mit ihm zu treten. Der Rathspensionar von Holland, Heinsius, obwohl er in genauer Verbindung mit Marlborough, und Eugen war, mußte dennoch der Menge, die wider ihn war, nachgeben. Nach vielen geheimen Unterhandlungen hielt der Präsident Rouillee im J. 1709 eine Unter-

re-

redung mit Heinsius, und van der Dussen, deren Erfolg aber für Frankreich eher abschreckend, als einladend war. Sie verlangten nicht allein die spanische Monarchie unzertheilt für Carln den III. sondern auch eine gute Vormauer vor die vereinigten Niederlande, und Deutschland; ferner daß Ludwig den Hafen von Dünkirchen schleifen, das Recht der Königin Anna auf Großbrittannien erkennen, und sich des Prätendenten nicht mehr annehmen, sondern ihn aus Frankreich entfernen müsse.

So kränkend diese Forderungen der Staaten für Ludwigs Ehrgeiz waren, trieb ihn doch die Erschöpfung seiner Finanzen, und die vielfache Noth seiner Unterthanen darzu, daß er, noch vor Eröfnung des Feldzugs, den Marquis von Torcy, und Rouillee, nach Holland schickte, um den Staaten die vortheilhaftesten Erbietungen zu einem besondern Frieden zu thun. Allein diese konnten sich nicht entschließen, ihre Vortheile von denen ihrer Bundsgenossen zu trennen, und Eugen, nebst Marlborough vereitelten, in freundschaftlichem Verständnisse mit Heinsius, alle Kunstgriffe der französischen Staatskunst.

Es wurden nun gemeinschaftliche Unterhandlungen im Haag angestellt, wo Marlborough, und Lord Towns-

Staatl. Bibliothek Regensburg

Townshend von englischer Seite, Eugen aber von kayserlicher, und Heinsius von holländischer, mit jenen beyden vornehmsten Staatsbedienten Ludwigs zusammen kamen. Allein der Herzog blieb unbeugsam, und auch die übrigen Bevollmächtigten wollten sich nicht eher auf Unterhandlungen einlassen, als bis Frankreich zuvor jene Forderungen bewilligt hätte. Der Kayser verlangte Straßburg, und ganz Elsaß, Kehl, Breysach, und Landau, die Staaten aber, zur Gränzversicherung Furnes, Menin, Ypern, Lille, Mont, Cassel, Condee, und Maubeuge, der Herzog von Savoyen endlich alles, was die Franzosen noch in seinem Lande besezt hielten, und alle diese abzutretenden Plätze sollten von Frankreich an einem gewissen Tage geräumt werden.

Torcy gieng mit der Forderung dieser harten vorläufigen Bedingungen nach Frankreich zurück, Ludwig aber konnt' es nicht von sich erhalten, solche zu genehmigen; daher bekam Rouillee von den Generalstaaten Befehl, den Haag binnen 24 Stunden zu verlassen. Ludwig erließ mit vieler Klugheit eine Erklärung an seine Unterthanen, worinn er die Härte, und Ungerechtigkeit seiner Feinde darstellte, die ihm, nach den billigsten Anerbietungen, Bedingungen

gungen vorschrieben, welche die Ehre seiner Krone aufs höchste kränkten. Dies Manifest war von der besten Wirkung; die Nation ward mit Unwillen gegen die Feinde Ludwigs, und mit neuem Eyfer erfüllt, den Ruhm ihres Königs mit ihrem Leben, und Vermögen zu behaupten. Auch fehlte es nicht an Leuten, welche durch Kriegsdienste, bey dem Mangel, der seit einiger Zeit in Frankreich wütete, ihr Leben zu fristen suchten. Ludwig hatte Schiffe nach der Levante geschickt, die Korn von da zurückbrachten, so daß die einzigen Vorrathshäuser im Reiche jezt in seinen Händen waren. Es liefen daher die Franzosen eben so sehr von Noth gedrungen, als aus Treue gegen ihn, seinen Fahnen in Menge zu, und so konnte er mit 120,000 Mann im Jahr 1709 den Feldzug eröfnen, deren Anführer zum Glück für den Staat, Villars ward. Bouflers opferte, aus Eyfer für das Beste des Vaterlands, allen geheimen Unwillen auf, und erklärte sich bereit, unter einem Feldherrn, der jünger war, als er selbst, zu dienen.

Die Bundsgenossen fiengen damit an, daß sie Dornick belagerten, welches nach einem Monate übergieng, worauf sie sich fertig machten, Mons zu berennen. Villars dachte sie hieran zu hindern, indem

er sein vorher schon festes Lager noch mit einem andern verwechselte, das beynah für unbezwinglich gehalten ward. Eugen, und Marlborough beschlossen indeß doch, ihn anzugreifen, und thaten es mit unbeschreiblicher Heftigkeit zwischen Malplaquet, und Blangies. Die Franzosen vertheidigten sich so herzhaft, daß sie über 20000 von ihren Feinden erlegten, und verwundeten, ohne dabey mehr als 7000 Mann zu verliehren. Allein der Herzog drang doch zulezt in den Mittelpunct der französischen Verschanzungen, mit stürmender Hand ein, Villars ward verwundet und die Franzosen zogen sich, unter Bouflers Anführung, gegen Valenciennes zurück. Dieser Sieg, der die Bundsgenossen so viel Blut gekostet hatte, war gleichwohl für sie von gar keinem Nutzen, und dies machte die, so gemäßigtere Gesinnung unter ihnen hegten, unwillig, um so mehr da Ludwig sich in den vorläufigen Bedingungen, erboten hatte, Mons zu räumen, das im October an die Bundsgenossen übergieng, wodurch der Feldzug in den Niederlanden geendigt ward.

In Deutschland waren Ludwigs Waffen glücklicher, denn Dubourg schlug den Grafen Mercy, der in Elsaß einzudringen suchte. Der Herzog von Berwick behaup-

hauptete sich nicht allein in Italien, sondern stellte auch Brianzon durch ein festes Lager, worinn er sich verschanzte, vor Belagerung sicher. Auch in Spanien hatte der französische Feldherr Asfeld das Glück, Alicante einzunehmen, und der Marquis de Bai schlug da selbst die Engländer, und Portugiesen.

Doch alle diese Vortheile halfen Ludwigen nichts, dessen Reich durch den langen Krieg entvölkert, und dessen Einkünfte in der äussersten Verwirrung waren. Nur der Friede konnte ihm Erleichterung verschaffen, um den er jezt dringender, als jemals, anhielt; es kostete ihm aber Mühe, eine Unterhandlung darzu wieder anzuspinnen, zu welcher er im Jahr 1710 den Marschall von Uxelles, und den berühmten Abt Polignac, als Bevollmächtigten nach Gertruydenberg sandte. Durch diese ließ er den Bundsgenossen seine vorigen Erbietungen nochmals antragen, wozu er noch diese that: daß er Geld dazu hergeben wolle, um seinen Enkel aus Spanien zu vertreiben. Allein unbesonnenerweise wurden sogar diese Bedingungen verworfen, und von Ludwigen gefordert: er solle, durch seine eignen Völker, seinen Enkel vom Throne Spaniens vertreiben. Um diesen Schritt, zu dem er sich unmöglich bequemen konnte, zu vermeiden, willigte er darein,

 jene

jene harten vorläufigen Artikel einzugehen, die er im vorigen Jahre verworfen hatte. Allein die Bundsgenossen waren unerbittlich, und Ludwig berief seine Gesandten zurück.

Diese stolze Hartnäckigkeit brachte dem großen Bündnisse die erste tödtliche Wunde bey. Die Königin Anna in England ward durch die Parthey der Torys überredet: sie müsse den Krieg blos zum Vortheil der Oesterreicher, und Holländer, zugleich aber zur Vergrößerung des Hauses Marlborough führen. Sie faßte einen Widerwillen gegen die Whigs, indem sie sich einbildete, diese gedächten ihr an dem Herzoge einen Aufseher zu setzen, indem sie ihn zum Feldherrn auf Lebenszeit ernennen wollten. Ihre Gesinnung ward an Ludwigs Hofe bald bekannt, um so mehr da es in kurzem die hrrrschende bey allen Landgüter-Besitzern in England ward.

Auch bey seinen Unterthanen leistete die Starrsinnigkeit der Bundsgenossen Ludwigen guten Dienste, ihre Treue, und Freygebigkeit gegen ihn nahm in der Maaße zu, wie seine Bedrängniß stieg, in die er durch den Stolz seiner Feinde gerieth. Der handelnde Theil der Nation unterstüzte ihn durch beträchtliche

liche Zuschüsse um so mehr, da sich dieser durch sein Gewerbe mit Südamerica, und zum theil auch durch Freybeutereyen in America zur See sehr bereicherte. Villars stand daher im Anfange des Feldzugs von 1710 aufs neue an der Spitze eines schönen Heers, konnte aber doch seine Gegner nicht abhalten, Douay, Aire, Bethüne, und St. Venant einzunehmen. Dies waren die einzigen wichtigen Begebenheiten dieses Feldzugs an der Seite von Flandern. In Spanien, und Portugall war das Kriegsglück sehr veränderlich. Beyde Thronbewerber, Philipp, und Carl, giengen selbst zu Felde, und es fielen drey Gefechte zwischen ihnen vor, von denen zwey für die Franzosen, eins aber für die Bundsgenossen, nachtheilig waren. Nach dem zu Sarragossa mußte Philipp seine Hauptstadt räumen, und Carl hielt seinen Einzug in Madrid unter großem Zuruf des Volks. Allein das Glück änderte sich bald wieder: der Herzog von Vendome führte Philippen Verstärkung zu, und da es bey Villa Viciosa zu einem Treffen kam, wurden die Bundsgenossen völlig geschlagen, aller vorhin erlangten Vortheile verlustig gemacht, und Philipp wieder auf den Thron erhoben. In der Provence vereitelten die Herzoge von Berwick, und Noailles alle Unternehmungen der Feinde ihres Monarchen.

Das folgende Jahre 1711 ward für Ludwigen merkwürdig durch den Tod seines Gegners, des Kayser Joseph I. aber zugleich traurig, für sein eigen Haus, durch das Absterben seines Sohns, des Dauphins Ludwig, den die Nation, wegen seines friedliebenden Charakters, sehr zu betrauren Ursach hatte. Ihm folgte als Dauphin sein ältester Prinz, der Herzog von Burgund, dessen Bruder, Philipp, König in Spanien war, und noch ein jüngerer hieß Gaston, Herzog von Berry. Allein der neue Dauphin überlebte seinen Vater nicht um ein volles Jahr, denn er starb im Anfange des Jahrs 1712, und sein ältester Sohn, der Herzog von Bretagne trat in seine Würde als Dauphin. Doch war es auch diesem nicht vom Schicksale bestimmt, den Thron Frankreichs zu besitzen, denn er starb einen Monat nach seinem Vater und sein einziger Bruder, der Herzog von Anjou, der im J. 1710 gebohren, jezt also noch nicht älter als zwey Jahre war, folgte ihm in seinem Titel, und Anspruch auf die Krone, die er auch in der Folge unter dem Namen Ludwigs XV. erhielt.

Der Tod des Kaysers Joseph brachte, da eben der Feldzug im J. 1711 sollte eröfnet werden, eine große Veränderung in dem Bündnisse wider Ludwigen

gen hervor; denn iezt, da der Erzherzog Carl seinem Bruder im Reiche folgte, war es den französischen Ministern leicht, die englischen zu überzeugen: daß es widersinnig seyn würde, nun noch länger, Carls Ansprüche auf den spanischen Thron verfechten zu wollen. Auch waren sonderlich durch des Marschall Tallards Vorschub, der als Kriegsgefangner sich in England befand, die Gesinnungen der Minister so sehr zum Frieden geneigt worden, daß sie durch den Abt Gaultier, der sich seit einiger Zeit zu London aufhielt, dem französischen Hofe zu verstehen gaben: die Königin Anna sey gar nicht abgeneigt, auf schickliche Bedingungen mit Ludwig Frieden zu schließen. Darauf folgte eine Reihe von geheimen Ränken, die alle auf einen besondern Frieden zwischen beyden Kronen zielten, darum aber die Kriegsunternehmungen nicht aufhielten.

Marlborough blieb, wegen seines großen Ansehens bey den Bundsgenossen, noch immer Feldherr über die Engländer, und Miethtruppen. Er hatte noch immer den treflichsten von Ludwigs Feldherrn, Villars, gegen sich, der in einem sehr vortheilhaften Lager hinter dem Flusse Sanset stand, aber behutsam zu Werke gehen muste, und nicht seinem unternehmen-

den Geiste völlig gemäß handeln konnte, weil er durch die Hülfen, die er verschiedentlich dem Churfürsten von Bayern an den Rhein schicken muste, sein Heer geschwächt sahe. Es bedurfte alles seines Scharfsinns, um den Herzog abzuhalten, daß er nicht seine Abdankung von der Feldherrnstelle, deren er sich täglich versah, noch durch ein entscheidendes Treffen bezeichnete. Allein ein Befehl vom englischen Hofe kam ihm hierinn zu statten, der dem Herzog auflegte, ein Treffen zu vermeiden. Doch gieng er vor Bouchain, und belagerte es, nahm es auch, ohngeachtet 4000 Mann darinn zur Besatzung lagen, und der Ort sehr fest war, zulezt ein, und beschloß mit dieser Eroberung seine kriegerische Laufbahn. In Italien hielt der Herzog von Berwick den Herzog von Savoyen immer ab, Eroberungen zu machen, und in Spanien behauptete Vendome noch stets seine Ueberlegenheit über die Gegenparthey, indeß die französische Flotte noch immer fortfuhr, die portugiesischen Pflanzstädte in Südamerica zu plündern, auch gegen die englischen Schiffe manchen Vortheil erlangte.

Der berühmte englische Dichter Prior, der schon vorhin als Secretair des Gesandten an Ludwigs Hofe gestanden hatte, ward jezt von den Ministern seiner

Kö-

Königinn, die zu den Tory's gehörten, gebraucht, die vorläufigen Artickel, bey der geheimen Unterhandlung mit Frankreich zu stande zu bringen. Ihre Forderungen waren hoch; allein Ludwig konnte sie nicht streitig machen. Es ward daher ein Bevollmächtigter, der zum Handlungscollegio gehörte, und Menager hieß, nach England geschickt, sie mildern zu lassen, und von Seiten Ludwigs zu bestätigen.

Gegen ihre Bundsgenossen verfuhr Anna mit gewissenhafter Redlichkeit; denn sie legte ihnen, durch den Graf Strafford, im Haag die vorläufigen Puncte vor Augen, die sie eingegangen war. Man fand sie dunkel, und schwierig, drang deswegen darauf; daß sie sich nicht auf einen so ungewissen Fuß mit Ludwigen einlassen möchte. Allein sie erklärte standhaft: daß sie die Last des Kriegs nicht länger tragen könne, und fest entschlossen sey, Frieden zu machen, daher ward Utrecht zum Ort der nähern Unterhandlung gewählt, die den 29sten Jänner 1712 eröfnet wurden.

Carl, der eben jezt zum Kayser gewählt war, erschien eben so ungern, als die Holländer, durch Bevollmächtigte bey diesem Friedensgeschäfte, und gieng soweit, die Minister der Königin Anna zu beschuldi-

gen, sie wären von Frankreich bestochen. Doch konnten die Bundsgenossen nicht in Abrede seyn: daß England die Last des Kriegs fast allein getragen habe, und man es von ihrer Seite gar sehr an Erfüllung dessen habe fehlen lassen, worüber man, bey Schließung des großen Bündnisses, einig geworden war.

Es zeigten sich anfangs einige Schwierigkeiten, wegen der Sicherheit, welche die Engländer verlangten, daß niemals die Kronen von Frankreich, und Spanien, in einer Person vereinigt werden sollten. Allein Philipp erklärte sich: er sey mit der Krone von Spanien zufrieden, und thät' auf die französische Verzicht; hierdurch wurden die englischen Bevollmächtigten zufrieden gestellt, und da ihnen Ludwigs Abgeordnete am Geiste sehr überlegen waren, so erschienen sie nun als Meister der Unterhandlungen, und ihr Monarch sprach durch sie gegen die übrigen Bundsgenossen, sonderlich gegen die Generalstaaten, aus einem hohen Tone.

Der Feldzug war indeß in den Niederlanden aufs neue eröfnet worden, weil die Bundsgenossen den von Frankreich angebothnen Stillstand nicht annehmen wollten. Der Herzog von Ormond hatte den

großen

großen Marlborough aus seinem Posten verdrängt; allein Villars wußte, daß jener von seinem Hofe Befehl hatte, kein Treffen zu wagen, und überall keinen Angriff zu thun. Prinz Eugen belagerte indeß Quesnoy, und obwohl ihm der Herzog von Ormond, der die Belagerung deckte, Nachricht gab: seine Monarchin hätte die vorläufigen Friedenspuncte bewilligt, und ihm befohlen, binnen wenig Tagen mit den englischen, so wie den übrigen in ihrem Solde stehenden Truppen, abzuziehen, war Eugen doch noch so glücklich, Quesnoy einzunehmen. Um noch etwas, das Aufsehn machen könnte, zu unternehmen, ließ Eugen, durch Grovesteins, mit 1500 Reutern einen schnellen Einfall in Frankreich wagen. Dieser richtete seinen Auftrag mit so erstaunlicher Eilfertigkeit aus, daß sogar die Hauptstadt darüber in Schrecken gerieth, brachte auch viel Beute, und Geiseln zurück. Einen ähnlichen Ueberfall ließ Villars, durch einen französischen Parthengänger, auf die Insel Tholen thun, wodurch die Holländer sehr beunruhigt wurden. Die Stadt, und den Hafen von Dünkirchen hatten jezt die Engländer im Besitz.

Prinz Eugen hatte die englischen Hülfsvölker überredet, daß sie sich nicht mit dem Herzoge von Ormond

mond wegzogen, und belagerte Landrecy. Der Graf von Albemarle hatte sein Lager bey Denain, um die Verschanzungen des Prinzen zu bedecken. Villars machte einen Meisterstreich, durch den es ihm gelang, den Prinzen Eugen zu täuschen; denn er stellte sich, als ob er dessen Lager bey Landreci angreifen wollte. Hierdurch entfernte er den Prinzen von dem Posten bey Denain, den er jählings überfiel, und den Grafen gänzlich schlug, ehe noch der Prinz ihm zur Hülfe herbey eilen konnte, so daß von 17 Bataillonen, nur 400 Mann übrig blieben, ein großer Theil aber in der Schelde ertrank. Prinz Eugen berühmter sich vergebens, den Ruhm der Bundsgenossen, durch ein entscheidendes Treffen, wieder herzustellen; denn die holländischen Abgeordneten beym Heere hielten ihn ab, eins zu wagen.

Dieser Sieg, der die Franzosen wenig gekostet hatte, war in seinen Folgen für Ludwigen ausnehmend wichtig, denn er rettete seine Hauptstadt, zu der Eugen den Weg sich geöfnet sah, sobald Landreci in seinen Händen war. Villars nahm bald nach dem Treffen den Posten Marchienne mit Sturm ein, und Douay, Quesnoy, und Bouchain giengen nach einander an ihn über, so daß sich der Feldzug mit großem Verluste,

für

für die Buntsgenossen endigte; denn das Fort Knocke, was durch einen ihrer Partheygänger überrumpelt ward, war der einzige Vortheil, den sie im Lauf dieses Sommers hatten.

Ueberall schien das große Bündniß wider Frankreich jezt, da die Engländer davon abgetreten waren, sich in nichts aufzulösen. Italien war noch das einzige Land, wo die Deutschen einige Ueberlegenheit behaupteten; denn in allen andern Gegenden verlohren sie das, was sie in Besitz genommen hatten. Zwischen Spanien, und Portugall ward ein Waffenstillstand geschlossen. Ludwigs großes Augenmerk gieng im übrigen jezt darauf, den Frieden mit England zu stande zu bringen; allein es zeigten sich täglich neue Schwierigkeiten, sonderlich wegen der Gränzen in America, auch hatten der Kayser, und die Holländer noch immer einer starke Parthey, in England, die den Frieden zu hindern suchte.

Die Parthey der Torys war indeß schon zu weit gegangen, als daß sie den Frieden völlig zu stande zu bringen hätten unterlassen können. Ludwigs Minister bemerkten, wie sehr sich diese Parthey den übrigen Bundsgenossen verdächtig gemacht hatte, und

zogen

zogen von dieser Bemerkung für ihren König Vortheile. Ludwig sprach ganz im Tone eines Ueberwinders, und sezte dem Kayser eine bestimmte Frist, binnen welcher er den zwischen England und Frankreich vorläufig verabredeten Puncten beytreten sollte. Die Holländer beklagten sich zwar sehr über die Treulosigkeit Englands, sich mit Ludwigen in vorläufige Verträge eingelassen zu haben, mußten aber, durch die Noth gedrungen, sich in den Vergleich dennoch mit einschließen lassen.

Ludwig, der vorhin selbst den Frieden gesucht hatte, that jezt Vorschläge, bey denen er sich zwar das Ansehen der Gefälligkeit gegen England gab, die aber gegen alle übrigen Bundsgenossen einen gebieterischen Troz zu erkennen gaben. Nachdem die Handlungsverträge zwischen Frankreich, und England im Frühlinge 1713 unterzeichnet waren, folgten darauf andre mit Portugall, Preussen, Savoyen, und den Generalstaaten. Ludwig erkannte die protestantische Thronfolge in England für rechtmäßig, willigte auch darein Newfoundland, Neuschottland, und die Hudsonsbay an England zu überlassen, Philipp von Spanien aber gab zu, daß Gibraltar und Minorca in Englands Händen bliebe. Die bourbonischen Prinzen

ent-

entsagten allen Ansprüchen auf die spanische Krone, so wie Philipp den seinigen auf die französische. Preussen erhielt den obern Theil von Geldern, und die Herrschaft über Neufchatel, wogegen es sich aller Ansprüche auf das Fürstenthum Orange begab. Die Holländer erhielten einen vortheilhaften Handlungsvergleich, und das Versprechen, daß ihnen Oesterreich das Besatzungsrecht in gewissen Festungen, zur Sicherheit ihrer Grenzen, überlassen sollte. Der Herzog von Savoyen bekam Sicilien mit dem königlichen Titel: auch ward festgesezt, daß die spanische Monarchie auf ihn fallen sollte, wenn Philipp ohne Nachkommen stürbe. Ludwig versprach der Königin Anna, den Hafen, und die Werke von Dünkirchen schleifen zu lassen, auch eine Anzahl seiner Unterthanen, die der reformirten Religion halber gefangen sassen, in Freyheit zu setzen.

Der Kayser allein verwarf alle zu Utrecht verabredete Friedensbedingungen, und der geheime Beweggrund hierzu, war unstreitig die Hofnung, welche Prinz Eugen unterhielt: er werde im Stande seyn, durch seine Parthey einen Aufruhr in England zu erregen. Wahrscheinlich war es auch nur der Mäßigung des Herzogs von Marlborough zuzuschreiben,

der

der mehr als jeder andre in England vermochte, daß dies Reich damals nicht der Schauplatz eines innerlichen Kriegs ward. Weil man überdieß zu der kriegerischen Geschicklichkeit Eugens am kayserlichen Hofe ein ungemeßenes Vertrauen hatte, glaubte man ihn dem Villars noch immer gewachsen zu seyn, auch ohne, wie bisher, von Marlborough unterstützt zu werden. Allein diese Erwartungen konnten nicht erfüllt werden, zumal da der große Eugen von seinem Hofe nicht genug unterstützt ward, und es daher nicht hindern konnte, daß Villars sich von Worms, Speyer, Kayserslautern, Wolfstein, und Landau Meister machte.

So günstig indeß alle Unternehmungen, in der Fortdauer des Kriegs, für Frankreich ausschlugen, wünschte dennoch Ludwig, den die zunehmenden Schwachheiten des hohen Alters drückten, seinem Reiche auch von dieser Seite den Frieden zu verschaffen. Er ließ es daher geschehen, daß noch in eben diesem Jahre zu Rastadt Unterredungen zwischen Villars, und dem Prinzen Eugen angestellt wurden. Allein es erhoben sich anfangs die größten Schwierigkeiten, sonderlich daher, daß jeder Theil aus dem Tone eines Ueberwinders sprach, der dem andern Gesetze vorschreiben könne. Villars glaubte, nachdem

er

er Freyburg eingenommen, mit Eugen auf völlig gleichem Fuße zu stehen, und verlangte den Streit zwischen seinem, und dem kayserlichen Hofe wegen der spanischen Thronfolge entschieden zu sehen; da aber Eugen in diese, wie in so manche andre Forderungen Ludwigs, nicht willigen konnte, schied man, ohne Erfolg, von einander. Allein im Anfange des J. 1714 wurden die Unterredungen zwischen Villars, und den kayserlichen Ministern, zu Rastadt, aufs neue vorgenommen, und diese, die Eugens Ruhm heimlich beneideten, wusten ihren Herrn, den Kayser, zu überreden, daß er auf schlechtere Bedingungen mit Ludwigen Friede schloß, als die ihm vorhin zu Utrecht waren angebothen worden. Für Frankreich waren sie insgesamt desto rühmlicher, und vortheilhafter, auch erfolgte bald nachher zu Baden in der Schweitz, ein Friede zwischen Ludwig, und dem deutschen Reiche, der mit dem Rastätter völlig gleich war, Frankreich aber die so lang entbehrte Ruhe gänzlich wiedergab.

Ludwig wandte solche an, um die schrecklichen Zerrüttungen nach und nach wieder gut zu machen, die der Krieg in seinem Reiche angerichtet hatte. Allein dies konnte nicht geschehen, ohne seine Unter-

thanen noch immer mit schweren Abgaben zu belasten, zu einer Zeit, da Mangel, und Elend schon herrschend waren. Es brach daher fast ein allgemeiner Banquerout im Reiche aus; denn die noch etwas Geld im Vorrath hatten, suchten es heimlich aus dem Lande zu bringen, damit es ihnen nicht durch eine mächtigere Hand abgenommen würde.

Nur dies einheimische Elend konnte gleichwohl Ludwigen zurückhalten, nicht an den Unruhen Theil zu nehmen, die um diese Zeit in England ausbrachen, wo ein Aufruhr, zu Gunsten des Prätendenten, entstand. Die Königin Anna starb im August 1714 und gewiß war es ein großes Glück für Ludwigen, daß dieser Todt nicht zwey Jahre früher erfolgt war. Bey aller Erschöpfung seiner Finanzen unterstüzte er indeß den Prätendenten mit so vielem Gelde, als er nur entbehren konnte, würde auch gewiß den Herzog von Berwick, der eben damals Barcellona für Philipp V. von Spanien zum Gehorsam zurückgebracht, und erobert hatte, an der Spitze von 15000 Mann nach Schottland geschickt haben, wenn er den Aufwand eines solchen Zuges zu tragen vermocht hätte. Es fehlte ihm gewiß an Neigung nicht, die protestantische Thronfolge in England umzustürzen; wohl aber an Kraft, solches auszuführen.

Georg

Georg I. der nicht zu Ludwigs Wohlgefallen den Thron Englands bestiegen hatte, führte durch den Grafen Stair, seinen Gesandten am französischen Hofe, nachdrückliche Beschwerden darüber: daß die Bedingungen des Utrechter Friedens, sonderlich in Betracht des Hafens von Dünkirchen, nicht wären erfüllt, ja vielmehr eine Stunde von jenem ein neuer Hafen zu Mardyck wäre zu bearbeiten angefangen worden, der den Verlust von jenem völlig würde ersezt haben, wenn nicht Ludwig, durch diese Vorstellungen wäre gedrungen worden, mit der Arbeit einzuhalten.

Ludwig hatte in seinen lezten Tagen, neben der Freude, seinen Enkel auf dem spanischen Throne behaupten zu können, und seinen Unterthanen den Frieden wieder geschenkt zu haben, auch die Kränkung seine Familie durch den Tod des Herzogs von Berry, der im May 1714 ohne Kinder starb, vermindert zu sehen. Bey dieser Schwäche des Hauses Bourbon gerieth er, durch den Rath der Maintenon geleitet, auf den Einfall, seinen zween natürlichen Söhnen von der Montespan, dem Herzoge von Maine, und dem Grafen von Toulouse die Rechte ehelich gebohrner Prinzen, und mit-

hin auch der rechtmäßigen Nachfolge auf dem französischen Throne zu ertheilen. Er ließ die Erklärung hierüber, in Gegenwart jener beyden Prinzen, so wie des Herzogs von Enguien, und des Prinzen von Conti, in die Register des Parlements eintragen, und so wenig auch dies höchste Gerichte der Nation willens war, sich je darnach zu achten, da solche mit den Grundgesetzen des Reichs unverträglich war, trug es doch für den bejahrten Monarchen eine viel zu tiefe Ehrfurcht, als daß es nicht vor jezt seinen Willen für ein Gesetz hätte sollen gelten lassen. In der Folge ward dieses Gesetz eben so wohl, als eine andre Verordnung, die Regierung des Reichs während der Minderjährigkeit seines Urenkels betreffend, widerrufen.

Die lezten Jahre der Regierung Ludwigs, wurden, außer dem Kriege, der sein Reich zerrüttete, noch durch die berufenen jansenistischen Streitigkeiten merkwürdig gemacht. Jansenius, ein Lehrer zu Löwen, der in der Folge Bischoff zu Ypern ward, hatte in einer Schrift, die erst im J. 1640 nach seinem Tode heraus kam, die Lehre von der Gnade, und dem freyen Willen nach der wahren Meinung Augustins erklären wollen. Seine Schrift ward von den

Jesui-

Jesuiten angegriffen, und kam endlich vor die Päbste, da denn Innocenz X. 5 Sätze in des Bischoffs Buche für irrig erklärte. Ueber diesen Ausspruch theilten sich seine Anhänger in zwey Partheyen; die eine gab zu, daß jene 5 Sätze ketzerisch wären, läugnete aber daß sie in dem Buche stünden, die andre behauptete: sie stünden zwar in dem Buche, wären aber nicht ketzerisch.

Dieser Streit kam aus den Niederlanden nach Frankreich, und erregte da die größten Bewegungen. Man wollte zwar des Pabsts Untrüglichkeit, im beurtheilen einer Meinung, nicht ableugnen; die Jansenisten glaubten aber doch: er könne in einer geschehenen Sache wohl irren, und sich einbilden, daß eine Sache in einem Buche stünde, die doch nicht darinn wäre. Die Jesuiten vertheidigten dagegen des Pabsts Untrüglichkeit in beyden Fällen. Clemens IX. suchte den Streit beyzulegen, der Vergleich aber, den er zwischen beyden Partheyen vorschlug, dauerte nicht lange. Die Jansenisten beeiferten sich, der Welt die Kunstgriffe der Jesuiten, und ihre ganze trügerische Moral vorzulegen; die witzigen, und spottreichen Briefe Pascals waren das berühmteste Werk, was in dieser Sache erschien. Diese gaben dagegen den Jansenisten

Verfälschung der Religion schuld, und legten ihnen die Ekelnamen von Molinisten, und Quietisten bey.

In der Folge schrieb der P. Quesnel seine berufenen moralischen Betrachtungen über das N. Testament, worinn die jansenistischen Lehren mit vielen guten verwebt waren. Dies Buch ward von verschiedenen Bischöffen, von denen der Cardinal Noailles der vornehmste war, gebilligt, von den Jesuiten aber als gefährlich bey dem Pabste angegeben, worauf auch Clemens XI. im J. 1713 den Ausspruch that: es wären 101 ketzerische Sätze darinn. Sein Spruch ward in einer Bulle, deren erstes Wort Unigenitus hieß, bekannt gemacht, daher bekam die ganze Bulle den Namen. Vom Parlemente, und der Geistlichkeit weigerten sich viele die Bullen anzunehmen, weil offenbar richtige Sätze darinn verdammt wären. Ludwig aber, der in seinem hohen Alter von den Jesuiten, so wie von deren Anhängerinn, der Maintenon, ganz beherrscht ward, wollte: daß die Bulle in allem angenommen werden sollte, und die Anstalten, die er dazu traf, waren so nachdrücklich, daß es mittelst derselben jenen Vätern gelang die Sekte der Jansenisten, zu der die gelehrtesten, und frömmesten Männer in Frankreich gehörten, größtentheils zu unterdrücken.

Ludwig XIV. verfiel im August 1715 in eine schwere, und vielfache Krankheit, bey welcher er, um die Welt über seinen Gesundheitszustand zu täuschen, nicht die gehörige Mäßigkeit im Essen und Trinken beobachtete. Hierdurch erregte er sich ein hitziges Fieber, worzu ein alter Schaden am Schenkel kam, der wieder aufbrach, und ihm den Brand verursachte, der am 1sten Sept. seinem Leben ein Ende machte. Er starb im 77sten Jahre seines Alters, nachdem er 72 Jahre den Thron Frankreichs besessen hatte.

Seine ehelichen Kinder überlebte Ludwig bey weitem alle, und sein Urenkel war es, des Herzogs von Burgund dritter Sohn, der 1710 gebohren war, welcher ihm auf dem Throne folgte. Seine unehelichen Kinder erreichten mehr Jahre, und einige derselben überlebten ihn. Von der Herzogin de la Valiere hatte er eine Tochter, die an den Prinzen von Conti vermählt ward, und ohne Kinder starb, auch einen Sohn, der Graf von Vermandois hieß. Was von einem ältern Bruder dieses Grafen, der lange Jahre in der Bastille unter dem Namen des Mannes mit der eisernen Masque gelebt haben soll, in neuern Schriften bekannt geworden, ist wenigstens nicht zum

höchsten Grade historischer Gewißheit zu bringen, und wenn es auch wahrscheinlich ist, daß ein solcher räthselhafter Gefangener, unter Ludwig XIV in die Bastille gesezt worden, so ist doch nicht auszumachen: ob es ein Sohn der Valiere, oder ein anderer dem Monarchen eben so nahe verwandter Prinz gewesen sey. Von der Montespan blieb Ludwigen der Herzog dū Maine, der eine zahlreiche Familie hinterließ, die Herzogin von Bourbon, der Graf von Toulouse, und eine Tochter, die in der Jugend starb.

Ludwigs Bruder Philipp, Herzog von Orleans, war mit Henrietten Marien, der Tochter Carls I. von England vermählt. Er zeugte mit ihr eine Tochter, die an den Herzog von Savoyen vermählt wurde; daher der König von Sardinien dem unglücklichen Hause Stuart durchs Blut am nähesten verwandt ist. In einer zweyten Ehe mit Charlotten Elisabeth, Tochter Carl Ludwigs, Churfürsten von der Pfalz, zeugte Ludwigs XIV. Bruder Philippen von Orleans, der, nach des Monarchen Absterben, als Staatsverweser von Frankreich, während Ludwigs XV. Minderjährigkeit, eine merkwürdige Rolle spielte. *)

Die

*) Es sind von dieser Charlotte Elisabeth, Mutter des Regenten, neuerlich Anecdoten, oder deut-

Die unpartheiische Geschichte kann diesem Monarchen den Beynamen des Großen, der ihm von seinen Zeitgenossen so verschwenderisch ertheilt ward, schwerlich zugestehen. So geneigt auch seine Schmeichler waren, die überwiegenden schlimmen Eigenschaften, die diesen König zu einer Geissel für seine Zeiten machten, zu entschuldigen, seinen Stolz Grosmuth, seine praleriſche Eitelkeit Prachtliebe, und seine Grausamkeiten strenge Gerechtigkeit zu nennen; die kaltblütigere Nachwelt urtheilt hierüber anders, und erkennt in ihm einen Monarchen ohne Grundsätze, dem mehr das Glück, und seine Diener, zu einem Schimmer von Größe geholfen haben, als daß er den Grund darzu in seinem eignen Geist, oder Herzen gehabt haben sollte. Auf seinen eignen Befehl verübten seine Krieger in Deutschland, und Italien Grausamkeiten, die, so wie seine unmenschliche Härte gegen seine protestantischen Unterthanen in dem leztern Theil seiner Regierung sein Andenken mit unauslöschlicher Schande bezeichnen. Er besaß natürliche Fähigkeiten, die aber durch seine sehr vernachläßigte Erziehung nicht waren ausgebildet worden, und in der Folge ward sein Geist

sche Briefe erschienen, die mit großer Freymüthigkeit geschrieben sind, und über Ludwigs XIV. lezte Lebenszeit viel Licht geben.

durch Priester, und Staatsleute verdrehet, sein Herz aber durch Geitz und Ehrsucht, die keine Grenzen kannte, verderbt; denn indem er die übertriebnen, so gar gotteslästerlichen, Lobreden seiner Schmeichler gefällig annahm, zeigte er hiermit: er glaubte, daß sie ihm gebührten. Auch war seine Freygebigkeit gegen Gelehrte, und witzige Köpfe aus dieser Sucht nach Ruhme herzuleiten, die überdies mit seinen Einkünften in keinem sonderlichen Verhältnisse stand, und nicht immer nach Verdienst, sondern oft nach dem Einflusse der Höflinge ertheilt ward. Wenn er seine Feldherrn, oder Minister, die Fehler begangen hatten, selten bestrafte, so lag auch hiervon der Grund in seinem Stolze, der es der Welt nicht wollte merken lassen, daß er geirrt, und sein Vertrauen dem unrechten geschenkt habe, oder daß seine Regierung unglücklich sey. Noch in dem Unglück, welches ihn in seinen lezten Jahren verfolgte, behielt er seinen Stolz in solchem Grade, daß man kein Mitleiden mit ihm haben konnte. Wenn er zu der Zeit, da er in der augenscheinlichsten Gefahr sich befand, durch die wider ihn verbundenen Mächte vom Throne gestossen zu werden, viel einräumte, so hat man doch dabey große Ursach zu glauben, daß er es bey seinen Anerbietungen nicht aufrichtig meinte, und ihm nie

die

die Noth seiner Unterthanen, sondern nur seine eigne zu Herzen gieng. Auch zeigte die stolze Miene, die er, und seine Minister augenblicklich wieder annahmen, da sich die Königin Anna zum Frieden geneigt bezeigte, daß sein Herz durch Unfälle nicht gebessert werden könne.

Leugnen kann man übrigens nicht, daß der Staat unter ihm eine ganz neue Gestalt gewonnen, die königliche Gewalt von ihm ansehnlich vergrößert, die Gesetze, Policey, und Handlung auf bessern Fuß gesezt, und Künste, und Wissenschaften durch ihn zu einem hohen Grade gebracht worden. Allein seine großen Entwürfe, die er durch kluge Staatsbedienten, und Feldherrn ausführte, entsprangen aus Stolz, und Eroberungssucht, wie denn auch alle seine Kriege, den lezten ausgenommen, worinn allein er kein Glück hatte, ungerecht waren. Europa ist ihm die großen stehenden Heere, auch in Friedenszeiten, schuldig; denn gegen einen solchen Eroberer muste man stets gerüstet bleiben. Wenn er mithin auch einiges Verdienst um Frankreichs Größe hat, so ist doch unleugbar, daß der Schade, den er ihm zugefügt, noch weit größer sey. In den leztern 20 Jahren stand er gänzlich unter dem Einflusse der Maintenon, einer

bigot-

bigotten Schwärmerinn, die, indem sie ihn unumschränkt beherrschte, ihn bey dem Glauben erhielt: sein Wille wär ihr Gesetz. Sie war würklich ihm angetraut, obgleich sie nie den Titel einer Königin annahm.

Sieben und funfzigste Vorlesung.

Regierungs-Geschichte Ludwigs XV.

Frankreich befand sich in einem äusserst zerrütteten, kläglichen Zustande, als Ludwig XV. in einem Alter von fünf Jahren, seinem Urgroßvater auf dem Throne folgte. In seinen letzten Tagen hatte Ludwig XIV. durch ein Testament, was dem Parlement, um es nach seinem Tode zu eröfnen, war übergeben worden, Verfügungen getroffen, die den Herzog zwar dem Titel nach zum Staatsverweser, in der That aber zu nichts mehr, als zum Vorsitzer des geheimen Regierungsraths machen sollten. Außer ihm selbst, waren die Herzoge von Bourbon, und Maine, nebst dem Grafen von Toulouse, dem Canzler, der im königli-

chen

chen Staatsrath den Vorsitz führte, und den Marschällen Villeroy, Villars, Uxelles, Tallard, und Harcourt bestimmt, darinn zu sitzen, auch der Aufseher über die Finanzen des Reichs, und vier Staatssecretaire waren Beysitzer dieses Raths. Der Herzog von Maine sollte Oberhofmeister, und Villeroy unter ihm Aufseher über den jungen König, und dessen Erziehung seyn.

Mit dieser Verfügung, die dem Herzoge von Orleans zwar Ansehen, aber keine Macht verlieh, vertrugen sich die Absichten eines herrschsüchtigen Prinzen sehr wenig; er beschloß daher, sich der Gewalt des Parlements zu bedienen, um den lezten Willen Ludwigs XIV. als der Verfassung des französischen Reichs zuwiderlaufend umzustürzen.

Allein er hatte dabey viele Hindernisse zu übersteigen, die ihm besonders vom Philipp V in Spanien erregt wurden. Dieser hatte eine starke Parthey im Königreiche, und war ein bitterer Feind des Herzogs von Orleans, weil er wuste, daß derselbe um die Zeit der Unterredungen, die zu Gertruydenberg waren gehalten worden, seine Entsetzung vom Throne Spaniens insgeheim zu befördern gesucht hatte,

um

um selbst auf diese Krone Anspruch zu machen. Was ihm aber auf der andern Seite zu statten kam, war Georgs I. von England Freundschaft. Dieser hielt es bey dem ungewissen Zustande seiner Angelegenheiten in Grosbrittannien für wichtig, Frankreich wenigstens nicht wider sich zu haben, um sicher zu seyn, daß das Haus Stuart nicht von daher unterstützt werden möchte, und bewarb sich daher um das Vertrauen des Herzog von Orleans.

Das Parlement begünstigte indeß die Entwürfe, und Absichten des Herzogs am meisten, denn es betrachtete Ludwigs XIV. lezten Willen nicht nur als einen Eingriff in seine eignen Rechte, sondern auch als eine Handlung aberwitziger Schwäche. Es warf daher diese Verfügung, so wie die, welche Ludwigs XIV. natürliche Kinder für rechtmäßig, und thronfähig erklärte, augenblicklich übern Haufen, und sprach dagegen dem Herzoge die völlige Macht eines Staatsverwesers einmüthig zu. Natürlich war es, daß dieser aus Erkenntlichkeit dafür ihm das Recht wieder gab, was die Könige, und namentlich der leztere Monarch, demselben beständig verweigert hatten: die Verordnungen nemlich, denen es durchs ein-

tra-

tragen in seine Register, die Gesezkraft geben sollte, vorher zu untersuchen.

Das erste, was er hierauf that, war die genaue Erwägung des Zustandes dieses zerrütteten Reichs, dessen Schuldenlast sich auf 300 Millionen Pfund Sterling soll belaufen haben. Es schien ihm hierauf, dem herunter gekommenen Staate aufzuhelfen, ein Mittel nothwendig, was nur mit dem schrecklichen Grundsaz von ihm entschuldigt ward, daß Noth kein Gesetz mehr erkenne: denn er ließ die Louisdor um den Preiß von 16 franz. Livres, fürs Stück, einwechseln, und zwang die Nation, sie, nachdem solche umgeprägt waren, für 20 französische Livres wieder anzunehmen. Auch sezte er einen Gerichtshof, unter dem Namen der brennenden Kammer nieder, welcher den Unterschleif mit den öffentlichen Geldern, während der vorigen Regierung, untersuchen, und bestrafen sollte.

In dem Religionszwiste, der Frankreich schon geraume Zeit zerrüttete, bewieß der Regent viel standhafte Klugheit, und verhütete durch die unverdroßne Mühe, so er sich gab, die Gemüther beyder Partheyen zu besänftigen, daß nicht eine die andre verfolzte.

Alle

Alle, die wegen der Bulle Unigenitus waren verwiesen worden, berief er zurück, so wie er auch allen, die derenthalben gefangen saßen, die Freyheit wieder gab. Den Jansenisten gab er einen Theil ihrer Rechte wieder; die Bischöffe, welche die Bulle nicht annehmen wollten, brachte er zwar dahin, unter gewissen Abänderungen von ihrem Widerstande abzulassen, gab ihnen aber dabey die Freyheit, von derselben an eine allgemeine Kirchenversammlung zu appelliren. So weit wagte er es indeß nicht, Gerechtigkeit vorwalten zu laßen, daß er den Verfolgungen der Protestanten, gegen welche die herrschende Parthey noch immer fort wütete, Einhalt gethan hätte. Nur einigen derselben, die, ihrer Religion wegen, auf den Galeeren waren, gab er, auf Vorsprache des Königs von England, die Freyheit. Er suchte die Gunst des englischen Hofs dadurch zu erhalten, daß er demselben insgeheim Nachricht von allem gab, was der Prätendent in Schottland vornahm, obwohl er es nicht wagte, öffentlich dessen Parthey zu verlassen, um nicht den Haß der französischen Nation auf sich zu laden.

Im Jahr 1717 machte die ungewohnte Erscheinung des rußischen Zcaars, Peter des Großen am französi-

zösischen Hofe das Volk auf einige Zeit seines mannigfachen Elendes vergessen. Das Parlement widerrief in eben diesem Jahre die dem Herzoge von Maine, und dem Grafen von Toulouse ertheilte Würden, als Prinzen vom Geblüte, die ihnen ihr Vater Ludwig XIV. in seinen lezten Lebenstagen zu versichern gedacht hatte.

Um den Staat von der ungeheuern Schuldenlast, die ihn drückte, zu befreyen, nahm der Regent zu einem für die Unterthanen sehr nachtheiligem ungerechten Mittel seine Zuflucht. Einige Abentheurer hatten noch unter der vorigen Regierung den Fluß Missisippi in Amerika beschifft, und die Meinung in Umlauf zu bringen gewußt: daß er reichlich Goldkörner mit sich führe, die, wenn eine Handlungs-Gesellschaft zu deren Einsammlung errichtet würde, mit der Zeit unfehlbar so viel eintragen müßte, daß davon die Staatsschulden nach und nach getilgt werden könnten. Ein Abentheurer aus England, Johann Law, machte einen romanhaften Entwurf zu einer solchen Handlung, der das Volk bethörte, daß es sein baares Geld in die Hände des Staatsverwesers lieferte, und Papier, statt dessen, zurück bekam.

Ueberall waren die Maximen, welche der Staatsverweser in Geldsachen befolgte, eigenmächtiger, als

je ein König von Frankreich sichs erlaubt hatte. Er zwang die Unterthanen durch Strafen, so er darauf sezte, ihr Geld in die Münze zu bringen, und Papier davor zurück zu nehmen, so daß durch diese Kunstgriffe fast alles baare Geld der Nation in seine Hände kam. Außer der Handlung nach dem Missisippi errichtete Law eine königliche Bank, und so groß auch das Geschrey des Volks gegen den Staatsverweser ward, als es alle die schönen Verheissungen goldner Berge, durch die er alle Köpfe drehen gemacht hatte, in Rauch verschwinden sah, wuste er doch dasselbe durch sein Ansehen bey dem Heere, dessen Liebe er in hohem Grade besaß, zu stillen.

Umsonst suchte das Parlement, durch Gegenvorstellungen, sich den verderblichen Maaßregeln des Herzogs zu widersetzen; er hatte seine Macht in Frankreich bereits so weit festgesezt, daß er dessen Widerstand nicht mehr achtete. Durch genaue Verbindung mit dem hannöverischen Hause, für dessen Nachfolge auf dem Throne von Großbrittannien er die Gewähr übernommen hatte, ward sein Ansehen noch mehr befestigt, denn Georg I. leistete dagegen die Gewähr für die Nachfolge des Hauses Orleans auf dem französischen Throne.

Der

Der spanische Hof war indeß nicht müßig, beyden Nationen das Gegengewicht zu halten, und der Cardinal Alberoni, der voll weitaussehender Anschläge für die Vergrößerung der spanischen Macht war, wandte die erstaunlichste Mühe an, die spanische Flotte wieder zu ihrem vorigen Ansehen zurück zu bringen. Allein sie erlitt im J. 1718 durch einen wichtigen Sieg, den die englische Flotte, unter dem Admiral Bing über sie erfocht, eine unersezliche Niederlage, und eben dieser Sieg befestigte zugleich des Staatsverwesers Macht in Frankreich so sehr, daß er weder den Haß der Nation, noch die Widersezlichkeit des Parlements mehr achtete, sondern in seinen Finanz-Operationen ungescheut fortfuhr.

Die verständigern unter der französischen Nation hatten zwar die Kunstgriffe schon eingesehen, durch welche der Herzog, und sein Unterhändler, Law, sie täuschte; allein der Schwindelgeist war bey den meisten noch immer stark genug, sie glauben zu machen: die Bank, und der Mississippi-Handel werde ihnen zu Wohlstande, und Reichthümern verhelfen, da er sie doch in bittere Armuth stürzte. Auch dachten die scharfsinnigern auf allerley Mittel, den täglich erneuerten Verordnungen auszuweichen, durch welche man

sie zwingen wollte, ihr baares Geld in Papier zu verwandeln. Allein nachdem die Regierung, unter listigem Vorwande, einen neuen Umlauf des Geldes veranstaltet hatte, sezte sie sogleich dessen Werth herunter, und nöthigte die Eigenthümer, es in Bankzettel umzusetzen. Auch blieb es hierbey noch nicht, sondern den Mitgliedern der westindischen Handelsgesellschaft ward im J. 1720 die Macht gegeben, in alle Häuser ohne Ausnahme mit Gewalt zu dringen, und das versteckte Geld aufzusuchen, damit es in Papier könnte verwandelt werden. Da die Verordnungen des eigenmächtigen Staatsverwesers indeß nur auf das gemünzte Geld giengen, so verwandelten alle Ausländer, wie auch einheimische Reiche, ihr Silber und Gold in ungemünztes, indem sie es zu den Goldschmidten brachten, und Teller daraus schlagen ließen. Innerhalb drey Monat wurden zu Paris nicht weniger als 120000 dutzend Teller verfertigt, ohne die Schüsseln und Schaalen zu rechnen, bis der eigenmächtige Staatsverweser diesem Verfahren dadurch zu steuern suchte, daß er die Verfertigung solcher Geschirre nur auf das Gewicht einer Unze einschränkte. Auf die Länge wurden indeß die Bedrückungen des Volks so unerträglich, daß man sich täglich einer allgemeinen Empörung im Reiche versah, und der

Her-

Herzog nicht nur einige seiner neuesten Verordnungen widerrufen, sondern auch den Law mit einer Wache aus dem Reiche schaffen muste. Die Folge davon war die Aufhebung des ganzen Mississippihandels, der Frankreich unermeßliche Summen gekostet, und zwar den Staatsverweser, nebst einer kleinen Anzahl von Privatpersonen, bereichert, dafür aber die ganze Nation in Elend, und Armuth gestürzt hatte.

Spanien fuhr in seinen geheimen Versuchen, den Staatsverweser seiner, Macht zu berauben, immer fort, und zeddelte, durch seinen Minister am französischen Hofe, eine Verschwörung wider ihn an, die aber, von England, aus ihm entdeckt, und eben hierdurch vereitelt ward. Der spanische Gesandte, Fürst von Cellamare, ward, nebst einigen französischen Großen, die es mit ihm gehalten, eingezogen, und einige davon hingerichtet.

Alberoni, der durch Philipp V. zweyte Gemahlin, einer Prinzeßin von Parma, sich zum Posten eines ersten Ministers in Spanien empor geschwungen, hatte, ungeachtet der schweren Niederlage, welche die Flotte von den Engländern kürzlich erlitten, einen kühnen Entwurf gemacht, um beynah den ganzen Zustand

 von

von Europa, zum Besten Spaniens zu ändern. Er wollte des Kaysers Macht in Deutschland, durch ein Bündniß der nordischen Reiche wider ihn, entkräften, hatte auch bereits den russischen Czaar, und den König von Schweden dahin gebracht, diesem Bündnisse beyzutreten. Doch alles mißlang, durch unvorhergesehene Zufälle, und die Standhaftigkeit der englischen Minister; der Staatsverweser war indeß dadurch so sehr in Unruh gesezt worden, daß er ein starkes Heer, zu seiner Sicherheit, in der Nähe von Paris versammlet hatte.

Das Parlement fuhr indeß fort, sich seinen strengen Maaßregeln zu widersetzen; er verwieß es daher, im J. 1620 nach Pontoise, und sezte, vermöge der ihm völlig übertragenen höchsten Gewalt, einen andern Gerichtshof nieder, der die Geschäfte des Parlements besorgen sollte. Um sich auf den Fall, daß der junge König, dessen Gesundheits-Umstände sehr mißlich waren, sterben sollte, zu sichern, schloß der Herzog ein neues Bündniß mit dem Könige von England, und den Generalstaaten; denn er wußte, Philipp V. würde Anspruch auf die Krone machen, obwohl er im leztern Vergleich zu Utrecht solchem hatte entsagen müssen. Diesem Bündniß zufolge, zwang er den

Prä-

Prätendenten sich aus Avignon zu entfernen, und über die Alpen zu gehen, bestätigte auch die Artickel des utrechter Vergleichs, die für Grosbrittannien am günstigsten waren. Der Kayser, dessen einzige Absicht die Errichtung einer pragmatischen Sanction war, konnte sich, wie man wußte, diesem Bündnisse nicht widersetzen, vielmehr trat er demselben bey, so daß es nun ein vierfaches ward.

Spanien hatte nun den Krieg wider England, und Frankreich allein zu führen. Seine Forderungen, die anfangs sehr hoch gespannt gewesen waren, wurden, nachdem Philipp V. seinem ehrgeitzigen Minister, Alberoni, den Abschied gegeben hatte, gemäßigter, und es kam endlich zum Vergleiche. Es ward in demselben eine doppelte Verbindung zwischen Frankreich und Spanien verabredet; der König von Frankreich sollte die spanische Infantinn, die erst vier Jahr zählte, der Prinz von Asturien aber eine von des Staatsverwesers Töchtern, zur Gemahlin bekommen. Noch eine dritte Heyrath zwischen dem Don Carlos und einer andern Tochter des Herzogs von Orleans kam in Vorschlag, in der Folge aber nie zu stande.

Außer dem Elend des Geldmangels, unter dem Frankreich litt, ward es im Jahr 1720 noch durch die Pest heimgesucht, die durch ein fremdes Schiff von Sidon nach Marseille kam. Man sah sie anfangs nur für ein bösartiges Fieber an, und brauchte daher nicht alle Vorsicht dagegen; sie griff also fürchterlich um sich, und raffte in einem Monat, bloß zu Marseille, 40000 Menschen hin, ohne der großen Menge, die in Provence, und Languedoc ihr zum Raube wurden. In der Folge war man durch Linien, die gezogen wurden, zwar so glücklich, ihren Fortgang aufzuhalten, und ihr ganz zu steuern, allein diese Mittel waren mit so vieler Strenge verbunden, daß nur eine so eigenmächtige Regierung, wie die des Herzogs von Orleans war, sie in Uebung bringen, und durchsetzen konnte.

Troz dieses innerlichen Elends im Reiche erschien der Hof, zur Zeit des Beylagers Ludwig XV. in größerm Glanze, als je in den glücklichsten Tagen der vorigen Regierung. Als der junge Monarch einem türkischen Gesandten Gehör gab, schäzte man die Edelgesteine auf seinen Kleidern 25 Millionen französischer Pfunde werth; so sehr beeiferte sich der Staatsverweser, durch übertriebne Pracht, das Volk, ge-

gen

gen sein würkliches Elend, zu betäuben. Villeroy, der Unterhofmeister des Königs, kam bey ihm in Verdacht, daß er Ludwigen eine üble Meynung von ihm beygebracht habe; darüber sezte er ihn von seinem Amte ab, unter dem Vorwande: er führte sich zu unabhängig von der Regierung auf, und gab solches dem Herzoge von Charost, der ihm ergebner war. Auch ernannte er seinen Getreuen, den Cardinal du Bois, der eben so sehr ein Werkzeug seiner Wollust, als seiner Macht gewesen war, zum ersten Minister von Frankreich.

Im J. 1722 geschah die Krönung des jungen Monarchen zu Rheims, und er ward, dem Namen nach, mündig erklärt. Es war eine seiner ersten Handlungen, daß er aus den Einkünften gewisser Bißthümer Gnadengehalte festsezte, die des Staatsverwesers Getreuen zu Theil wurden. Du Bois besaß nur kurze Zeit seine Stelle, als erster Minister; nach seinem Tode übernahm der Herzog von Orleans wieder dessen Geschäfte. Allein die Wollust, die seine herrschende Leidenschaft war, verkürzte ihm noch am Ende des 1722sten J. plözlich das Leben durch einen Schlagfluß, der ihn mitten in den Ausbrüchen derselben tödtete.

An seine Stelle trat der Herzog von Bourbon-Condee mit der völligen Macht eines Regenten, obgleich der Titel davon wegfiel. Er brachte den Villeroy wieder an das Ruder der Geschäfte, den jener entfernt hatte. Unter seiner Staatsverwaltung ward die Zusammenkunft zu Cambray eröfnet, die zuerst vom Cardinal du Bois war in Vorschlag gebracht worden, und zu welcher die übrigen Mächte, denen an Befestigung der Ruhe Europens gelegen war, ihre Einwilligung gegeben hatten. Ihre Absicht sollte die Ergänzung des Utrechter, und Raßtätter Friedens seyn, und wenn die Geschicklichkeit zu Unterhandlungen diese Absicht allein hätten befördern können, so müßten die französischen Minister die damals den Vorzug hierinn behaupteten, solches möglich gemacht haben.

Sie fiengen im Jenner 1723 ihre Unterredungen an, allein diese zerschlugen sich bald, ohne Erfolg, wieder, obwohl der Kayser, dem vierfachen Bündnisse zufolge, dem Don Carlos die Investitur über Toscana, Parma, und Piacenz gegeben hatte.

Die Nation gewann übrigens bey der Veränderung, die durch des Herzogs von Orleans Tod veran-

anlaßt war, an Ruhe, oder Wohlstand nicht; denn der Herzog von Bourbon sezte, zum Behuf des auswärtigen Handels, die Münzsorten im Reiche merklich herunter. Dies verursachte unter den innländischen Handelsleuten eine solche Gährung, daß jede Nacht Meuchelmorde auf den Straßen zu Paris vorfielen, und, wenn nicht das Volk noch durch die Armee wäre in Furcht gehalten worden, würde ein allgemeiner Aufruhr unvermeidlich gewesen seyn.

Die Zerrüttungen, welche die Geistlichkeit im Reiche verursachte, waren eben so groß, als die durch das Geld veranlaßt wurden. Der junge König ward überredet, eine Verordnung ergehen zu lassen, in der man ihm sagen ließ: unter allen Anschlägen, die sein Urgrosvater Ludwig XIV. während seiner Regierung gefaßt hätte, wäre die Ausrottung der Ketzerey aus dem Reiche der, dessen Vollstreckung ihm am meisten wichtig sey. Aber noch von einer andern Seite äusserte sich die Wuth der Jesuiten, als gegen die Protestanten; man schien mehr als jemals entschlossen, die Parthey der Jansenisten zu unterdrücken. Viel vornehme Geistlichen, worunter sogar die Aebtissinn von Chelles, die Tochter des verstorbenen Herzogs von Orleans, sich befand, erhielten scharfe Verweise darüber,

rüber, daß sie nicht die Bulle Unigenitus annähmen. Alle Gefängnisse im Reich waren voll von Appellanten, und man schien gesonnen, diese Bulle mit dem größten Nachdrucke durchzusetzen. Zu gleicher Zeit wütete der Hunger, und erregte einen Aufstand, sowohl in der Hauptstadt, als zu Rouen,

Der Herzog von Bourbon hatte vor dem von Orleans den Vorzug besserer Gesinnungen, wenn jener gleich mehr Geist besessen haben mochte. Philipp V. von Spanien hatte die Regierung seinem ältesten Sohne Don Ludwig abgetreten, nach dessen bald erfolgten Tode aber solche wieder genommen. Da Ludwigs XV, Ehe bißher unfruchtbar zu seyn schien, so vermuthete man, Philipp V. habe dem Throne Spaniens vorhin darum entsagt, um seine Ansprüche auf den französischen wieder erneuern zu können, wenn Ludwig XV. unbeerbt stürbe. Damit dies nicht geschähe, gab der Herzog von Bourbon seinem Könige den Rath, er solle die Infantin, seine Gemahlin, nach Spanien zurückschicken, und eine andre sich beylegen, von der sich Nachkommen hoffen ließen. Die Nation in Frankreich war eben dieser Meynung, und Maria Lesczinsky, Tochter des Königs Stanislaus von Polen, war die, welche der Herzog Ludwigen vorschlug.

Der

Der König ließ sich den Rath gefallen, und schrieb an seinen Schwiegervater einen höflichen, aber verständigen Brief, von der Pflicht, welche er gegen sein Volk auf sich hätte, eine Gemahlin zu nehmem, mit der er Kinder zeugen könnte.

Allein es war weit gefehlt, daß dieses Schreiben bey dem spanischen Monarchen, und dessen Gemahlin gut wäre aufgenommen worden. Ihr Eyfer wider den Herzog von Bourbon äusserte sich vielmehr sehr laut, und im J. 1725 schickten sie die Wittwe des frühverstorbnen Königs Ludwig von Spanien, nebst ihrer Schwester, Frau von Beaujolois, die für den Don Carlos bestimmt gewesen war, nach Frankreich zurück. Um eben die Zeit langte die Infantin Königin, in Begleitung der spanischen Gesandten, die zu Paris gewesen waren, in Spanien an. Der Hof zu Madrid rief hierauf seine Bevollmächtigten von der Zusammenkunft zu Cambray ab, wo nichts wichtiges war ausgerichtet worden, und verlangte: der Herzog von Bourbon solle scharf bestraft werden. Als man aber hierauf nicht achtete, that der catholische König sein möglichstes Frankreich Feinde zu erwerben, und sonderlich Georg I. von der Verbindung mit Ludwigen XV. abzuziehen, indem er sich erbot, alle seine

Strei-

Streitigkeiten mit dem Kayser dem Ausspruche desselben zu unterwerfen. Allein dieser kluge Monarch lehnte es ab, Vermittler zu seyn.

Es kam hierauf im J. 1725 zu einem Vergleiche zwischen beyden Partheyen, Spanien, und dem Kayser, durch den sich aber sowohl Frankreich, als England an ihren Rechten beleidigt hielten, und Georg I. bewürkte deswegen im folgenden Jahre zu Hannover einen andern Vergleich zwischen England, und Frankreich, dem auch Preussen, und die vereinigten Provinzen beytraten, doch ohne die Absicht, dessen Bedingungen nachzukommen.

In der Verwaltung des französischen Staats gieng unterdeß eine wichtige Veränderung vor. Der Herzog von Bourbon sah sich, wegen der Hülfsgelder, die Frankreich damals zahlen mußte, gedrungen, neue Abgaben auszuschreiben, sonderlich eine Steuer von allem persönlichen Vermögen, die sich auch auf die Geistlichkeit, und den hohen Adel erstreckte. Der Hof, so viel er auch durch die Erhöhung der Münze, und durch nicht bezahlte Billets der königlichen Bank, gewonnen hatte, klagte doch noch immer über eine solche Last von Schulden, daß die jährlichen Zinsen

dafür

dafür 51 Millionen betrügen. Umsonst geschahen von den Parlementern des Reichs die nachdrücklichsten Vorstellungen wider das Eintragen dieser neuen Auflagen, sie mußten sich darzu bequemen. Mehr Eindruck aber machte die Einwendung der Geistlichkeit auf den jungen König, sie entzog dem Herzog das Vertrauen desselben so ganz, daß er der Stelle eines ersten Ministers entsezt ward, und der Monarch 1726 selbst zu regieren sich entschloß. In der That zwar ließ sich Ludwig damals von seinem Lehrer, Fleury, dem Bischoffe von Frejus, beherrschen, der sein Bißthum niederlegte, und dafür den Cardinalshut erhielt. Dieser war in seinem äußerlichen bescheiden, und verträglich, von angenehmen Umgang, ohne Stolz, und Uebermuthe, auch mit dem Geiste des jungen Königs so bekannt, daß es ihm leicht fiel, sich seines ganzen Vertrauens zu bemächtigen. Unter einem feinen äusserlichen verbarg er im Herzen große Anhänglichkeit für die Jesuiten, und hitzigen Eyfer für die Annehmung der Bulle Unigenitus, der selbst in Verfolgungen ausartete. Uebrigens war er sehr für die Erhaltung der öffentlichen Ruhe besorgt, und in seiner langen Staatsverwaltung fast immer glücklich.

Als er sein Amt antrat rüsteten sich alle Bundsgenossen des Vergleichs von Wien, und Hannover eyfrig zum Kriege, Fleury aber suchte durch friedliche Maaßregeln die Ruhe Europens zu befestigen. Zwar konnte er nicht die Spanier an ihrem fruchtlosen Angriffe auf Gibraltar, noch auch England hindern, große Flotten auszurüsten, um der spanischen Handlung Schaden zu thun; allein, indem er die Ungnade des Herzogs von Bourbon beförderte, der Verhaft in seinem eignen Hause bekam, ward dadurch der spanische Hof soweit besänftigt, daß es zu keinem Bruche zwischen ihm, und dem französischen kam.

In der Mitte des Augusts hatte der junge König die Freude, Vater zwoer Prinzeßinnen zu werden; er trug, als er dem Erzbischoff zu Paris deswegen öffentlich zu danken anbefohlen, ihm zugleich auf, um die Geburt eines Dauphins zu beten. Zu eben dieser Zeit starb Georg I. von England, und das Haus Bourbon verlohr dadurch einen standhaften Bundsgenossen. Die Abneigung dieses Monarchen gegen das Haus Oesterreich, so wie seine Liebe zu seinen deutschen Staaten, hatten ihn zu Verbindungen mit Frankreich verleitet, die diesem Lande zu viel Gewicht auf der Waagschale der öffentlichen Macht gaben.

Es

Es gehörte zu Fleury's Entwürfe, die Unterredungen von Cambray wieder zu erneuern; allein er war so klug, es dahin zu bringen, daß sie nach Soissons verlegt wurden, damit er ihnen bequemer beywohnen könne, ohne sich zu weit von der Person seines Herrn zu entfernen. Schon im May 1727 hatte der Cardinal die Höfe von Spanien, und Grosbrittannien dahin vermocht, die vorläufigen Puncte zu unterzeichnen; als aber über den richtigen Verstand derselben sich Streit erhob, ward am spanischen Hof eine Schrift unterzeichnet, wodurch aller Zwist gehoben wurde. Um das Ansehen seines Ministers zu vergrößern, stellte der König zu Compiegne, in der Nähe von Soissons, eine Jagd an, so daß sie nie über zwo Stunden weit von einander waren.

Die Unterredungen, die im J. 1728 vor sich giengen, blieben fruchtloß; denn der catholische König wußte, daß der Kayser nicht aufrichtig seinem beliebten Anschlage, einer Versorgung seiner Familie in Italien, geneigt wäre. Auch sah er wohl daß er für die ungeheuern Summen jährlicher Hülfsgelder, die er nach Deutschland schickte, nicht die denselben angemessenen Vortheile vom Kayser zöge; daher blieb er unentschlossen bey allem, was zu Soissons zur Sprache kam,

erneuerte indeß doch all' die hohen Anforderungen wieder, die Spanien an England machte, um wenistens die leztere Macht in Furcht zu setzen, damit sie zu der Versorgung seines Hauses in Italien still schwiege, und darinn glückte es ihm.

Frankreich erreichte bey dieser, übrigens furchtlosen Zusammenkunft, gleichwohl in so fern seine Absicht, daß es die genaue Verbindung zwischen den Höfen zu Wien, und Madrid trennte, und zu einem künftigen Misverständniß zwischen beyden den Grund legte. Während dies vorgieng, ward Ludwigs XV. sehnliche Erwartung eines männlichen Erben abermahl getäuscht indem seine Gemahlin mit einer Tochter nieder kam. Er selbst ward noch am Schlusse des J. 1728 von einer gefährlichen Krankheit befallen, aber doch, dem Wunsche der Nation gemäß, wieder hergestellt. Der Hof fuhr in seiner verfolgenden Strenge wider die Protestanten, so wie auch die Gegner der Bulle Unigenitus, noch immer fort.

Im folgenden Jahre nahmen die Friedensunterhandlungen eine solche Wendung, wie sie der Cardinal Fleury gewünscht, und vorhergesehen hatte. Sie wurden nemlich nach Sevilien verlegt, wo ein neuer

Vergleich zwischen England, Spanien, Frankreich, und Holland zu stande kam, um die Versorgung der Kinder der Königin von Spanien zu bewürken, wofern sich der Kayser dagegen setzen sollte, wie es denn würklich geschahe. Man gab sich übrigens, von Seiten Oesterreichs, viel Mühe, Ludwigen zur Gewährleistung der pragmatischen Sanction zu bringen; allein der Cardinal wußte diesem Ansinnen, durch den Vorwand, immer sorgfältig auszuweichen: der König nähme keinen Antheil an dem zweyten Wiener Vergleiche, indem England allein diese Gewährleistung über sich genommen hätte.

Der Tod Augusts I. Königs in Polen, welcher im J. 1733 erfolgte, unterbrach die äusserliche Ruhe, deren Frankreich einige Jahre hindurch genossen hatte. Ludwig XV. konnte, wegen der nahen Verbindung mit Stanislaus Lescyinski, der von einer starcken Parthey in Polen zur Besetzung des erledigten Throns gerufen ward, kein gleichgültiger Zuschauer bey dem Wahlgeschäfte bleiben. Der Wohlstand forderte es, seinem Schwiegervater beyzustehen, der an dem Churfürsten von Sachsen, des vorigen Königs Sohn, einen eyfrigen Nebenbuhler hatte. Der Cardinal gab dem Marquis de Monti, der französischer Gesandter zu

Warschau war, Befehl, so viel Stimmen, als er immer vermöchte, für Stanislaus zusammen zu bringen. Es glückte ihm auch darinn so gut, daß dieser es wagte, verkleidet durch Deutschland zu reisen, und sich einige Zeit heimlich in des französischen Gesandten Hause aufhielt.

Allein weder die Czaarinn von Rußland, noch der deutsche Kayser, und der König von Preussen, hielten es ihren Vortheilen für zuträglich, daß Frankreich den Polen einen König gäbe; Rußland, und der Kayser sezten deswegen ihre Truppen in Bewegung. Der Primas des Reichs meinte, durch Beschleunigung der Wahl, diese Unruhen in ihrem Entstehn zu unterdrücken, und erklärte: daß die Mehrheit der Stimmen für Stanislaus ausgefallen sey. Allein die kayserlichen Völker zogen sich in Schlesien zusammen, in der Absicht, in Polen einzudringen. Von Seiten Frankreichs ward ein Heer am Rheine, unter dem Herzoge von Berwick, zusammengezogen, welches, sobald jenes geschähe, in Deutschland einrücken sollte. Unterdessen rückte ein russisches Heer, unter Lascy's Anführung in Polen ein, ließ Augusten II. zum Könige ausrufen, und besezte Warschau. König Stanislaus, und der Primas von Polen mußten sich hierauf mit der Flucht nach Dantzig retten.

Bey

Bey diesem für die Freyheit Europens besorglich scheinenden Verfahren der beyden Kayserhöfe traten Frankreich, Spanien, und Sardinien in ein Bündniß zusammen, welches die Ruhe wieder herstellen, und den Stanislaus, gegen dessen Wahl wichtige Einwendungen gemacht waren, auf dem Throne behaupten sollte. Allein der Kaltsinn des Cardinals Fleury für Stanislaus schlug bald allen ihren Eyfer nieder. Ganz konnte es indeß der französische Hof nicht lassen, sich des bedrängten Königs anzunehmen; der Herzog von Berwick gieng daher noch vor Ende des Feldzugs über den Rhein, und nahm das Fort Kehl weg. Um eben die Zeit erklärte der König von Sardinien wider den Kayser Krieg, und trieb, mit Hülfe eines französischen Heers, das Villars anführte, die kayserlichen aus dem Mayländischen.

Eine so mächtige Verbindung machte den Kayser besorgt, und da er wußte, daß er von den Russen nur schlecht würde unterstützt werden, die kein anderes Augenmerk hatten, als Augusten II. beyzustehn, so suchte er die Vermittelung des englischen Hofes, zur Beylegung alles Streits zwischen ihm, und den Spaniern in Italien, zu erlangen. Der englische Minister, Sir Robert Walpole, war von eben so

friedfertige Gesinnung, als Fleury; daher übernahm König Georg die Vermittlung. Allein der König von Spanien wandte vor: es sey schon zu spät, und schickte ein neues Heer nach Italien, welches die Festung Aula wegnahm. Ludwig XV. wandte indeß den Stillstand, den der Winter machte, zu eyfrigen Vorstellungen, zu Gunst seines Schwiegervaters an, für den er entschlossen schien, alles wagen zu wollen.

Angenehm war es dem Cardinal Fleury freylich, einen englischen Minister von gleich friedlicher Gesinnung, wie seine eigne war, vor sich zu haben; allein er bedachte nicht, daß nach diesem ein Mann von kriegerischer Denkungsart in England aufstehen könnte, und daß eine Seemacht, wie die englische, zu Beschützung der Handelschaft nöthig wäre, die allerdings unter seiner Staatsverwaltung sich mehr als jemals vorher ausgebreitet hatte. In der Folge ward es Frankreich schwer, sich in allen den Pflanzstädten zu behaupten, die von dem handlungtreibenden Theile der Nation angelegt wurden, und so ward den Franzosen das am Ende schädlich, was ihnen jetzt als ein Zuwachs der Macht, und des Wohlstandes willkommen war.

Eben

Eben so sehr irrte sich Fleury in Absicht auf die innere Regierung Frankreichs. Um seine Wünsche zu erreichen, daß die Bulle Unigenitus allgemein angenommen werden möchte, bestand er darauf, die Parlementer sollten von ihrem Widerstande gegen den Willen des Monarchen gänzlich ablassen, und wollte mithin das, was nur ein Vorrecht des Königs in einzeln Fällen war, zu einem beständigen Gesetze für Frankreich machen. Sie waren übrigens weit entfernt, ihm seine Oberherrschaft in Sachen der Regierung streitig zu machen, nur glaubten sie, ihre Treue gegen den Monarchen eben dadurch zu beweisen, daß sie ihn hinderten, sich der Gewalt eines auswärtigen Fürsten, wie der Pabst sey, unterwürfig zu machen. Dann müßten sie aber als Verräther an ihm gehandelt haben, wenn sie die Bulle für des Königs Gesez annähmen. Dieses war der Innhalt ihrer Vorstellungen, welche sie mit einer Kühnheit thaten, die unter einem Minister, wie Richelieu, ihnen das Leben würde gekostet haben. Auch ward ihnen mit einer Härte begegnet, die ein noch beherzteres Parlement zu etwas mehr als bloßen Vorstellungen würde gebracht haben. Der König befahl ihnen einmal über das andre, bey Strafe seiner Ungnade, von ihren Einwendungen abzulassen, und da sie sich hieran

 nicht

nicht kehrten, war die Verweisung die einzige Strafe ihres beharrlichen Ungehorsams, die aber nur darzu diente, sie beym Volke noch beliebter zu machen.

Indeß sah sich der Cardinal Fleury, wegen dieses Widerstandes, doch gedrungen, große Heere auf den Füßen zu halten, um keinen Aufstand, von Seiten der Nation, befürchten zu dürfen. Auch muste er es, seiner friedlichen Gesinnung ohngeachtet, geschehen lassen, daß Frankreich in Kriege verwickelt wurde, bey denen es auf keine weise Vortheil haben konnte. Dies war der Fall bey den Händeln in Polen, und daß die Franzosen in Italien für die Spanier fochten, das half ihnen am Ende eben so wenig. Ludwigs Minister erklärten übrigens in einem an die Fürsten des Reichs gerichteten Manifeste: ihr König habe bey der Einnahme des Forts Kehl keine andre Absicht, als sich in den Stand zu setzen, ihnen als Gewährsmann des westphälischen Friedens beyzustehen, wofern der Kayser Anstalt machen sollte, sie zu unterdrücken.

Man konnte die wenige Geneigtheit des Cardinals, den Stanislaus zu unterstützen, gar deutlich daraus abnehmen, daß er, da dieser in Dantzig war,

nicht

nicht eine tüchtige Flotte zu seinem Beystande abschickte. Er begnügte sich bloß 1500 Mann unter einem Brigadier abzuschicken, der vergebens bey der Festung Weichselmünde eine Landung versuchte. Als die Franzosen solche nicht thunlich fanden, schiften sie nach Copenhagen, wo noch einige wenige Truppen zu ihnen stießen, so daß sie, mit diesen, nicht über 3000 Mann stark waren. So kehrten sie, unter Anführung des Grafen Plelo, des französischen Gesandten in Dännemark, vor Danzig zurück, um es zu entsetzen.

Diese Stadt war damals, im Jahre 1734, von den Russen hart belagert, schmeichelte sich aber mit der Hofnung, Frankreich werde, durch die kräftigste Hülfe, ihrem Bedrängniß bald ein Ende machen, und auch der König von Preußen werde sich für sie erklären. Sie bewiesen daher gegen die Russen viel Muth, der ihnen aber mehr zur Ehre, als zum Vortheil gereichte.

Der Graf Plelo landete mit der unbeträchtlichen Hülfe von nicht mehr als 1500 Mann, und griff damit die russischen Verschanzungen an, blieb aber bey dem Angriffe, und sein ganzer Haufe ward zu Kriegsgefan-

gefangnen gemacht, unter der Bedingung, daß sie nach Frankreich zurück geführt werden sollten. Weil indeß gerad um diese Zeit die Franzosen ein russisches Schiff wegnahmen, so mußte dies einen Vorwand hergeben, sie nach Petersburg zu führen, wo die Kayserin Anna sie nicht nur leutselig aufnahm, sondern auch mit Pracht unterhielt, und durch diese edelmüthige Behandlungsart alle die Vorstellungen widerlegte, die man sich bisher von den rauhen Sitten der Russen gemacht hatte.

Indeß war eine russische Flotte, die Gordon führte, vor Dantzig erschienen, hatte die Festung Weichselmünde erobert, und einen Theil von Dantzig durch Bomben eingeäschert. Da Stanislaus sah, daß die Russen ihr vornehmstes Augenmerk darauf gerichtet hatten, sich seiner zu bemächtigen, indem sie einen Preiß auf ihn gesezt hatten, so kam er, als ein Bauer verkleidet, und rettete sich, nach überstandnen unglaublichen Beschwerlichkeiten, nach Marienwerder. Dantzig fiel im Julius 1734 in die Hände der Russen, und mußte sich, so wie auch alle polnische Grossen, die es mit Stanislaus hielten, Augusten II. unterwerfen.

Glück-

Glücklicher waren in diesem Feldzuge die Franzosen in Deutschland, denn hier konnten die großen Talente Eugens, der die kayserlichen Völker am Rheine anführte, ihren Waffen nicht Einhalt thun. Die Truppen des Reichs stießen nicht zu ihm, wie er doch erwartet hatte, und so sah er sich gedrungen, in einem festen Lager bey Heilbronn unthätig zu bleiben, indeß der Graf von Belleisle, der in der Folge als Herzog dieses Namens sich berühmt machte, Trarbach eroberte, und der Herzog von Berwick Philippsburg berennte. Dieser leztere ward durch eine Stückkugel getödtet, sein Gefährte aber in den Waffen, der Marschall von Asfeld, der ihm folgte, führte den Entwurf des Herzogs so vollständig aus, daß er alle Unternehmungen, die Eugen zum Entsaz der Festung wagte, glücklich vereitelte, so daß dieser wichtige Plaz, nach einer treflichen Gegenwehr von zwey Monaten, an die Franzosen übergieng.

Um den Kayser in den Stand zu setzen, dem weitern Eindringen der französischen Völker in Deutschland zu wehren, ließ die russische Kayserin im J. 1735 Truppen zur Unterstützung des großen Eugen aufbrechen, die auch am Ende des Sommers würklich bey dem kayserlichen Heere eintrafen, und

den

den Grafen von Seckendorf, der jezt den Oberbefehl führte, so verstärkten, daß er die Franzosen zwingen konnte, das Churfürstenthum Trier zu räumen.

Der Cardinal Fleury, der seine Absichten durch die Vortheile, welche Frankreich am Rheine erhalten, erreicht sah, gab dem Kayser zu verstehen, daß sein König geneigt seyn würde, in eine geheime Unterhandlung zu treten. Dies Erbieten ward von österreichischer Seite willig angenommen, und der Cardinal arbeitete, nach wenigen gehaltnen Unterredungen seinen Entwurf in vorläufigen Puncten aus, welche die kayserlichen unterzeichneten. Diesen zu folge sollten die Eroberungen, die Frankreich in Deutschland gemacht hatte, zurück gegeben werden, Don Carlos aber zum Könige in Neapel, und Sicilien erkläret seyn, das Grosherzogthum Toscana sollte dem Herzoge von Lothringen zufallen, der dafür sein Herzogthum dem Könige Stanislaus einräumen sollte, nach dessen Tode es auf immer an die Krone Frankreich übergienge. Frankreich machte sich gegen den Kayser zur Gewährleistung für die pragmatische Sanction verbindlich; dies war vermuthlich der Beweggrund, der ihn bewog, sich diese Bedingungen gefallen zu lassen, die ihn in Italien blos auf den Besiz von Mayland, Mantua, und Parma einschränkten.

Die-

Dieser Friede, der zu Wien im Oct. 1735 geschlossen, aber erst im J. 1738 im Namen des deutschen Reichs, und Frankreichs unterzeichnet ward, änderte die Staatsverfassung in Europa merklich, weil der Herzog von Lothringen, der zum Besitz von Toscana im J. 1737 gelangte, mit des Kaysers ältester Tochter, der Erbin des ganzen österreichischen Gebietes vermählt war. Allein der Cardinal ließ sich dadurch in seinen Maaßregeln nicht irre machen; denn Frankreichs Vortheilen war es überall nicht gemäß, sich, bloß um des Kaysers willen, in einen verderblichen Krieg einzulassen; dies ward auch der Königin von ihm gerade heraus erkläret, wenn sie zuweilen sagte: es schiene ihr nicht, daß ihr Vater durch diesen Frieden gehörig wäre berathen worden.

Es war übrigens der wichtigste Dienst, den Fleury dem französischen Staate geleistet hat, daß er ihm zum Besitz von Lothringen verhalf, wornach man so lange vergebens getrachtet hatte. Vorausgesehen hatte dies der Cardinal gewiß nicht, daß der Streit um die polnische Krone am Ende diesen erwünschten Erfolg haben würde. Die Franzosen gelangten, wider ihre Erwartung, unverzüglich zum Besitze von Lothringen, und Stanislaus machte dessen Einwohner, durch

seine

seine leutseligen Grundsätze, und edelmüthiges Verfahren, zu den glücklichsten Menschen. Die Festungen Kehl, und Philippsburg wurden an die Deutschen zurückgegeben, nachdem zuvor die von den Franzosen hinzugesezten Werke waren geschleift worden.

Die Vollendung dieses wichtigen Friedens, der unstreitig der einzige schimmernde Zeitpunct der Staatsverwaltung Fleurys war, hatte demselben viel Müh, und Unruh erregt, sonderlich wegen der geheimen Ränke, die der Siegelbewahrer Chauvelin zu spielen gewußt, der nicht nur sehr spanisch gesinnt, sondern auch ein furchtbarer Nebenbuhler der Macht des Cardinals war. Allein er überwand doch seinen Unwillen gegen ihn so sehr, daß er sich stellte, als ließe ihm seine Mäßigung nicht zu, dieses Ministers Bestrafung, wegen der gespielten Ränke, aufs weiteste zu treiben; er begnügte sich daher bloß mit seiner Ungnade und Verweisung.

Nachdem er dies große Werk zu stande gebracht hatte, war seine Regierung des Staats ruhig, und stille, bis im J. 1739 der Krieg zwischen Spanien, und England ausbrach. Er sah voraus, daß die zwistigkeiten dieser beyden Kronen seinem friedlichen Systeme

Scha-

Schaden thun würden, und bot einmal über das andre Frankreichs Vermittelung an, solche beyzulegen. Die Maaßregeln, die jezt gegen England genommen wurden, waren von denen sehr verschieden, welche im J. 1734 in Frankreich waren befolgt worden, wo man eine fast unerklärliche Verachtung, und Härte gegen England äusserte; sogar daß eine Verordnung ergieng: alle in Frankreich befindliche Engländer, von 15 bis auf 50 Jahre, die nicht in würklichen Aemtern stünden, sollten das Reich verlassen, bey Strafe auf die Galeeren geschickt zu werden. Dieses Gesez ward anfangs mit großer Schärfe vollstreckt, und die Gefängnisse zu Paris mit brittannischen Unterthanen angefüllt. Auf Vorstellung des englischen Gesandten, von Waldegrave, befand es jedoch der Cardinal für gut, sie wieder loß zu lassen, und eine zweyte Verordnung zu geben, welche den Sinn der erstern blos auf die Landstreicher einschränkte. Jezt hingegen gieng Fleury in seiner geänderten Gesinnung gegen England soweit, daß er Sir Robert Walpolen den Vorschlag that: er wollte den Engländern freye Schiffahrt nach dem spanischen Westindien auswürken, wofern der englische Hof Gibraltar, und Port Mahon an Spanien zurück geben wollte. Allein die muthige Denkungsart des englischen Volks um

diese

diese Zeit ließ Sir Walpolen nicht zu, diesem Vorschlage viel Aufmerksamkeit zu gönnen; auch rechtfertigte der zwischen beyden Kronen ausbrechende Krieg des Cardinals Besorgnisse.

Im Julius 1737 ward Frankreich durch den Tod des Grosherzogs von Toscana von der Verbindlichkeit frey, einen Gehalt von 3500000 französischen Pfunden zahlen zu dürfen, den der Herzog von Lothringen so lange, bis er zum Besiz von Toscana gelangen könnte, jährlich erhob. Die Königin von Spanien wünschte, mit Hülfe, des englischen Hofes, es dahin zu bringen, daß sie Toscana behielte; weil ihr aber dieser Hof in einer dem leztern Frieden so zuwider laufenden Sache nicht beystehn wollte, brachte sie den König in Frankreich, und seine Minister so sehr auf ihre Seite, daß sie ganz Europa mit Vorstellungen wider die Ungerechtigkeit der englischen Nation erfülleten. Die Seemacht Frankreichs ward vermehrt, und die Küsten mit Truppen, in starker Anzahl besezt, um der Engländer Aufmerksamkeit, während ihres Kriegs mit Spanien, dorthin zu lenken.

Als die Engländer im J. 1740 Porto Bello einnahmen, und noch andre Vortheile über die Spanier erhiel-

erhielten, konnte der Cardinal die Neutralität, die er bißher so sehr zu behaupten gesucht, nicht länger halten. Um die Abfahrt einer großen Flotte aufzuhalten, die England, zur Fortsetzung des Kriegs in America ausgerüstet hatte, bot er nochmals seines Monarchen Vemirttelung, den Krieg beyzulegen, an. Als diese verworfen ward, erhielt der Marquis von Antin Befehl vom französischen Hofe, mit einem starken Geschwader, das zu Brest lag, zur Beschützung der spanischen Länder in America auszulaufen. Allein das Schicksal, was dies Geschwader traf, war sehr traurig; indem die englischen Minister zu verhüten wusten, daß es nicht, von Irrland aus, mit Lebensmitteln konnte versehen werden. Mit Mangel an allen Bedürfnissen ringend, muste gleichwohl der Marquis nach America seegeln, wo er starb, und fast alle seine Bootsleute umkamen, ohne daß sie etwas zum Vortheil der Spanier hatten ausrichten können. Ehe noch dies klägliche Schicksal des Marquis, und seiner Mannschaft an Ludwigs Hofe bekannt geworden war, überschritten die französischen Minister den Utrechter Frieden offenbar, indem sie einige tausend Mann, unter dem Herzoge von Bouflers, und Marquis von Givry, an Herstellung der Festungswerke von Dünkirchen arbeiten ließen. Man sahe dies eng-

lischer Seits, als das zweyte Vorspiel einer Kriegserklärung mit Recht an.

Das Jahr 1740 ward für Frankreich durch drey Todesfälle wichtig, die auf diesen Staat nicht ohne Einfluß blieben. Zuerst starb der König von Preussen Friedrich Wilhelm I. dem sein Sohn Friedrich II. folgte, der lange ein Bundsverwandter, in der Folge aber ein furchtbarer Feind Frankreichs ward. Ihm folgte nach wenig Monaten, Kayser Carl VI. und die russische Czaarinn, Anna Iwanowna. Der Tod des Kaysers war für Ludwig XV. am wichtigsten, da er neuerlich für die pragmatische Sanction, zum Vortheil der ältesten Tochter Carls VI. Maria Theresia, die mit dem Herzoge von Lothringen vermählt war, Gewähr geleistet hatte. Es läßt sich schwerlich anders, als aus einer Verblendung der Franzosen, durch den Wohlstand, dessen sie eine Weile genossen hatten, erklären, daß sie, dieser Gewährleistung ohngeachtet, behaupteten: Frankreich könne gleichwohl nicht den nähern Rechten des Churfürsten von Bayern und Königs in Polen zuwider handeln, der mit einer Tochter des Kaysers Joseph, ältern Bruders Carls VI. vermählt war.

Es ward durch den Grafen von Belleisle, einen Nachkommen des berühmten Fouquet, ein Entwurf

gemacht, den Churfürsten von Bayern auf den kayserlichen Thron zu setzen, und dieser leztere ward zum Oberfeldherrn der Franzosen in Deutschland erkläret, auch ihm ein Heer von 25000 Mann anvertraut, um mit demselben das österreichische Gebiet einzunehmen. Da der Entwurf des Belleisle, dem der Hof allen Beyfall gab, die Aussicht eröfnete, daß dadurch das Haus Oesterreich, dessen Ansehen in Deutschland Frankreich stets zuwider gewesen war, herunter gebracht werden könnte, so konnte der Cardinal Fleury nicht umhin, solchen zu unterstützen. Der König von England war zu behutsam, und scheu, sich in einen Krieg verwickeln zu lassen, bey dem seine deutschen Länder in Gefahr gerathen könnten; der junge Monarch in Preussen aber war, um die Rechte seines Hauses auf Schlesien, bey dieser günstigen Gelegenheit geltend zu machen, mit einem Heere, das alles vor sich her besiegte, in dies Land eingedrungen. Zwey Erzeugnisse, die dem Entwurfe des Belleisle so zu statten kamen, daß es, da in kurzer Zeit viele Churfürsten ihm beytraten, alles Ansehen gewann: er würde der Tochter Carls VI. die den Titel einer Königin von Ungarn angenommmen hatte, auf den Wällen von Wien Gesetze vorschreiben.

Die Lage, in welcher sich die Königin von Ungarn damals befand, war allerdings mißlich; denn war gleich das Parlement, und das Volk in England vortheilhaft für sie gestimmt, so fand sie doch nicht gleiche Gesinnung bey Georg II. dem brittischen Könige. Dieser schloß vielmehr mit Frankreich einen Neutralitäts-Vertrag, und versprach seine Stimme dem Churfürsten von Bayern zur Erhebung auf den kayserlichen Thron, zu dem dieser auch in der Folge gelangte. Gleichwohl war Maria Theresia taub gegen alle billigen Erbietungen des Königs von Preussen, so wie gegen die gelassenen Ermahnungen Georgs II. solche anzunehmen, und brachte sich dadurch, so wie das österreichische Haus, ganz nahe an den Rand des Verderbens.

Fleury, der jezt 85 Jahr alt war, fand sich zwar nicht mehr im stande, den Ungestüm des Belleisle, und der Prinzen vom Geblüte zurück zu halten, hatte aber doch noch Ansehen genug, die Ausführung ihrer Entwürfe einzuschränken. Jener verlangte an die Spitze von 50000 Mann gestellt zu seyn, darunter 20000 Reuter seyn sollten, damit er über den Rhein nach der Donau zu rücken könnte. Ueberdem sollten 40000 Franzosen ihren Stand an der Gränze von

Westphalen nehmen, um das Churfürstenthum Hannover in Furcht zu erhalten. Dieser gewaltige Entwurf erweckte dem Könige von Preussen Verdacht; auch der Churfürst von Bayern glaubte, wenn solcher durchgesezt würde, könnte er als Kayser dadurch zu sehr in Frankreichs Gewalt kommen, und that der Königin von Ungarn Vorschläge zum Vergleich. Allein sie verwarf solche, und zwang ihn dadurch, sich unbedingt in Frankreichs Schutz zu begeben, welches erklärte: was es für ihn thät, das thät es als Gewährs-Mann des westphälischen Friedens.

Fleury war heimlich dem ganzen Entwurfe Belleislens abgeneigt, und dieser erhielt nicht mehr als 10000 Mann Reuterei. Der Churfürst von Bayern, anstatt vor die Thore von Wien zu rücken, von wo die Königin von Ungarn sich weg begeben hatte, drehte sich plötzlich herum, und zog im J. 1741 nach Böhmen. Hierdurch gewannen die österreichischen Feldherrn Zeit sich wieder zu erhohlen, und man schrieb diese plözliche Veränderung seines Plans einem geheimen Briefwechsel mit dem Cardinal Fleury zu. Der Churfürst von Sachsen war indeß mit 20000 Mann zu den Franzosen, und Bayern gestoßen, und Prag ward von den Bundsgenossen eingenommen.

Belleisle war damals zu Frankfurt, und führte große Klage, daß man seinen großen Entwurf nicht habe ausführen wollen; allein der Churfürst von Bayern entschuldigte sich gegen den französischen Hof mit der Festigkeit und starken Besatzung von Wien. Im Anfange des 1742sten Jahrs ward dieser Churfürst zum Kayser gewählt, zu einer Zeit, da die österreichischen Feldherrn die Franzosen, und Bayern im Felde schlugen, und die wichtigsten Vortheile über sie erhielten. Khevenhüller verwüstete Bayern und eroberte dessen Hauptstadt München. Prinz Carl von Lothringen stand an der Spitze von 50000 Mann, und, ohne den König von Preussen, der in Böhmen einrückte, und im May 1742 das Treffen bey Czaslau gewann, war das ganze französische Heer, unter Broglio, in Gefahr, niedergehauen zu werden.

Ludwig sah sich durch den Krieg gedrungen, seinen Unterthanen neue Abgaben aufzulegen, wider die das Parlement, aber vergeblich, schriftliche Vorstellungen that. Er befahl zulezt, daß der 10te Pfenning von allen seinen Unterthanen erlegt werden sollte. Man besorgte deßhalb einen bürgerlichen Krieg in Frankreich; es brachen auch würklich einige Unruhen in Lyon aus, doch hatten sie keine wichtigen Folgen.

Die

Die Verfolgungen wegen der Bulle Unigenitus dauerten auch, der Vorstellungen des Parlements ohngeachtet, noch immer fort.

Fleury starb endlich im Anfange des J. 1743, und sein Tod gab Belleislen, so wie den übrigen kriegerischen Ministern Ludwigs die Freyheit, ihren grossen Entwurf zu verfolgen. Allein Prinz Eugen von Lothringen stand jezt an der Spitze eines Heers, welches den Broglio und Belleisle zwang, sich unter das Geschütz von Prag zu ziehen. Dieser Rückzug war ein treffendes Bild der Gemüthsart der Franzosen. So übermüthig, und unbarmherzig sie waren, so lange Ueberlegenheit, und Glück auf ihrer Seite waren, so tief sanken sie, in Verlegenheiten, schnell wieder zur äussersten Schüchternheit, und Furcht herab. Sie versuchtens, sich durch diese, und jene List aus der Schlinge zu ziehn, aber mit keiner gelang es ihnen; durch Unschlüssigkeit verlohren sie ihr halbes Heer, ohne zu einem Gefecht zu kommen, und erboten sich Prag, Eger, mit allem, was sie sonst in Böhmen inne hatten, zu übergeben, wofern man ihnen freyen Abzug, mit ihrem Gepäck, und Geschütze, gestatten wollte.

Eben so wenig aber war es dem Wiener Hofe gegeben, sich in sein Glück zu finden; denn anstatt diesem Vorschlage, oder den gemäßigten Bedingungen des Kaysers Gehör zu geben, wollte der Wiener Hof mit nichts zufrieden seyn, als mit völliger Vernichtung des französischen Heers in Böhmen. Kein Wunder also, daß es der Verzweiflung gelang, was der Klugheit fehlgeschlagen war. Ludwig befahl dem Marschall Maillebois, der am Rheine stand, mit seinem Heere Belleislen zu Hülfe zu eilen, worauf sich denn auch zu Amberg ein französischer Trupp mit ihnen vereinigte. Da die Völker des Kaysers aus Bayern auch zu ihm stießen, so schien Maillebois jezt es wohl wagen zu können, dem Prinzen Carl ein Treffen zu liefern, der ihm entgegen rückte, nachdem er die Sperrung von Prag, worinn Belleisle eingeschlossen war, einem andern Feldherrn, Festetiz, überlassen hatte. Allein Maillebois hatte den Muth nicht vorwärts gegen Prag zu rücken, sondern zog sich, zum Erstaunen seines eignen Hofes, nach der Pfalz zurück, verlohr aber auf diesem Rückzuge mehr Volk, als er, selbst durch ein unglückliches Treffen, würde eingebüßt haben.

Festetiz muste indeß die Sperrung von Prag aufheben, und die Franzosen nahmen hierauf ihren Stand

bey Leutmeriz. Broglio schlüpfte, unter der Verkleidung eines Couriers, durch die vom Feinde besetzten Zugänge hindurch, um, statt des Maillebois, der in Ungnade war, die Anführung seines Heers zu übernehmen. Sein Rückzug hatte die französischen Feldherrn aufs neue in die traurige Nothwendigkeit gesezt, sich in Prag einzuschließen, wo ihre Leute, durch Mangel, so aufs äusserste gebracht wurden, daß sie sich einige Wochen über mit Pferdefleisch, und unreinen Thieren erhalten mußten.

Um sich aus dieser Klemme heraus zu helfen nahm Belleisle zur List seine Zuflucht, und es gelang ihm auch durch einen Meisterstreich den besten Feldherrn der Oesterreicher, Lobkowitz, zu blenden, daß er, mit 1400 Mann, mitten im Dec. 1743 ihn aus Prag entschlüpfen ließ. Er ließ noch 900 Mann zur Besatzung zurück, für deren Sicherheit er einige Bürger, als Geiseln, mit sich nahm; seine Anstalten waren übrigens so gut getroffen, daß er den Oesterreichern einen ganzen Marsch abgewonnen hatte, eh' sie seinen Abzug inne wurden. Sie schickten ihm zwar Reuterei nach, allein, obwohl er selbst krank war, verhielt er sich doch so klug, und geschäftig, daß der größere Haufe seines Volkes von jenen nicht konnte angegrif-

fen werden. Nur die kalte Witterung, und die bey dieser Jahrszeit unwegsamen Gebürge verursachten ihm großen Verlust an Leuten, wozu noch der seines gesammten Geschützes, und Gepäckes kam, so daß er, seines Meisterstreichs ohngeachtet, am Hofe Ludwigs XV. nur eine sehr kalte Aufnahme fand, die er aber durch laute Klagen, und Vorwürfe gegen die Minister, daß sie ihn so schlecht unterstützt hätten, erwiderte.

Bayern befand sich übrigens im Jahr 1743 wieder in Oesterreichs Gewalt, und so ansehnlich auch das Heer der Franzosen, unter Broglio noch immer war, konnte doch der bedrängte Kayser Carl VII. diesen Feldherrn nicht bereden, ein Treffen zur Befreyung seiner Länder zu wagen. Vielmehr muste er, wie ein Flüchtling, sich zu Frankfurt am Mayn aufhalten, wo er kaum das Auskommen eines Edelmanns hatte. Seine mißliche Lage erweckte das Mitleiden der Könige von England, und Preussen, welches ihm auch in der That von weit grösserm Nutzen war, als die vorgebliche Freundschaft Frankreichs; denn er sah jezt mehr denn zu gut ein, daß es bloß Eigennuz war, der Ludwigs Minister bewogen hatte, sich seiner Sache anzunehmen.

Es waren bereits im Winter 17 2, 16000 Mann englische Truppen in die Niederlande übergeführt worden, die im May 1743 ihren Zug antraten, um sich mit dem Prinzen Carl von Lothringen zu verbinden. Dies suchte der französische Hof auf alle Weise zu verhindern, nnd übergab deswegen der Anführung des Herzogs Noailles ein Heer, das dem englischen, und hannöverischen weit überlegen war. Mit einem andern muste der Marschall Coigny die Zugänge über den Rhein besetzen, um den Prinzen Carl, wenn er sich ausser stand befände, zu den englischen Truppen zu stoßen, abzuhalten, daß er nicht etwa einen Einfall in den Elsaß versuchte. Die Anstalten, welche Noailles traf, waren meisterhaft; er wuste dem englischen Feldherrn, Lord Stair alle vortheilhafte Posten am obern Theil des Mayns abzugewinnen, so daß der König Georg II. als er mit seinem Sohne, dem Herzoge von Cumberland, im Junius 1743 zu seinem Heere kam, seine Gegner, die Franzosen, in einer so vortheilhaften Stellung fand, daß es höchst wahrscheinlich war, sie würden die Engländer zwingen, sich auf Willkühr zu ergeben.

Allein die Tollkühnheit, und der Uebermuth der Franzosen vereitelte den ganzen wohl angelegten Entwurf

wurf ihres Anführers, Noailles. Der Herzog von Grammont, der die vordere Linie des französischen Heers unter sich hatte, anstatt vertheidigungsweise zu gehen, that einen unvorsichtigen Angriff auf die Engländer, ward aber durch ihren entschlossenen Widerstand bald in Unordnung gebracht, so daß er sich auf das zweyte Treffen zurück warf, und eine allgemeine Niederlage des französischen Heers verursachte, die demselben 5000 Mann kostete. Es war bey Dettingen, wo die Engländer am 27ten Jun. 1743 diesen wichtigen Sieg erfochten, der entscheidender noch könnte gewesen seyn, und den ganzen Krieg geendigt haben, wofern Georg II. dem Rathe des Lord Stairs hätte folgen wollen: dem fliehenden Feinde nachzusetzen, und ihn völlig zu Grunde zu richten. Allein der englische Monarch fürchtete vielleicht zu viel für seine deutschen Staaten, wenn er den geschlagnen Feind durch Nachsetzen erbitterte, und so unterblieb solches.

Frankreich erschien im Anfange des J. 1744 mit einer starken Seemacht, und einem Heere von 230000 Mann auf dem Schlauplatze des Kriegs. Da der Zustand der Engländer damals in America mißlich war, so entschloß sich der französische Hof, auf die Seite

Spa-

Spaniens, in dem Fortgange des Kriegs zu treten. Um indeß den Engländern in ihrem eignen Lande etwas zu thun zu geben, riefen sie den ältesten Sohn des Prätendenten nach Frankreich, um seine Ansprüchen auf die Krone von Grosbrittannien, durch eine neue Unternehmung geltend zu machen. Man weiß die eigentlichen Bedingungen nicht, auf welche dieser junge Abentheurer, mit dessen Hause die französische Treulosigkeit so oft ihr Spiel getrieben hatte, sich, der neuen Aufforderung zu folgen, erkläret habe. Ohnzweifel war es der Cardinal Tencin, der, weil er durch den alten Prätendenten zum Purpur gelangt war, aus Erkenntlichkeit Ludwigen XV. zuerst zu diesem Gedanken gebracht hatte. Wenn man den französischen Hof auch übrigens wohl nicht vor fähig halten kann, sich eingebildet zu haben, er könne einen Abkömmling der Stuarts der englischen Nation zum Monarchen aufdringen; so war doch dieser Entwurf nach den Grundsätzen der Staatsklugheit wohl berechnet. Denn immer muste ein solcher Einfall in England eine große Anzahl brittischer Truppen vom festen Lande wegziehen.

Der junge Abentheurer kam verkleidet an Ludwigs Hofe an, zu einer Zeit, wo seine Parthey durch

die

die Menge verwiesner Jacobiten, und Jesuiten an diesem Hofe überaus zahlreich war. Man hatte den Entwurf gemacht, ihn an der Spitze einer starken, und wohl bemannten Flotte, die der Marschall von Sachsen, der beste Feldherr in Frankreich, führen sollte, nach England zu schicken. Dieser sollte über die Truppen, die zur Landung bestimmt waren, das Commando führen; die Flotte hingegen, die aus 20 Schiffen von der Linie bestehen sollte, war einem französischen Admiral von bekanntem Verdienst zur See, der Roquefeuille hieß, übergeben.

Im Jänner des J. 1744 schifte sich der Marschall von Sachsen, mit dem Prätendenten, zu Brest ein, und segelte in den englischen Canal. Die englischen Minister, obwohl sie von dem Unternehmen Nachricht hatten, waren zu unbekümmert, Anstalten dagegen zu treffen, und nur durch ein ungefähres Zusammentreffen der Umstände geschah es, daß sich der englische Admiral Norris, nach angewandten unglaublichen Bemühungen, den Feinden mit einer überlegenen Flotte entgegen sezte. Roquefeuille hielt nicht für rathsam, mit dieser ein Gefecht zu wagen, sondern entkam, zum Glück für seine Flotte, nach Brest, wiewohl mit Verlust einiger Transportschiffe, welche

an

an den Strand getrieben, und zu Grund gerichtet wurden. Der Krieg zwischen Frankreich, und Grosbrittannien ward hierauf förmlich erklärt. Der französische Admiral Court, der ein spanisches, und französisches Geschwader zu Toulon unter seinen Befehlen hatte, war in augenscheinlicher Gefahr von einer ihm weit überlegenen Flotte der Engländer zu Grund gerichtet zu werden; allein da die beyden Admirale, die sie führten, Matthews und Lestocq mit einander uneins waren, so ließen sie ihn, mit einem sehr unbeträchtlichem Verluste, entwischen, und zogen dadurch der Krone, der sie dienten, einen unauslöschlichen Schimpf zu.

Es war bloß die Hartnäckigkeit des Wiener Hofes schuld daran, daß die Ruhe Europens damals nicht wieder hergestellt ward, denn dieser wollte auf keine Vergleichsbedingungen achten, obwohl der Kayser sich würklich erbot, dem Bündniß mit Frankreich zu entsagen, wenn man nur billig mit ihm verfahren wollte. Die englischen Minister waren anfangs geneigt, seine Erbietungen einzugehen; die Königin von Ungarn dagegen fest entschlossen, entweder alles oder nichts zu erhalten. Auch Georg II. selber, der doch aufrichtig zum Frieden geneigt war, hielt es für möglich, der Herrschaft der Franzosen in Deutschland ganz ein

Ende

Ende zu machen, und seine Minister traten seiner Meynung bey.

So erreichte des Kaysers Bedrängniß fast mit jedem Tage einen höhern Grad, und gerade dies rettete ihn vom Untergange. Der König in Preussen, der von Schweden, als Landgraff von Hessenkassel, und der Churfürst von der Pfalz schlossen im May 1744 ein Bündniß mit ihm zu Frankfurth, wodurch sie sich anheischig machten, die kayserliche Würde, der deutschen Reichsverfassung gemäß, zu unterstützen. Frankreich trat auch hinzu, und erklärte nunmehr Krieg wider die Königin von Ungarn, worauf ein furchtbares Heer von 120000 Mann, mit einem noch fürchterlicherm Zuge schweren Geschützes, zur Eroberung der Niederlande, unter dem Marschalle, Grafen von Sachsen, zusammen gezogen ward.

Die Franzosen hatten damals keinen treflichern Feldherrn, als diesen, der ein natürlicher Sohn Augusts I. von Polen, und mit ausgezeichneten kriegerischen Talenten gebohren war, obwohl sein Geist in allen andern Dingen sich nicht über das mittelmäßige erhob. Die Erfahrung vieler Feldzüge hatte seine Fähigkeit, Krieg zu führen, völlig ausgebildet, und

ihm,

ihm, obwohl er ein Protestant war, ein solches Verdienst in Frankreich erworben, daß ihm die Anführung eines so ansehnlichen Heers aufgetragen ward. Als es auf den Ebnen bey Lisle gesammlet war, erschien Ludwig XV. begleitet von seiner ganzen Hofstaat, und musterte die Truppen persönlich, wobey der Marschall viel Pracht darstellte. Auch entsprach der Anfang seines Feldzugs den hohen Erwartungen, die man sich von ihm gemacht hatte, vollkommen; denn er eroberte in wenig Tagen Menin, Ypern, Knoke, und Furnes, auch konnte schon am Ende des Junius 1744 Ludwig siegreich in Dünkirchen seinen Einzug halten.

Bey diesem Anscheine von Glück erfuhr Ludwig binnen kurzen den Unbestand desselben; denn der Prinz Carl von Lothringen gieng mit dem unternehmenden Geiste eines Helden, der jedes Hinderniß zu besiegen weiß, über den Rhein, und zwang Seckendorfen, den kayserlichen Feldherrn, so wie Coigny, den französischen, sich zurück zu ziehn, um Straßburg zu bedecken. Hagenau, und Elsaßzabern fiel in Oesterreichs Hände, und Niederelsaß ward gebrandschazt. Um diesem Eroberer zu widerstehen, ließ Ludwig 30000 Mann aus den Niederlanden sich nach dem Elsaß hin

ziehen, schickte auch noch mehrere Truppen dahin, die er selbst anführen wollte.

Auf dem Wege dahin ward der König von einer so schweren Krankheit überfallen, daß die Aerzte die Hofnung zu seinem Leben aufgaben. Die Gefahr, ihn zu verliehren, weckte ganz Frankreich zu der zärtlichsten Bekümmerniß um den Monarchen auf. Die Königin, das königliche Haus, die Prinzen vom Geblüte eilten in der größten Betrübniß herbey, um ihn in Metz, wo er krank lag, zu sehen, und von ihm Abschied zu nehmen. Ganz Frankreich schien in Trauer versunken, und seine Unterthanen gaben ihm, durch unablässige Andachten in den Kirchen, durch Thränen, und Unruhe, so viel Merkmale der Liebe, daß man ihm seitdem den Beynamen des Vielgeliebten nicht ohne Ursach gab. Er bezeugte Reue über seine bekannte vielfache Untreue gegen seine Gemahlin, und ließ allen seinen Beyschläferinnen den Abschied geben. Doch die Festigkeit seiner guten Natur machte ihn über die Krankheit siegen, und seine Reue vorlohr sich, da seine Gesundheit zurückkehrte. Auch büßte er in spätern Jahren gar viel von dieser Liebe seines Volks ein, die ihm damals den ehrenvollsten Namen, den ein Fürst erlangen kann, verschafft hatte.

Der

Der König von Preussen war im J. 1744 aufs neue in Böhmen eingebrochen, und hatte einen großen Theil davon überschwemmt, in der Hofnung, daß die französischen Feldherrn ihrem Vertrage mit ihm nachkommen würden, der dahin gieng, daß sie den Prinzen Carl von Lothringen nicht, ohne ihn zum Treffen zu zwingen, über den Rhein würden zurück gehn lassen. Allein sie kamen dieser getrofnen Verabredung nicht nach, und der Prinz gieng, im Angesicht des vereinigten Heers der Franzosen, unter den Marschällen Coigny, Belleisle, und Noailles zurück, zwang den siegreichen König Prag, die Hauptstadt von Böhmen, und alle seine Eroberungen in diesem Reiche zu verlassen, um einen eilfertigen Rückzug, nicht ohne ansehnlichen Verlust seines Gepäckes, nach Schlesien zu machen.

Ludwig XV. kam indeß, nachdem er völlig wieder hergestellt war, im October 1744 bey seinem Heere an, welches eben Freyburg belagert hielt. Er beschloß den Feldzug mit der Eroberung dieses wichtigen Platzes, der indeß mit dem Verluste von 15000 Mann theuer erkauft war. Der Marschall von Sachsen war übrigens, durch die großen Unternehmnngen, welche die Franzosen angewandt hatten, um über den

Rhein zu gehen, so weit eingeschränkt worden, daß er in den Niederlanden, während dieses Feldzugs, nur vertheidigungsweise hatte gehen können. Allein das üble Benehmen der gegenseitigen Feldherrn Wade, und Aremberg kam ihm dabey zu statten; denn diese, die das Heer der Bundsgenossen anführten, konnten ihn, wiewohl sie fast dreymahl so stark waren, als er, doch nie zu einem Treffen nöthigen. Der Flotte, die damals unter dem Admiral Rochambault in der See war, kam auch ein günstiger Vorfall zu statten, der sie rettete, als eine überlegene englische, unter Sir John Balchen auslief, sie aufzusuchen. Ein heftiger Sturm überfiel nehmlich die Engländer, der sie zerstreuete, und ihren Admiral in dem schönsten Schiffe vom ersten Range in den Grund versenkte. So war der Krieg in diesem Jahre auf allen Seiten für Ludwigen glücklicher ausgeschlagen, als er es, den Umständen nach, hatte erwarten können.

Acht und funfzigste Vorlesung.

Fortsetzung der Regierungs-Geschichte Ludwigs XV.

Das Absterben Kayser Carl VII. das im Jenner 1745 erfolgte, eröfnete der französischen Staatskunst ein neues Feld zu Räncken, um den Gemahl der Königin von Ungarn, Franz Stephan, der bisher Großherzog von Toscana hieß, von der Kayserwürde, um die er sich bewarb, zu entfernen. Allein der junge Churfürst von Bayern ward bald in die Nothwendigkeit gesezt, sich mit der Königin von Ungarn in gütliche Unterhandlungen einzulassen, um nicht sein ganzes Gebiet zu verliehren, aus welchem er bereits durch den österreichischen Feldherrn Bathiany vertrieben war, nachdem dieser die französischen Völker in Bayern geschlagen hatte. Die Königin von Ungarn schloß im Aprill 1745 zu Fueßen einen Vergleich mit dem jungen Churfürsten, kraft dessen sie ihm sein Churfürstenthum großmüthigerweise wieder gab, und die kayserliche Würde seines Vaters anerkannte, wogegen er versprach, seine Stimme, bey der Kayser-

serwahl, dem Großherzoge zu geben. Als der Tag zur Wahl sich näherte, nöthigte der Großherzog selbst den Prinzen von Condee, der mit einem französischen Heere in der Nachbarschaft von Frankfurt stand, bey Nördlingen über den Rhein zurück zu gehen. Hierdurch sicherte er die Ruhe der Wahl, die zu seinem Vortheil ausfiel, so daß er, im Sept. 1745 durch Mehrheit der Stimmen für einen rechtmäßig erwählten Kayser erklärt ward.

Ludwig XV. ließ sich indeß dadurch nicht abhalten, seine Eroberungen, an der Seite der Niederlande, weiter zu treiben. Der Marschall von Sachsen hatte im Frühjahre ein großes Heer zusammengezogen, zu welchem sich der König, und der Dauphin begaben, worauf die Belagerung der festen Stadt Dornick vorgenommen ward. Der Herzog von Cumberland, der das Heer der Bundsgenossen anführte, beschloß, zum Entsatze dieses wichtigen Platzes, alles zu wagen. Obwohl die Franzosen ihm an Zahl überlegen waren, griff er sie dennoch in ihren Verschanzungen bey Fontenoy mit so großer Herzhaftigkeit an, daß sie unfehlbar gänzlich wären geschlagen worden, wenn die Holländer dabey ihre Schuldigkeit gethan hätten. Der Marschall von Sachsen war mehr als

ein=

einmal im Begriffe, den König nebst dem Dauphin, dahin zu bringen, daß sie das Schlachtfeld verließen, wo sie sich, mit entschlossenem Muthe, als Helden, betrugen. Allein die große Ueberlegenheit der Franzosen, verbunden mit der vortheilhaften Stellung ihres wohl befestigten Lagers, zwang zulezt den Herzog von Cumberland, sich zurück zu ziehen, und den Franzosen den Sieg zu überlassen, der gleichwohl von diesen ziemlich theuer erkauft ward, indem sie eben so viel, wie ihre Feinde, nemlich über 12000 Mann, verlohren. Die Folge dieses Siegs war indeß, daß Tornick, nebst seiner Citadelle, durch Vergleich übergieng. Der Herzog von Cumberland bezog ein festes Lager bey Lessines, und schickte 4000 Mann ab, die Besatzung von Gent zu verstärken. Allein die meisten davon wurden unterwegs niedergehauen, Gent fiel in die Hände der Franzosen, die auch von Ostende, Dendermonde, und andern festen Plätzen bald Meister wurden, so daß Ludwig im Triumphe nach Paris zurückkehren konnte.

In Ostindien, und America waren die Franzosen weniger glücklich in diesem Jahre; denn die Engländer nahmen ihnen Ludwigsburg, das americanische Dünkirchen, und Cap Breton weg, wichtige Erobe-

rungen, die der Admiral Warren machte, dessen Flotte der französischen stets überlegen war.

Bey den großen Vortheilen in den Niederlanden hatten die französischen Minister doch den Anschlag nie aus dem Gesicht verlohren, mittelst des jungen Prätendenten, einen Aufruhr in Grosbrittannien anzustiften. Dieser hatte, seitdem er von der Brittannischen Küste war vertrieben worden, genauen Briefwechsel mit den Misvergnügten in England, und Schottland unterhalten. Nachdem er dem französischen Hofe seine erhaltnen Nachrichten mitgetheilt hatte, schifte er sich im Julius 1745 auf eine Fregatte im Hafen zu St. Lazare ein, und gieng in die See. Mit ihm stieß kurz darauf die Elisabeth, ein französisch Kriegsschiff von 66 Kanonen, zusammen. Dies ward von dem Löwen, einem englischen Kriegsschiffe, von gleicher Stärke, angegriffen, und es erfolgte zwischen beyden ein schreckliches Gefecht, worinn die französischen Seeleute sich mit einem nie zuvor gesehenen Muthe vertheidigten. Beyde Schiffe sezten einander dergestallt zu, daß sie in gleichem Grade ausser Stand kamen, im Gefechte fortzufahren, und nur mit Mühe sich so lange über dem Wasser erhielten, bis jedes seinen Hafen erreichte, der junge Prätendent aber

setzte seine Fahrt in der Fregatte fort, und kam an die schottländische Küste, wo er ans Land stieg, auch in kurzem sich an der Spitze von ohngefähr 1500 Jacobiten sah.

Er hatte einen französischen Unterhändler bey sich, den er einen Gesandten nannte; übrigens war der Beystand, den er von Ludwig XV. zu gewarten hatte, sehr unbeträchtlich. Es kamen zwar einige Schiffe, mit Waffen beladen, auch ward ihm etwas Geld an das Ufer geschickt; allein dies betrug nicht über 50000 Pfund Sterling, und es kam auch nicht von Ludwigen, sondern von dem Vater des Prätendenten, und seinen Freunden auf dem festen Lande. Ueberall war es nie Frankreichs Absicht, daß es ihm bey seinen Versuchen, die Krone von Grosbrittannien sich aufzusetzen, glücken sollte: es sollten nur Bewegungen dadurch auf dieser Insel erregt werden, die alle Maaßregeln Georgs II. auf dem festen Lande zerrütten könnten, und diese Absicht ward glücklich erreicht. Der junge Abentheurer erhielt unglaublich starken Anhang in sehr kurzer Zeit; mit diesem entwafnete er in den Hochländern, ein zahlreiches Corps regelmäßiger Truppen, und machte es zu Gefangnen, zog hierauf südwärts, nahm die Hauptstadt Edinburg ein,

griff dicht vor ihren Thoren die königlichen Truppen, die Sir John Cope führte, an, und schlug solche aufs Haupt. Anstatt aber nun sich das Schrecken zu nuz zu machen, worinn sein schnelles Glück die Freunde der Regierung gestürzt hatte, verlohr er seine Zeit mit der eiteln Hofnung, er würde im stande seyn, die Festung von Edinburg einzunehmen, worinn die Bank, und der Schaz der Nation lag.

Nach langem Zaudern rückte er vorwärts, überfiel die Stadt, und Festung Carlisle, von wo er weiter nach Derby zog, welches nur 90 englische Meilen von London entfernt ist. Der Herzog von Cumberland war um diese Zeit mit 6000 holländischen Truppen, und beträchtlichen Corps von der brittischen Macht in Flandern, nach England gekommen, dem fernern Fortrücken des Prätendenten Einhalt zu thun. Die Franzosen machten große Zurüstungen zu Boulogne und Dünkirchen, um in der südlichen Gegend Englands eine Landung zu versuchen. Allein die Wachsamkeit des englischen Admirals Vernon vereitelte dies Unternehmen, und eine Anzahl ihrer Schiffe, die mit Volke, Waffen, und Kleidern auf dem Wege nach Schottland waren, wurden aufgefangen, so daß nicht über 500 Franzosen, deren die meisten vom Regimente Fitz-James

mes waren, ans Land kamen, so daß der junge Abentheurer auch von dieser Seite seine Hofnung getäuscht sah.

So klug indeß die Anstalten des Herzogs von Cumberland, und des Feldmarschalls Wade waren, den Prinzen zu umzingeln, gelang es ihm doch diesmal durch einen erstaunlichen Rückzug, den er nordwärts that, aus der Falle heraus, und fast ohne Verlust nach Schottland zurück zu kommen. Die Franzosen, welche gelandet hatten, wurden vom Lord Drummond angeführt, einem Befehlshaber, dem es an Erfahrung, und Entschlossenheit mangelte. Der junge Prätendent hofte noch immer, der Muth seiner schottländischen Freunde würde alle seine fehlgeschlagnen Erwartungen von Seiten des französischen Hofes, und die kaltsinnige Aufnahme, die er bey den Jacobiten in England gefunden hatte, wieder gut machen. Auch war diese Erwartung nicht ganz ohne Grund, und die Hofnung seiner Parthey lebte wieder auf, als sie im J. 1746 bey Falkirck des Königs Truppen, unter dem Generale Hawley eine neue Niederlage beygebracht hatte.

Der Herzog von Cumberland übernahm hierauf das oberste Commando gegen die Rebellen, und richtete seine

Soldaten, mit großer Mühe, so ab, daß sie den Aufrühern, in ihrer eignen Art zu fechten, überlegen wären. Diese belagerten gerade damals Stirling; als sie aber hörten, daß der Herzog im Anzuge sey, sprengten sie ihre Vorrathshäuser in die Luft, und rückten eilig nordwärts, um, wie sie vorgaben, ihre ganze Macht zusammen zu ziehen, und damit ein entscheidendes Treffen zu liefern.

Nach vielen vorhergegangnen kleinern Gefechten kam es am Ende des Aprills 1746 zu einer solchen Schlacht würklich, die bey Culloden vorfiel, und in welcher der Herzog den vollständigsten Sieg davon trug, der allen schwärmerischen Hofnungen des Prätendenten, so wie denen, welche sich die Franzosen von den schottischen Rebellen gemacht hatten, völlig ein Ende machte. Die französischen Truppen unter dem aufrührerischen Heere ergaben sich an den Herzog, ohne etwas gethan zu haben, was des Namens von Kriegern würdig gewesen wäre. Er selbst, der junge Abentheurer, war viele Wochen lang, in täglicher Gefahr, gefangen zu werden, und nur nach einer Menge unglaublicher Mühseligkeiten, entkam er, durch wunderähnliche Errettungen, die er der Treue seiner wenigen Anhänger zu verdanken hatte, den Nachspürungen seiner Feinde.

Die Generalstaaten fanden sich jezt, so sehr sie sich auch gegen den französischen Hof gedemüthigt hatten, ihrer Gränzversicherung dennoch beraubt. Der Marschall von Sachsen hatte im Febr. 1746 Brüssel eingenommen; durch den in England entstandenen Aufruhr aber war Georg II. ausser stand gesezt worden, seinen Schwiegersohn, den Prinzen von Oranien, zu unterstüzen, der gern als eine Hauptperson am Kriege Theil nehmen wollte. Im Aprill eben des Jahres standen der König von Frankreich, und sein Feldherr, der Marschall von Sachsen, an der Spitze von 120000 Mann, und zwangen den Grafen Bathiani, der das Heer der Bundsgenossen anführte, seinen Stand in der Nähe von Brabant zu nehmen. Die Folge hiervon war, daß die Franzosen, vermittelst eines fürchterlichern Zugs Geschütze, als man jemals zuvor im Felde gesehn hatte, Antwerpen, Mons, St. Guillain, und Charleroy wegnahmen, so daß sich Ludwig in der Mitte des Julius im Besitze von Flandern, Hennegau, und Brabant sah. Löwendahl, der Vetter des Marschalls von Sachsen, der keinem andern, als diesem, an kriegerischem Talent etwas nachgab, nahm Huy weg, und schnitt den Bundsgenossen, die unter dem Prinzen Carl von Lothringen standen, alle Verbindung mit Mastricht ab. Der

Prinz

Prinz war genöthigt, über die Maas zurückzugehen, und die Franzosen machten sich hierauf Meister von Namur. Vermittelst seiner gemachten Bewegungen hatte Prinz Carl, aus Grosbrittannien, Truppen unter dem Sir John Ligonier, zur Verstärkung, erhalten, und eröfnete seine Gemeinschaft mit Mastricht nun wieder, fand aber den Marschall von Sachsen bey Tongern in einer viel zu vortheilhaften Stellung, als daß er ihn hätte zu einem Treffen zwingen können. Der Marschall von Sachsen aber ersah seine Gelegenheit, die der Bundsgenosse der Fürst von Waldeck anführte, bey Roucoux, ohnweit Lüttich im Sept. 1746 zu schlagen. Es war ein blutiges Gefecht, von dem aber keiner von beyden Theilen einigen Vortheil hatte, und der Feldzug dieses Jahres gieng damit zu Ende.

In den Niederlanden hatten sich, während dieser Campagne, die Bundsgenossen von zwo Unternehmungen viel versprochen, sahen sich aber in ihrer Hofnung gewaltig getäuscht. Die eine war ein Einfall in Provence, wo der österreichische Feldherr, Graf Browne, Antibes belagerte, und dabey von einer englischen Flotte unterstüzt ward, doch ohne Erfolg; denn Belleisle zwang ihn, über den Var zurückzugehen. Das andre Unternehmen sollte eine Ueber-

rum-

rumpelung des Hafens l'Orient seyn, die dem englischen Feldherrn Sinclair, an der Spitze von 7000 Mann, aufgetragen war, allein er schickte sich weder zu diesem, noch jedem andern kriegerischen Geschäfte, denn er stand davon ab, gerade als die Einwohner im Begriffe waren, ihm die Schlüssel ihrer Stadt zu schicken.

Es wurden, nachdem die Heere sich zurückgezogen hatten, Friedensunterredungen zu Breda gehalten; allein die von den Franzosen geforderten Bedingungen waren so beschaffen, daß der englische Hof beschloß, den Krieg mit größerm Eyfer, als iemals, fortzusetzen. Zu dem Ende begab sich der Herzog von Cumberland nach Holland, um wegen der Kriegsverrichtungen im kommenden Feldzuge mit den Generalstaaten Abrede zu nehmen. Im Febr. 1747 lagerte er sich bey Tilberg an der Spitze der Engländer, Hannoveraner, und Hessen. Bathiani blieb mit den Deutschen in der Nachbarschaft von Venlo, und der Fürst von Waldeck mit den Holländern in der Gegend von Breda. Man hielt es indeß für einen Fehler, daß der Herzog von Cumberland so früh im Jahre, bey der strengsten Witterung, zu Felde gieng, und der Marschall von Sachsen, der in seinen Quartieren

ruhig blieb, soll über diesen Fehler des Herzogs gespottet haben. In der That ward auch eine große Anzahl von den Truppen der Bundsgenossen, durch Unfreundlichkeit der Witterung, hingerafft, ohne daß die übrigen etwas ausrichteten. Der Graf von Sachsen, der nunmehr zum obersten Marschall von Frankreich war ernannt worden, machte nicht eher eine Bewegung, als im Aprill, da er 27000 Mann, unter Löwendahlen, in das holländische Flandern schickte.

Dieser trefliche Feldherr, dgssen Geschicklichkeit in Belagerungen eben so ausgezeichnet war, als die des Marschalls von Sachsen in ofnem Felde, eroberte in kurzer Zeit Sluys, und viel andre feste Plätze, welche die Holländer feigherzigerweise ihm übergaben. Der Marschall erhielt hierauf von seinem Hofe Befehl, eine Landung in Seeland zu thun, und er gab zu dem Ende Löwenthalen den Auftrag, Fahrzeuge mit flachem Boden hierzu bereit zu halten. Allein diese nahe Gefahr, die dem holländischen Freystaate drohte, hatte eine für Frankreich nachtheilige Würkung, denn das gemeine Volk in Holland vereinigte sich wider seine kleinmüthigen Obrigkeiten, und wählte den Prinzen von Oranien, zu seinem Statthalter und Beschützer in dieser großen Verlegenheit.

Der

Der Herzog von Cumberland hatte zum Glück eine vortheilhafte Stellung zwischen den zween Nethen, durch welche er Mastricht und Bergen op Zoom decken konnte. Der Marschall von Sachsen machte dessen ohngeachtet Anstalt, Mastricht zu belagern, zugleich aber den Bundsgenossen eine Schlacht zu liefern. Diese erfolgte auch am 2ten Jul. 1747, bey Lafeld, zum Nachtheile der leztern, woran die Feigheit der Holländer schuld war. Der Herzog von Cumberland kam dabey in große Gefahr, zum Gefangnen gemacht zu werden; er ward noch mit vieler Mühe durch Sir John Ligonier, an der Spitze eines Regiments brittannischer Reuter, befreyet, dieser gerieth aber selbst dafür in Feindes Hände, und ward ins französische Lager geführt.

Diese gewonnene Schlacht war der Zeitpunct, von welchem man Frankreichs ernstlicheUnterhandlungen zum Frieden an rechnen kann. Ludwig war glücklicher gewesen, als er auf irgend eine weise erwarten konnte; auch wust' er wohl, daß er mehr dabey gewinnen würde, wenn er die Holländer zu folgsamen Bundsgenossen sich erwürbe, als wenn er sie zu Unterthanen hätte. Er äusserte daher gegen den gefangnen englischen Feldherrn seine Neigung zum Frieden, der davon seinem Hofe Bericht gab.

 Der

Der Krieg ward indeß mit allem Eyfer fortgesezt; Löwendahl belagerte Bergen op Zoom, im holländischen Brabant, welches man vor eine der stärckſten Festungen, und vor unüberwindlich sogar hielt, indem es, neben seiner gewaltigen Festigkeit, stets freye Zufuhr zu Wasser hatte, mithin durch Hunger nicht bezwungen werden konnte. Allein eben dies ungemeßne Vertrauen zu seiner Festigkeit, wozu ein Mißverständniß unter seinen Befehlshabern kam, war das Unglück dieses Platzes, den Löwendahl im Sept. 1747 durch Sturm einnahm, und dadurch Ludwigs Ruhm für diesen Feldzug zum höchsten Gipfel trieb, sich selbst aber dafür den Marschallsstab erwarb. Es ist merkwürdig, daß damals zwey Ausländer, wovon der eine aus Sachsen, der andre aus Dännemark war, den Ruhm der französischen Waffen zu erhöhen dienten.

Bey allen diesen glänzenden Eroberungen war indeß der innere Zustand Frankreichs äusserst kläglich; denn sein Handel war fast in allen Welttheilen zu Grunde gerichtet. In America war ihm auch nicht einmal ein Schatten von einer Seemacht übrig geblieben. Dennoch rüstete man zwey Geschwader aus, wovon eins, unter Jonquiere, nach Westindien, ein an-

anderes aber, unter St. Georgens Führung, nach Ostindien bestimmt war. Allein ehe sich noch beyde von einander getrennt hatten, wurden sie von den englischen Admiralen Anson, und Warren bey Finisterre im May 1747 geschlagen. Auch schlug der Contreadmiral Hawke im October eben des Jahrs eine andre französische Flotte, von der bloß 2 Linienschiffe sich retten konnten.

Das deutsche Reich hatte nun wieder ein österreichisches Oberhaupt. Dem Könige in Frankreich konnt' es keinen wahren Vortheil bringen, wenn er dem König von Preussen, der mit mächtigen Schritten zur Größe fortgieng, noch mehr darinn forthülfe, die Holländer dagegen schienen sich wider ihn vereinigt zu haben, sein Wachsthum zu hindern. In Italien hatte bisher Frankreich den Genuesern wider die Tyranney des österreichischen Hauses beygestanden, und manche wichtige Handlungsvortheile von dieser Verbindung mit einem so reichen Freystaate gezogen. Allein da die französischen Völker, unter dem Ritter von Belleisle, des Marschalls Bruder, in Piemont einzudringen versuchten, wurden sie im Jul. 1747 beym Passe Exilles geschlagen, und der Ritter selbst blieb.

Ludwig hatte die Kränkung, sehn zu müssen, daß die Handlung Grosbrittanniens mitten im Kriege jezt in blühenderm Stande war, als vorher jemals in Friedenszeiten. Er muste überdies befürchten, daß die Macht der wider ihn verbundnen Fürsten binnen kurzem noch furchtbarer vor ihn werden würde, da George II. von England mit dem russischen Hofe einen Subsidienvergleich schloß, kraft dessen dieser leztere sich anheischig machte, 35000 seiner besten Truppen den Bundsgenossen zu Hülfe zu schicken. Alles dies vermehrte sein Verlangen nach dem Frieden; Aachen ward zum Orte des Vergleichs gewählt, und die vorläufigen Friedenspuncte wurden daselbst im May 1748 unterzeichnet, indeß hatten die Feindseligkeiten im Felde noch immer ihren Fortgang. Die Franzosen hatten Mastricht belagert, das sich aber treflich wehrte, und es war schon mit der Belagerung sehr weit gekommen, als Nachricht daselbst, von Unterzeichnung der vorläufigen Puncte zu Aachen, eingieng. Es ward durch einen geheimen Vergleich ausgemacht, Mastricht sollte, zur Ehre der französischen Waffen, an den Marschall von Sachsen übergeben werden, der es aber sicher an seine vorigen Besitzer zurückgeben würde.

Es war nicht sowohl eine Würkung der gemäßigten Denkungsart des französischen Monarchen, als vielmehr der innere Zustand seines durch den Krieg erschöpften Reichs, was den Frieden zu Aachen auf alle Weise beförderte. Zwar wuste Ludwig XV. seine Mäßigung gar sehr geltend zu machen, vermöge deren er darein willigte, seine in den Niederlanden gemachten Eroberungen zurückzugeben, jedoch in wehrlosem Stande. Übrigens gereichte dieser Friede, vermöge dessen der englische Hof Geiseln stellte, bis gewisse Dinge in America, und Ostindien ausgemacht seyn würden, weder zum Vortheil Englands, noch zum Ruhm dieser Krone. Allein die vornehmsten Kriegsbedienten bestanden darauf, daß der Friede zu stande käme, weil sie sonst befürchten musten, gänzlich zu Grunde gerichtet zu werden.

Obwohl nun Ludwig durch diesen Frieden die äussere Ruhe seinem Reiche wiedergab, war es doch weit entfernt, daß innerlich der Friede zwischen seiner Geistlichkeit, und den Parlementern sollte geherrscht haben. Das Parlement zu Paris insonderheit schien dem Könige viel zu heftige Maaßregeln in dem Streite, wegen der Bulle Unigenitus zu nehmen, und dadurch nicht allein in die geistliche, sondern auch in seine

Gewalt Eingriffe zu thun. Der Erzbischoff von Paris hatte den Pfarrern seines Kirchensprengels verboten, den Sterbenden, welche keinen Beichtzettel von einem unverdächtigen Priester aufweisen könnten, die Sacramente zu reichen; durch dies Mittel hofte er die heimlichen Jansenisten zu entdecken. Allein das Parlement bestrafte die Geistlichen, welche aus diesem Grunde die Sacramente verweigerten, ja es griff endlich den Erzbischoff selber an, und wollte in einer Versammlung der Pairs von Frankreich über ihn Gericht halten. Der König selbst verbannte zulezt den Erzbischoff, wegen seiner Hartnäckigkeit, und ungestümen Eyfers gegen die Appellanten.

Der Streit zwischen dem Monarchen, und seinem Parlemente zu Paris, welches sich weigerte, seine Verordnungen nieder zu schreiben, bis erst ihren Freyheiten Recht wiederfahren wäre, stieg endlich so hoch, daß er es aus der Hauptstadt verbannte; allein die Beysitzer desselben kehrten sich hieran nicht, sondern frohlockten über ihre Verweisung. Ludwig hob zulezt alle bekannte Gerichtshöfe in Frankreich auf, und sezte aus eigner Macht eine königliche Cammer nieder, die in allen bürgerlichen, und peinlichen Händeln erkennen sollte. Allein die Parlementer

blie-

blieben bey ihrer Standhaftigkeit, von ihren Rechten nicht abzuweichen, und wurden dabey vom Volke unterstüzt, da Ludwig hingegen seine stehenden Truppen vor sich hatte. Nach vielem Zwiste sah sich der Monarch doch zulezt gedrungen, von seinen hohen Forderungen nachzulassen, und das Parlement ward in seine vorige Verrichtungen wieder eingesezt.

Diese Unruhen nahmen die ganze Zeit ein, die zwischen dem aachner Frieden, und dem Ausbruche des folgenden Kriegs verlief. Die wider Frankreich verbunden gewesenen Mächte bemerkten bald: daß der zu Aachen geschlossene Frieden, seines scheinbaren Ansehens ohngeachtet, auf Seiten Frankreichs nichts anders sey, als ein hinterlistiger Stillstand. Denn kaum war er geschlossen, so machte dies Reich Anstalt, die neutralen Inseln St. Lucia, Dominique, St. Vincent, und Tabago mit Einwohnern zu besetzen. Allein die englische Gesandschaft zu Paris that Vorstellungen dagegen, und man muste demnach mit diesen Anstalten inne halten.

Es waren indeß die wichtigsten Puncte, Brittanniens Schiffahrt, und Ländereyen in Nordamerica betref-

betreffend, in diesem Frieden, der Entscheidung gewisser Bevollmächtigten überlassen worden; in welcher Art von Unterhandlung die Franzosen allezeit den Engländern überlegen gewesen sind. Es machte ihnen einige Unruh, daß in Neuschottland die Stadt Halifax von den Engländern erbauet, und eine Colonie daselbst angelegt ward. In der Besetzung der Insel Tabago mit Einwohnern waren sie indeß, unter Begünstigung ihres Statthalters von Martinique, schon weit gekommen, bis sie darinn von dem englischen Hauptmanne Tyrrel gestöhrt wurden. Auf die am französischen Hofe deßhalb angebrachte Beschwerden befand es Ludwig XV. für gut, zu erklären: was sein Statthalter zu Martinique gethan, sey ohne sein Vorwissen geschehen. Ein gewöhnlicher Kunstgriff der französischen Staatskunst, vermöge deßen sie sich ein Verdienst daraus machten, alle besondern Vortheile Frankreichs dem guten Vernehmen mit dem englischen Hofe aufzuopfern, und stets bereit zu seyn, auf ihre eigene Unkosten, dem Könige von England jede Art von Befriedigung darzubiethen.

Der französische Hof fand bald darauf Gelegenheit, einen ähnlichen Beweiß seiner Gefälligkeit zu geben. Er hatte sich im lezten Frieden dahin verstanden

den, der junge Prätendent solle aus Frankreich entfernt werden; allein dieser wollte nicht eher wegreisen, bis erst die ihm von Ludwig gethanen Versprechungen erfüllt wären. Er erschien sogar, um den brittannischen Geiseln gleichsam Hohn zu biethen, an öffentlichen Oertern mit ihnen in Gesellschaft. Diese Dreustigkeit mißfiel Ludwigen, und er gab nun Befehl, ohne weitere Umstände ihn gefänglich einzuziehen, nachdem er seinen oftmaligen Winken, sich zu entfernen, keine Achtsamkeit verliehen, sondern es vielmehr darauf anzulegen schien, sich mit Gewalt in seinem Hause behaupten zu wollen. Man bemächtigte sich seiner, indem er in die Oper gehen wollte, und schickte ihn nach dem Schlosse Vincennes, wo er drey Tage lang blieb, bis er sich, nach Ludwigs Willen, das Reich zu verlassen, erklärte, und sich auch würklich entfernte.

Man muß dem französischen Monarchen die Gerechtigkeit erweisen, ihm das Zeugniß zu geben, daß er alles that, um das mannigfache Unheil wieder gut zu machen, was der Krieg in seinem Reiche angerichtet hatte. Er dankte die Hälfte seines Heers zu Lande ab, dagegen wendete er den größten Fleiß darauf, seine Seemacht wieder empor zu bringen, auch gelang es ihm darinn unglaublich. Bey den Streitig-

keiten, die zwischen Schweden, und Rußland damals obwalteten, war Ludwig XV. geneigt, nebst dem Könige von Preussen, es mit Schweden zu halten; überall handelten diese beyden Mächte, als die natürlichen Feinde des Hauses Oesterreich, in allen Angelegenheiten Deutschlands, stets einstimmig.

Zu Paris wurden jezt die Unterredungen zwischen den englischen, und französischen, Commissarien angestellt, um die Gränzen von Neuschottland zu bestimmen. Die leztern nahmen, um ihre Ansprüche zu behaupten, zu den handgreiflichsten Erdichtungen, und grundlosesten Ausflüchten ihre Zuflucht, zu gleicher Zeit aber geschahen auf die englischen landwärts angelegten Colonien, von Seiten der Franzosen, manche Eingriffe. Man beschwerte sich französischer Seits über die Engländer, daß sie auf französischem Boden Forts angelegt hätten, und zwischen beyden Völkern fielen Erbitterungen vor, die offenbar auf einen Krieg abzielten. Die natürliche Folge hiervon war, daß die Unterredungen wegen der Gränzen von Acadia, oder Neuschottland zwar noch fortdauerten, im Grunde aber dabey nichts ausgemacht ward. Die englischen Commissarien giengen dabey gründlicher, als die französischen zu Werke, und gaben überall Beweise der

Gerechtigkeit ihrer Forderungen an, wider die sich nichts einwenden ließ; allein es dauerte nicht lange, als dieser Streit wegen der Grenzen eine Wendung nahm, die keine fernere gütliche Unterhandlung mehr zuließ.

Frankreich machte nemlich Ansprüche auf alles Land am Flusse Ohio, und auf ein ausschliessendes Recht, mit den Indianern an den Ufern dieses Flusses zu handeln. Die Engländer hatten sich die Eingebohrnen des Landes daselbst zu Feinden gemacht, indem sie durch ein der Staatsklugheit zuwider laufendes Urtheil sich Ländereyen, die diesen gehörten, zugeeignet hatten. Von diesem Hasse der Indianer gegen die Britten wuste der französische Statthalter auf Quebec den größten Vortheil zu ziehen. Er machte Anspruch auf alle Freyheiten, mit den landeinwärts-wohnenden Indianern Gewerbe zu treiben, und war vielleicht zu voreilig, die wahren Absichten seines Hofes zu entdecken, indem er drey englische Kaufleute in Verhaft nehmen ließ, und sie gefangen erst nach Quebec, dann aber nach Rochelle in Frankreich schickte. Die englischen Minister wurden darüber sehr aufgebracht, obwohl man französischer Seits diesen Vorgang so viel möglich zu verdecken suchte, und die Kaufleute augenblicklich wieder frey gab, sobald der englische

lische Gesandte zu Paris, Lord Albemarle, ihre Loslassung forderte. Der König von Frankreich gab schön lautende Versicherungen, daß er seinen americanischen Statthaltern die gemessensten Befehle zugesandt habe, ein gutes Vernehmen mit den Engländern zu unterhalten.

Allein die täglichen Eingriffe auf das englische Gebiet, und Gewerbe giengen immer weiter, und wurden zulezt so arg, daß gegen Ausgang des Jahrs 1783 der englische Statthalter von Virginien, Dinwiddie, den Major Washington abschickte, den französischen Befehlshaber eines Forts zur Rede zu setzen, das auf englischem Gebiete am Flusse au Boeuf, der beym See Erie in den Ohio fällt, war gebauet worden. Der Befehlshaber gab zwar vor; er wolle die Beschwerde seinem Obern, dem Marquis du Quesne, hinterbringen, es erfolgte aber weiter nichts darauf. Der englische Statthalter, als er dies treulose Verfahren der Franzosen sah, ließ ein Fort, ohnweit dem Orte aufwerfen, wo sich der Fluß theilt.

Allein dies war nicht der einzige Beweiß, den die Franzosen von ihrer Treubrüchigkeit gaben. Ein andrer ihrer Befehlshaber, la Corne, errichtete einen

festen

festen Posten an der Bay von Chignecto, so daß die Einwohner von Annapolis royal, wiewohl sie eigentlich Unterthanen von England bisher gewesen waren, sich nun auf die französische Seite schlugen. Für die Engländer war es ein Unglück, daß die von ihren Pflanzern, und der Handlungs-Gesellschaft am Ohio gegen die Indianer begangnen Fehltritte, diese zu ihren unversöhnlichsten Feinden gemacht hatten, und sie jezt von den Wilden die größten Unmenschlichkeiten erfahren musten, welche die Franzosen unter ihren Augen ohngeahndet hingehen ließen, unter dem Vorwande: sie hätten keine Gewalt über die Wilden.

Cornwallis, ein englischer Feldherr, schickte den Major Lawrence von Halifax aus, um die Annapolitaner zum Gehorsam zu bringen; allein dieser fand sich zu schwach, sie anzugreifen, weil er sie mit Waffen, und Kriegsvorrath wohl versehen traf, und sie unter dem Schuz des la Corne standen. Er muste daher, ohne etwas ausgerichtet zu haben, nach Halifax zurückkehren, und die Indianer verübten, auf Anstiften der französischen Neutralen, (diesen Namen gab man den Einwohnern von Annapolis) jede Art von Grausamkeit an den Engländern, die in ihre Hände fielen.

So-

Sobald indeß der Major Lawrence eine Verstärkung von 1000 Mann erhalten hatte, griff er den Posten bey Chignecto so herzhaft an, daß er viele der Neutralen tödtete, und verwundete, die übrigen aber zwang, jenseits des Flusses ihre Sicherheit zu suchen, wo sie auch la Corne aufnahm, und schützte. Das schreckliche Unheil dieses Räuberkriegs gieng nun immer weiter, denn die Franzosen baueten ein Fort Beausejour, und die Engländer ein anderes St. Lawrance, wo jede Nation die Wilden in Schutz nahm, die darauf ausgiengen, ihrer Gegenparthey Schaden zu thun. Hierbey litten aber die Engländer das meiste, denn die Indianer, und französischen Neutralen hielten sich zusammen, als ob sie nur ein Volk ausmachten, und wurden von den französischen Statthaltern mit Fahrzeugen, Kriegsbedürfnissen, und allen Arten von Waffen versehen, wodurch sie jenen schädlich, und furchtbar werden konnten. Sie verübten die schrecklichsten Grausamkeiten an den Einwohnern der kleinsten Stadt Dartmouth, die über der Halifax-Bay hinaus liegt; zogen vielen derselben, nach ihrer unmenschlichen Sitte, die Haut vom Hirnschädel, und führten andre, mit sich in eine Sklaverey fort, die ärger als der Tod selbst war. Dies geschah in den Colonien, mittlerweile die Commissarien,

rien beyder Königreiche zu Paris, mit aller Kaltblütigkeit, Untersuchungen anstellten: wem der Grund, und Boden von rechtswegen zukomme, ouf dem die verschiednen Forts errichtet waren, durch welche die Franzosen sonderlich sich einen ausschließenden Handel mit den Indianern zu versichern bedacht waren.

Der Lord Albemarle gab darüber Vorstellungen ein, und verlangte besonders die Schleifung des Forts Niagara; allein ausser schön klingenden Versprechungen, und leeren Worten, erhielt er wenig, oder gar keine Genugthuung. Es blieb mithin England nichts anders übrig, als seinen Unterthanen in America zu befehlen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und die Franzosen aus ihren Pflanzstädten am Ohio zu verjagen. Indem sie aber noch über die Art zu rathe giengen, wie sie diese Befehle der Regierung vollstrecken könnten, nahmen die Franzosen Loggs Town mit dem Blockhause, und Waarenlager weg; eine wichtige Eroberung, indem das darinn befindliche 20000 Pfund Sterling betrug. Um eben diese Zeit nahm auch der französische Befehlshaber zu Venango an den Ufern des Ohio, ein virginisches Fort an der Theilung des Monongehela weg.

Zu

Zu allgemeinem Erstaunen glückte es den Franzosen so sehr wider einen Feind, der auf dem dasigen festen Lande zehnmal stärker, als sie war. Allein dies kam von ihrer eigenmächtigen Regierungsart, vermöge deren jeder ihrer Befehlshaber die Mittel besaß, die vom Hofe erhaltnen Befehle sogleich zu vollstrecken; da hingegen die Förmlichkeiten der englischen Staatsverfassung die Statthalter dieser Nation manchen Einschränkungen unterwarfen, die zu viel Zeit erforderten, so daß die stets wachsamen, und fertigen Franzosen schon ihre Eroberungen mehrentheils gemacht hatten, ehe noch die Engländer im Stande waren, zu Felde zu gehen. Man sahe diesen Nachtheil brittischer Seits zwar in die Länge ein, und es kam ein Entwurf aus England nach America, vermittelst dessen zwischen allen englischen Statthaltern ein politisches Bündniß getroffen werden sollte, auch ward ihnen von der Regierung aufgegeben, die Indianer durch Geschenke von den Franzosen abwendig zu machen. Zu diesem Behuf war eine Zusammenkunft mit den Oberhäuptern der Indianer zu Albany angestellt; allein die Franzosen hatten diese so gut auf ihre Seite zu bringen gewußt, daß wenige derselben erschienen, und die noch kamen, die nahmen zwar die Geschenke, versprachen auch alles, giengen aber betrüglich um.

Als

Als die Versammlung auseinander gegangen war, muste der Obrist Washington, mit 400 Mann, seinen Stand an den Ufern des Ohio nehmen, wo er einige Festungswerke bis zur Höhe der Brust aufwerfen ließ, und sie das Fort Necessity nannte. Jûmonville, ein französischer Befehlshaber, ward von seinem Obern, dû Villers, abgeschickt, den Washington zur Rede zu setzen: warum er ein Fort auf französischem Grund und Boden baue? Hierbey fielen Feindseligkeiten vor, deren Ursach die Engländer dem Ungestüm zuschreiben, mit dem der Franzose sein Geschäft ausrichtete; da hingegen, nach den Berichten der Franzosen, Jûmonville, ohne gegebne Ursach, soll seyn angegriffen, und, nebst den meisten von seiner Parthey, niedergehauen worden. Kurz, dû Villers, der 900 Mann unter sich hatte, griff den Washington an, schlug ihn, und zwang ihn, das Fort zu übergeben.

Es war ein Unglück für den englischen Staat, daß die Statthalter seiner Colonien nicht einmüthig zusammen hielten, sondern in Partheien getheilt waren, mithin den Franzosen nicht mit Nachdruck widerstanden ward. Umsonst führte der englische Gesandte zu Paris Beschwerden über die unrechtmäßigen Eingriffe der Franzosen in America; alles, was dar-

rauf erfolgte, bestand darinn, daß von Zeit zu Zeit Truppen, Waffen, und Kriegsbedürfnisse nach Quebec gesandt wurden, um die dasigen Befehlshaber zu unterstützen, diese Vergewaltigungen noch immer weiter treiben zu können. Sie wurden endlich so groß, daß die englischen Minister sich entschlossen, auf alle Weise Gewalt durch Gewalt zu vertreiben, und nicht nur Befehl gaben, zwey americanische Regimenter zu errichten, sondern auch eine Schaar Truppen nach America schicken wollten, um gemeinschaftlich mit den dortigen Colonien wider Frankreich zu verfahren.

Ludwigs XV. Minister fuhren fort, sich in Europa gegen England äusserst zu verstellen, indeß ihre Befehlshaber in America, die Engländer allen Troz und Uebermuth fühlen ließen, den ihnen das Bewußtseyn ihrer Ueberlegenheit an die Hand gab. Sie hintergiengen sogar ihren eignen Gesandten am englischen Hofe, den Herzog von Mirepoix, der ein biederer Mann war, indem sie ihm den Auftrag gaben, die Erklärung zu thun: man habe sich von Seiten Frankreichs keiner Verletzung der Verträge schuldig gemacht. Als der Herzog die Falschheit seines eignen Hofes inne ward, gieng er eignes Geschäfts nach Paris, um den Ministern darüber Vorwürfe zu machen. Sie fan-

den indeß doch Mittel, ihn von ihrer Ehrlichkeit zu überreden, und so kehrte er mit neuen Versicherungen, die, wie die vorigen, schön lauteten, aber keine Wahrheit hinter sich hatten, nach London zurück.

Kaum hatte er solche gehöriges Orts überbracht, so gieng die Nachricht am englischen Hofe ein; es läge eine starke Flotte bereit, von Brest, und Rochefort aus nach America zu seegeln. Man ließ deßhalb den Admiral Boscawen mit 11 Schiffen von der Linie, einer Fregatte, und einigen Landtruppen, von der englischen Küste auslaufen, der französischen Flotte Bewegungen zu beobachten, und gab ihm den Befehl, solche allenfalls anzugreifen. Allein sie war stärker, als man sichs eingebildet hatte; denn sie bestand aus 25 Schiffen von der Linie, außer den Fregatten, und Frachtschiffen, welche leztere 4000 Mann regelmäßige Truppen, unter dem Baron Dieskau, einem Feldherrn von großer Geschicklichkeit, und Erfahrung, überführen sollten.

Man würde schwerlich an Ludwigs XV. Hofe so viel Ungerechtigkeit gegen England geäussert haben, wenn man sich völlig überzeugt gehalten hätte: Georg II. zärtliche Neigung für sein deutsches Ge-

biet würde seinen Admiralen und Feldherrn die Hände binden, irgend etwas feindseliges wider die französische Flotte zu unternehmen. Die englischen Minister thaten indeß ihrerseits dem Herzog von Mirepoix die Erklärung: Boscawen hätte Befehl, die englische Flotte anzugreifen, wo er sie nur fände. Mirepoix an seinem Theile versicherte dagegen: er habe von seinem Monarchen ausdrücklich Befehl, ihnen zu melden, er würde den ersten Stückschuß, der auf feindselige Art zur See geschähe, als eine Kriegserklärung ansehen.

Boscawen seegelte am Ende Aprills 1755 der französischen Flotte nach, die der Herr Bois de la Mothe führte, und die durch Herrn M'Hamara bis aus der Mündung des Canals war herausbegleitet worden, von wo dieser mit 11 großen Schiffen nach Frankreich zurück gekehret war. An den Ufern von New-Foundland, oder Terreneuve stieß Boscawen auf die französische Flotte, die Nebel verhinderten ihn aber, sie zu sehen. Weil indeß die Franzosen von Boscawens Ankunft Nachricht hatten, so rettete sich ein Theil von ihren Schiffen den St. Lorenzo Fluß hinauf, ein andrer Theil aber durch die Meer-Enge von Belleisle, von der man bis dahin noch

nicht

nicht geglaubt hatte, daß sie Schiffe von der Linie tragen könnte. Die Engländer eroberten nur zwey französische Schiffe, den Alcides, und die Lilie, deren jedes 64 Stücken, eine beträchliche Anzahl Landtruppen und große Summen Geld führte. Sie ergaben sich nicht eher, als nach einem scharfen Gefechte am 8ten Jul. 1755, und der französische Hof wollte kaum der Nachricht von diesem Gefechte Glauben zustellen. Die Engländer dagegen hatten darüber große Freude, weil sie es als eine Kriegserklärung ansahen.

So betrachtete man es auch in Frankreich, und Mirepoix ward augenblicklich von London zurückberufen, wie auch Büssy von Hannover, wohin er den englischen Monarchen begleitet hatte, um wegen einer Neutralität für Hannnover Unterhandlung mit ihm zu pflegen, worinn es ihm doch nicht geglückt war. Man nahm nun englischer Seits alle Maaßregeln, die Franzosen in America zu schwächen, und gab Befehle, daß alle Schiffe dieser Nation, sie möchten von, oder nach Frankreich kommen, in brittannischen Häfen aufgebracht werden sollten.

Georg II. von England ward durch die vortheilhaftesten Bedingungen, von Seiten Frankreichs, an-

gelockt, einen Neutralitäts-Vertrag für Hannover einzugehen. Allein er hielt es für zuträglicher, sich, in Absicht der Sicherheit seiner deutschen Lande, auf die edelmüthigen Gesinnungen seiner brittischen Unterthanen zu verlassen, als von einem Hofe sich abhängig zu machen, dessen Unzuverläßigkeit er durch so manche Probe bereits kannte. Auch hatt' er nicht Ursach, solches zu bereuen, denn, vermittelst jährlicher Hülfsgelder von 750000 Pfund Sterl. welche seine Unterthanen dem Könige von Preussen zu zahlen gelobten, konnte er einen Vergleich mit diesem Monarchen schließen, der seine deutschen Staaten sicher stellte.

Frankreich sah noch auf einer andern Seite seine Bemühungen vereitelt, nemlich durch Spaniens Vermittelung einen Waffenstillstand mit England auszuwircken. Nur darinn glückte es ihnen, den Churfürsten von Cöln auf ihre Seite zu bringen, und mit dessen Vorschube, Vorrathshäuser in Westphalen anlegen zu können, um in Hannover einen Einfall zu wagen. Es ward um diese Zeit insgeheim an einem furchtbaren Bündnisse wider den König von Preussen zu arbeiten angefangen, welches, die ganze Verfassung der Mächte Europens zu verändern, drohete. Die

russische

russische Kayserin, und die Kayserin-Königin hatten eine Unterhandlung geschlossen, zu welcher auch der König von Polen eingeladen ward, und deren geheimer Zweck, so sehr dies auch von den drey genannten Mächten ist widersprochen worden, wohl auf nichts geringeres, als auf eine Zertrümmerung, und Theilung der preußischen Staaten gieng. Der Graf von Aubeterre, Frankreichs Gesandter zu Wien, erbot sich, allen ihren Maaßregeln beyzutreten, wofern die beyden Kayserinnen der Freundschaft Grosbrittanniens entsagen wollten. Dies thaten sie durch einen geheimen zu Versailles am 1ten Mai 1756 geschlossenen Vergleich, der die Grundlage zu dem unnatürlichen Bündnisse zwischen den Häusern Oesterreich, und Bourbon, gegen die Häuser Hannover, und Brandenburg, ward.

Die See ward nunmehr mit englischen Flotten bedeckt, da die französischen hingegen in ihren Häfen eingeschlossen waren. Ehe noch das Jahr 1755 zu Ende gieng, wurden über 300 reich beladne französische Fahrzeuge von St. Domingo, und Martinique, die über 8000 Matrosen hatten, in die englischen Häfen gebracht, woraus die Zunahme des französischen Handels, seit dem lezten Frieden, deutlich erhellet.

 Allein

Allein jezt ward ihr auswärtiges Gewerbe zu Grunde gerichtet, ihre innerlichen Unruhen dagegen nahmen immer mehr zu. Das Parlement beharrte so standhaft bey seinen Maaßregeln, daß Ludwig sich gewissermaßen gedrungen sah, dessen Parthey wider die Geistlichkeit zu nehmen. Von dieser erzwang der Monarch, zu den dermaligen Bedürfnissen des Staats, ein freywilliges Geschenck von 16 Millionen französischer Pfunde.

In America wurden die Franzosen vom Obristlieutenant Monkton geschlagen, und das Fort Beausejour ihnen weggenommen, das doch mit 26 Canonen besezt war. Die Besatzung erhielt freyen Abzug nach Louisburg, das durch den aachner Frieden wieder an Frankreich gekommen war, doch unter dem Bedinge, sechs Monat lang nicht in America zu dienen. Noch ein andres französisches Fort, am Flusse Gaspereau ward von Monkton erobert, wo er sich auch der französischen Vorrathshäuser bemächtigte. Bey diesem glücklichen Kriegszuge wurden über 50000 Acadier, welche Unterthanen von England, aber durch die Franzosen abwendig gemacht worden waren, entwafnet, und wieder begnadigt. Das französische Fort an der Mündung des Flusses St. John ward geschleift.

Der

Der englische Hof faßte in diesem Jahre den Entschluß, den Generalmajor Braddock abzuschicken, um die Aufsicht über die Kriegsverrichtungen wider die Franzosen am Ohio zu führen; er kam auch noch im Hornung 1755 mit 2 Regimentern in Virginien an. Allein sowohl die Wahl des Feldherrn, als der Erfolg dieses Unternehmens, waren unglücklich. Er war ein hochmüthiger Mann, der die Colonisten, die unter ihm stehen sollten, äusserst verachtete. Man warnte ihn, auf seinem Zuge behutsam zu gehen, und vor einem Ueberfalle der Franzosen, und Indianer sich in Acht zu nehmen; allein er ließ diesen Wink gänzlich aus der Acht, und, nachdem er in das von den Virginiern zu Wills = Croock geschlagne Lager, wo das Fort Cumberland gebauet wurde, gekommen war, brach er von da auf, um das Fort du Quesne anzugreifen. Um aber desto geschwinder seinen Zug fortsetzen zu können, ließ er den Obristen Dunbar mit allem Kriegsvorrathe zurück, indem er nun, ohne die geringste Behutsamkeit, fortrückte, gerieth er in einen solchen Hinterhalt, wovor man ihn vielfältig gewarnt hatte. Die Franzosen, und Indianer hatten sich so listig versteckt, daß 700 von seinem kleinen Heere, nebst ihm selber, auf einmal erlegt wurden, ohne daß sie nur einen Feind gesehen hatten. Die Co-

lonisten, welche sich sehr kaltblütig, und unerschrocken verhielten, brachten die übrigen regelmäßigen Truppen zwar noch in Sicherheit; allein Braddoks Gepäck, Geschütz, Kriegsvorräthe, und Schriften fielen doch den Franzosen in die Hände. Diese schreckliche Niederlage, bey der das Blut der vornehmsten Befehlshaber floß, ward, nach den Berichten der Franzosen, durch nicht mehr denn 400 Mann, meistens Indianer, angerichtet; ihr eigner Verlust dabey war so unbeträchtlich, daß er gar nicht erwähnt zu werden verdient.

Glücklicher waren die Colonisten bey der ihnen aufgetragenen Unternehmung wider Crown Point. Der Obrist Johnson, ein Irrländer, der aber mit dem dasigen Lande gut bekannt war, führte die Aufsicht dabey; Schirley aber, Braddocks Nachfolger, unternahm indeß die Eroberung von Niagara. Johnson bezog ein Lager am See St. George, um welches eine Brustwehr geführt war. Bald darauf erhielt er Nachricht, die Franzosen hätten, unter Dieskau's Anführung, einen wichtigen Paß eingenommen, und wären in völligem Anzuge wider ihn. Als Dieskau sich näherte, fand sich, daß seine Truppen kein grob Geschüz bey sich hatten; sie fiengen auch in einer

zu

zu großen Entfernung zu feuern an. Die Engländer dagegen wusten ihr Geschütz so gut zu richten, daß Dieskau sehr bald von allen seinen Indianern sich verlassen sah. Er scheint in den nämlichen Irrthum verfallen zu seyn, der Braddocks Untergang veranlaßt hatte. Denn, anstatt die Brustwehr mit einemmahl anzugreifen, machte er Halte, um regelmäßig zu verfahren, und gab dadurch den Engländern Zeit, sich von ihrer Bestürzung zu erhohlen. Dieskau sezte sein vergebliches Feuer fort, ward aber zulezt von Johnsons Leuten angegriffen. Achthundert Franzosen blieben, und Dieskau selbst, gefährlich verwundet, ward gefangen. Er hatte, als er von Ticonderago auszog, die Absicht gehabt, das verschanzte Lager der Engländer am Hauptorte anzugreifen, und das hätt' er auch leicht thun können. Weil er aber hörte, dies wäre mit Stücken besezt, Johnsons Lager dagegen hätte keine, so schritt er zu seinem übel bedachten Angriffe. Aber noch vor diesem Treffen verlohren die Engländer ohngefähr 200 Mann von einem abgeschickten Haufen, unter dem Obristen Williams. Johnson ward getadelt, daß er den Franzosen nicht nachgesezt hatte. Allein er war verwundet, und daher weniger im Stande, Befehle zu geben, auch besorgte er vielleicht ebenfalls einen Hinterhalt. Dieser Sieg, der

der erst spät im Jahr 1755, im Sept. erfochten ward, hatte übrigens für die Engländer wenig, oder gar keine vortheilhafte Folgen. So verunglückte auch des Schirley Unternehmen auf Niagara durch dessen Trägheit, und der diesjährige Krieg in America war auf keine Weise den Engländern vortheilhaft.

In Europa waren dagegen die englischen Häfen noch immer mit französischen Schiffen angefüllt, die man aufgebracht hatte. Der Hof zu Versailles suchte alle übrigen wider diese Ungerechtigkeit der Engländer, wie er sie nannte, aufzubringen; jedoch mit wenigem Erfolge, zumahl am spanischen Hofe, wo die Engländer mehr Einfluß hatten, als die Franzosen. Die Mäßigung der französischen Minister war erstaunlich; denn sie gaben ein englisches Kriegsschiff, mit seiner Bemannung, loß, welches war weggenommen worden, indem es den Statthalter Littleton nach America überführte. Da sie aber sahen, daß ihnen ihre Mäßigung nichts half, verlangte Rouille, ihr Staatssecretair der auswärtigen Angelegenheiten, in einem Briefe an den englischen Staatssecretair, Genugthuung für die Räubereyen, die von den Engländern an dem französischen Gewerbe begangen würden. Man gab ihm aber zu verstehn: der Krieg wäre durch

die

die von den Franzosen in America verübten Feindseligkeiten, und geschehenen Eingriffe angefangen worden. Frankreich nahm hierauf seine gewöhnlichen drohenden Anstalten zur Hand, in England einzufallen; dies that vielleicht nur zu große Würkung auf das englische Parlement.

In kurzem ergab sichs, daß ihr eigentlicher Zweck, warum sie eine Flotte ausrüsteten, nach einer andern Gegend gerichtet sey, nemlich Minorca anzugreifen; denn ihr Feldherr, der Herzog von Richelieu, eröfnete im Aprill 1756 die Laufgräben vor dem Fort Philipp, dem einzigen festen Orte, den die Engländer auf dieser Insel hatten. Man ward dies in England zu spät inne, um es verhindern zu können; doch schickte man den Admiral Byng, mit 12 wohl ausgerüsteten Schiffen von der Linie zum Entsatze des Forts aus, zu der Zeit, da der französische Admiral Galissionaire, nachdem er seine Truppen ans Land gebracht hatte, auf der Rückfahrt nach Toulon begriffen war. Byng, der überall zu diesem Unternehmen keine Lust, und am Fechten keinen Geschmack hatte, kam beym Fort Philipp an, als sich die französische Flotte gegen Südosten zeigte. Es erfolgte im May ein Gefecht, worinn Byng, durch sträfliche

che Nachläßigkeit, die französische Flotte entkommen ließ, die er wahrscheinlich hätte zu Grunde richten können, worauf er, ohne einen Versuch zu thun, das Fort Philipp zu entsetzen, nach Gibraltar zurückkehrte. Byng ward, wegen seines Verhaltens, durch ein Kriegsgericht verurtheilt, und erschossen, obwohl Richelieu selbst ihn zu retten suchte. Dieser betrieb indeß die Belagerung mit Eyfer, und Blackeney, der Befehlshaber des Forts, war ein unthätiger alter Mann, schloß einen Vergleich zur Uebergabe, ward aber nicht, wie Byng, darüber straffällig, vielmehr von dem englischen Könige, Georg II zum Pair des Reichs erhoben, und mit dem Orden von Bath beehrt.

Die Einnahme des Forts Philipp machte die Franzosen so stolz, als ob sie London erobert hätten. In America waren die Engländer noch immer unglücklich; sie verlohren im August 1756 das Fort Oswego, das sehr bequem an der Mündung des Flusses Onnondaga gelegen war. Unterdeß ward der Krieg zwischen Grosbrittannien und Frankreich förmlich erklärt. Vaudreuil, der französische Statthalter von Canada, hatte die Eroberung des Forts Osweao dem Moncalm aufgetragen, der auch das Fort Ontario einnahm. Dies

war

war zwar ein geschickter Feldherr, aber ein desto schlechterer Mensch, wenigstens zeigte er sich bey der Uebergabe von Oswego von einer sehr schlechten Seite; denn er gestattete nicht nur, gegen die gemachten Bedingungen, daß die englischen Befehlshaber, und Soldaten von seinen Indianern beschimpft, beraubt, ja einige niedergemacht wurden; sondern übergab auch diesen Wilden zwanzig von der Besatzung, zum Ersaz eben so vieler ihrer Landsleute, die bey der Belagerung geblieben waren, die sie denn, nach ihrer Weise, unter den unmenschlichsten Quaalen hinrichteten.

Nur erst am Ende Julius 1756 kam der Graf Loudon zu Albany an, und übernahm den Befehl über die englischen Truppen; weil er aber fand, daß es nun schon zu spät im Jahre war, um noch was wichtiges unternehmen zu können, so ließ er die Franzosen ungestraft ihre Grausamkeiten, mit ihren wilden Bundsgenossen, fortsetzen.

Da iezt der Krieg zwischen Frankreich, und England förmlich erkläret war, wollten die Franzosen dem Hause Oesterreich vor allen Dingen zeigen, was für nüzliche Dienste sie von der Verbindung mit ihnen erwarten könnten. Sie schickten deswegen im J. 1757

zwey

zwey Heere zu Felde; eins unter dem Grafen Etrees von 80000 Mann, der den Contades, Chevert, und St. Germain, drey geschickte Feldherrn, zu Gehülfen hatte. Nachdem sie über den Rhein gegangen waren, rückten sie in Westphalen weiter, gaben aber vor: sie handelten bloß als Bundsgenossen des Hauses Oesterreich, und als Gewährsmänner des westphälischen Friedens. Das andre Heer, unter dem Prinzen von Soubise, war 25000 Mann stark, und sollte mit der Reichsarmee gemeinschaftlich handeln.

Soubise nahm, eh' er noch über den Rhein gieng, Cleve, Mörs, und Geldern in Besitz. Ein andrer Haufe, den Etrees abschickte, besetzte Embden, und alles preußische Gebiet in Ost-Friesland. Der Herzog von Cumberland ward abgeschickt, ein Heer von höchstens 40000 Mann anzuführen, welches seinen Stand an der Weser nahm, um die Franzosen daselbst zu beobachten. Er zeigte große Geschicklichkeit, sie vom Uebergange über diesen Fluß abzuhalten; aber vergebens. Die unter ihm dienenden Hannoveraner waren misvergnügt, daß man die vorgeschlagne Neutralität für ihr Vaterland verworfen hatte, und dienten daher nicht gerne.

Etrees hatte zwar viel Mühe, in diesem unfruchtbaren Lande Unterhalt für seine Truppen zu finden, allein er rückte endlich doch vor Bielefeld, und bewerkstelligte seinen Uebergang über die Weser. Der Herzog von Cumberland konnte, seinem Auftrage nach, und zufolge der Beschaffenheit seines Heers nicht angreiffend zu Werke gehen, vielmehr war er gezwungen, sich nach und nach vor der großen Ueberlegenheit des französischen Heers zurückzuziehen, zulezt blieb er bey Hastenbeck, ohnweit Hameln, stehen. Die ganze Landgrafschaft Hameln war damals im Begriffe, sich an Contades zu ergeben, auch war Etrees Heer ansehnlich verstärkt worden. Dieser griff den Nachtrab der Hannoveraner bey Hastenbeck an, und zwang den Herzog, nach dem er ohngefähr 15000 Mann verlohren hatte, sich gegen Verden zu ziehen, die Franzosen aber nahmen Hameln ein.

Es war ohnstreitig ein Staatsfehler, der von der Schwäche der französischen Regierung zeugte, daß man einem so geschickten Feldherrn, als d'Etrees sich bereits bewiesen hätte, zu einer so bedenklichen Zeit, die Oberbefehlshaberstelle nahm. Der Vorwand hierzu war eine Verwirrung, welche sich gegen das Ende des Treffens bey Hastenbeck im französischen

Heer erhoben hatte, und die ihn ausser Stand sezte, von dem erhaltenen Siege Vortheil zu ziehen. Der eigentliche Grund war wohl die Gunst, welche die Frau von Pompadour, die bey Ludwig XV. alles galt, auf den Herzog von Richelieu geworfen hatte. Dieser, der sich durch die Einnahme von Minorca einigen Ruf erworben hatte, fand für gut, mit Hülfe der königlichen Beyschläferinn, den d'Etrees zu verdrängen, um seinen, durch Ueppigkeit, verfallenen Umständen wieder aufzuhelfen, indem er die Provinzen plünderte, durch die er mit seinem Heere zog. Dieser schickte den Herzog von Randan, einen sehr leutseligen Herrn ab, die Stadt Hannover zu besezen, welches ihm auch, ohne Gegenwehr, gelang. Er befahl den hannöverischen Unterthanen, sich in sein Lager zu begeben, damit er ihnen ihre Kriegssteuern bestimmen könnte, und zog darauf gegen Verden.

Der Herzog von Cumberland zog sich von da in ein festes Lager zwischen Ottersburg, und Rothenburg, hernach aber gieng er mit seinem Heere unter das Geschüz von Stade. Hier war er vor den Angriffen des Herzogs von Richelieu möglichst gesichert, indem dies die stärkste Festung im hannöverischen Gebiet ist; wo es der Herzog gewiß nicht ohne den offen-

ba-

barsten Nachtheil wagen durfte, sein Lager anzugreifen. Allein es erfolgte eine Unterhandlung, die den Herzog von Cumberland ganz ausser Thätigkeit sezte, und deren eigentliche Triebfedern der Welt nie bekannt geworden sind. Am wahrscheinlichsten ist es, daß Georg II. selbst seiner hannöverischen Regierung insgeheim Vollmacht gegeben habe, den Kriegsverrichtungen Einhalt zu thun. Diese überredete den König von Dännemark, der auch selbst dabey Vortheil hatte, seinen Minister, den Grafen Lynar, abzuschicken, um eine Vermittelung zwischen den Herzogen von Cumberland, und Richelieu zu treffen. Es ward also am 8ten Sept. 1757 zu Kloster Seven ein Vergleich geschlossen, vermöge dessen die hannöverischen Truppen, die 38000 Mann ausmachten, sich dahin verstanden, die Waffen abzulegen, und sich nach verschiednen Erhohlungsquartieren in ihrem eignen Lande zu begeben. Dieser Vergleich war um so viel kränkender, weil der Herzog von Cumberland, nachdem er ihn unterzeichnet hatte, sich es nicht ferner erlaubt hielt, sein Amt im Felde zu verwalten. Richelieu ließ seiner Raubgier den Zügel schießen, und bemächtigte sich aller Einkünfte des hannöverischen Landes.

In England, wo seit kurzem andre Männer ans Staatsruder gekommen waren, wurde ein Entwurf gemacht, Frankreich anzugreifen, und ein geheimes, wohl ausgesonnenes, Unternehmen verabredet, Rochefort zu erobern. Wäre dies gelungen, so würde hierdurch nicht nur der Seemacht Frankeichs gewaltiger Schaden seyn zugefügt worden, sondern der König von Preussen auch, durch diese Diversion, Luft bekommen haben. Es ward auch eine Flotte würklich ausgerüstet, darauf 6000 Mann Landtruppen gebracht, und dem Sir Mordaunt, unter dem die General-Majore Conway und Cornwallis standen, anvertrauet ward. Man war, in Frankreich besonders, sehr aufmerksam darauf, wozu doch diese Flotte bestimmt wäre. Sie kam im September 1757 bey Rochefort an, und nahm die Insel Aix weg. Allein anstatt Rochefort, der Verabredung zufolge, sogleich zu überrumpeln, berathschlagten die englischen Feldherrn erst langweilig darüber, wie der Angriff gemacht werden sollte. Hierüber vergieng die wenige Zeit, die noch, zur Landung der Truppen an der Küste, übrig war, völlig, und Admiral Hawke versicherte: wofern man länger verzöge, könnte er für die Sicherheit der Schiffe seines Monarchen nicht ferner haften. Da nun den Feldherrn nicht einmal bekannt war: ob

der

der Stadtgraben um Rochefort voll Wasser, oder trocken sey, so kehrte, nach langem fruchtlosen Berathschlagen, die Flotte, ohne daß die Truppen hätten landen können, nach England zurück. Der englische Feldherr ward wegen dieses, durch seltsame Trägheit verunglückten, Unternehmens vor ein Kriegsgericht zur Verantwortung gezogen, vertheidigte sich aber so, daß er losgesprochen ward.

Richelieu, der, nach der zu Closter Seven geschlossenen Convention, die Hannoveraner, wie natürlich, verachtete, gieng jezt, mit den übrigen Feinden des Königs von Preussen, diesem zu Leibe, plünderte überall, wo er hinkam, und breitete seine Brandschatzungen bis über Halberstadt, und die alte Marck Brandenburg aus. Der Prinz von Soubise rückte in Sachsen ein, um den kayserlichen Truppen ein desto freyeres Feld zu verschaffen, Schlesien wieder zu erobern. Es schien mit einem Worte unter Friedrichs Feinden verabredet, seine Länder zu überschwemmen, und sein Untergang unvermeidlich zu seyn. Doch dieser unerschöpfliche Geist bot ihnen allen die Spitze, und dachte jezt darauf, den Franzosen, und der Reichsarmee, ein entscheidendes Treffen zu liefern, welches ihm auf eine geraume Zeit freyere Hände ver-

schaffen könnte, der Kayserin-Königin in Schlesien mit Nachdruck sich zu widersetzen. Seine Bewegungen zu diesem Ende waren so mannigfach, und geheimnißvoll, daß solche den Franzosen, wie seinen übrigen Feinden, ein Räthsel blieben. Ohne Mistrauen, oder Besorgniß, rückten die erstern bis an die Gränzen der Marggrafschaft Meissen, wo sie, am Ende des Octobers, mit der Reichsarmee zusammentrafen.

Die Winterquartiere der Preussen waren damals so weit auseinander entlegen, daß Soubise sichs nur gar nicht einfallen ließ, dem Könige zuzutrauen, daß er sein Heer zusammen ziehn könne. Allein die unnachahmliche Kriegszucht, die Friedrich der Einzige, bey seinen Truppen eingeführt hatte, sezte ihn in den Stand, dies würklich zu thun, und als beyde Heere am 5ten Nov. 1757 bey dem Dorfe Roßbach auf einander stießen, war ein Treffen unvermeidlich. Das Heer der Preussen war nicht über 25000 Mann stark, das gegenseitige, unter dem Prinzen von Soubise, und Herzoge von Sachsenhildburghausen vereinigte, war mehr denn noch einmal so zahlreich. Voll Vertrauens auf ihre Ueberlegenheit, und mit der Tactick des Königs von Preussen ganz unbekannt,

mein-

meinten sie, er werde ihren Angriff ruhig abwarten, und so dachten sie ihn, mit seinem kleinen Heere, zu überflügeln. Allein dieser brachte sie durch plözliche Evolutionen, vermöge deren er ihnen in die Flanquen fiel, eher in Verwirrung, als sie zum Angriffe, geschweige denn zum Handgemenge kommen konnten, und zerstreuete sie in wenig Augenblicken. Seine Herzhaftigkeit, und Geschicklichkeit war dem völlig gemäß, was er hier zu wagen hatte, und machte ihn den entscheidensten Sieg davon tragen, denn nur die einbrechende Nacht war es, was den gänzlichen Untergang des geschlagenen Heers verhinderte.

Der Ausgang der Schlacht konnte nicht anders, als den Feinden Frankreichs eine gar geringe Meinung von den französischen Truppen beybringen; doch gab man den französischen Reutern das Zeugniß, sich im Anfange des Treffens wohl gehalten zu haben. Es blieben 3000 von ihnen auf der Stelle, 6000 aber, nebst acht Generalen, und 250 Officieren wurden gefangen, auch 63 Canonen erobert.

Richelieu, der sich durch den Vergleich zu Closter Seven so gut, wie die Hannoveraner, hätte müssen gebunden glauben, kehrte sich doch durchaus an keine

Bedingungen. Er verwendete die ihm anvertraute Kriegscasse zu seinem eignen Nutzen, und ließ die Truppen sich durch Bedrückung, und Plünderung der unglücklichen Hannoveraner, und Hessen bezahlt machen, die er nicht nur entwafnen, sondern auch in so enge Quartiere einschließen wollte, daß sie keinen Unterhalt haben könnten. Allein er fand sich ausser Stande, sein Heer im Zaume zu halten, das in Ausschweifung, und Trägheit versunken, von aller Kriegszucht abgekommen war. Vergebens beschwerte sich der Hof zu Hannover über die täglichen Ueberschreitungen des Vergleichs vom Closter Seven: anstatt daß man darauf hätte achten sollen, schlug vielmehr ein gewisser Faidy zu Hannover selbst eine Zollbude auf, um die Einkünfte dieses Churfürstenthums einzusammeln, und die französischen Minister sagten überall laut: sie betrachteten solches als ein erobertes Land.

Der König von England ernannte insgeheim den Prinzen Ferdinand, Bruder des regierenden Herzogs von Braunschweig, zu seinem Feldherrn, dieser stellte sich an die Spitze der Hannoveraner, Hessen, und Braunschweiger, die jezt sogleich ohn Bedenken wieder zu den Waffen griffen, und die Franzosen überall,

wo

wo sie solche fanden, niederhieben. Sie giengen vor Haarburg, und eroberten diesen Ort; zwar thaten die Franzosen in dem Schlosse daselbst einige Gegenwehr, und dies war die einzige kriegerische That, die sie im ganzen Feldzuge verrichteten, es ward aber doch eingenommen. Sonst zogen sie sich von allen Seiten zurück, und Broglio gieng mit der lezten Schaar Reuter über die Aller, worauf Prinz Ferdinand seinen Stand bey Uelzen nahm, zwischen Zelle, und Lüneburg, wo die Franzosen ihn völlig in Ruhe liesen. Richelieu betrug sich so schändlich, daß endlich sein König nicht umhin konnte, ihn zurück zu berufen, und dem Grafen von Clermont die Stelle eines Feldherrn bey seinem Heere in Westphalen zu übertragen, so daß solches, binnen Jahresfrist, drey verschiedne Befehlshaber gehabt hatte.

Den Felbzug vom Jahre 1758 eröfneten die Hannoveraner, die durch einen kleinen Haufen preußischer Reuter verstärkt worden waren, damit, daß sie die Franzosen von einem Orte zum andern trieben. Sie nahmen ihnen die Festung Rothenburg ab, und zwangen sie aus Bremen, und Verden zu weichen. Der Erbprinz von Braunschweig, ein junger Held von 22 Jahren, der in der Folge sich einen großen kriegeri-

schen Ruf zuzog, überfiel den Grafen Chabot zu Hoya, einer festen Stadt an der Weser, auf eine Art, die dem geschicktesten Feldherrn Ehre machen würde, und sezte dadurch die Hannoveraner nicht nur in den Besiz eines wichtigen Passes, sondern sicherte ihnen auch den Uebergang über die Weser, ohne dabey mehr als 100 Mann an Todten, und Verwundeten zu bekommen.

Zulezt erhielt der Herzog von Randan Befehl, Hannover selbst zu räumen, in welcher Stadt er sich durch seine leutselige, und großmüthige Art zu verfahren einen bleibenden Nachruhm erworben hatte. Er gestattete seinen Soldaten beym Abzuge nicht, die mindeste Unordnung zu begehen, vielmehr theilte er, anstatt den gemeinen Mann zu grunde zu richten, die ansehnlichen Vorräthe, so er angelegt hatte, unter sie aus, und ward so, als er die Stadt verließ, von dankbaren Thränen, und Seegenswünschen der Einwohner begleitet.

Der Herzog Ferdinand rückte nun immer vorwärts, und hatte die Weser zwischen seinem Heere, bis das ganze Churfürstenthum von den Franzosen geräumt war. Die preußische Festung Minden war allein

allein noch von 4000 Mann besezt, welche sich jedoch im May 1758 an ihn zu Kriegsgefangnen ergeben musten. Auf ihrem Rückzuge gegen den Rhein, den sie in drey Abtheilungen machten, mußten die Franzosen mit unbeschreiblichem Elende kämpfen. Allein ihr Uebermuth, und ihre Raubsucht waren so groß gewesen, daß jezt die Feinde, deren Land sie räumen musten, ihnen gar kein Mitleid schenkten, vielmehr wurden sie bey tausenden von den Bauern todtgeschlagen, indem sie, von Mangel, und Hunger überwältigt, auf den Strossen lagen. Als ihre armseligen Ueberbleibsel am Rheine ankamen, besezte der Graf von Clermont, der die mittlere Abtheilung geführt hatte, Wesel; die andern giengen, über den Rhein, aber nicht halb so stark an Zahl, als sie gekommen wareu. In Frankreich war über dies klägliche Schicksal, und fast gänzliche Verderben des französischen Heers in Westphalen, Verdruß, und Unruh allgemein.

Ludwigs XV. Ansehn bey seinem Volke war indeß, durch den Streit, der so lange bereits zwischen ihm, seinem Parlemente, und seiner Geistlichkeit obgewaltet hatte, geschmählert worden. Auch wurden die Beschwerden der Nation, welche die Entscheidung

dung seiner wichtigsten Angelegenheiten von dem Nachttische seiner Beyschläferin abhängen sah, täglich lauter, und ausgelassener. In der Person des Marschalls von Belleisle glaubte indeß das französische Volk noch den einzigen Mann anzutreffen, der das allgemeine Unglück gut machen könnte. Man sezte ihn daher, auf seine eignen Bedingungen, als Kriegssecretair über das gesammte Kriegswesen, und er fieng sein Amt mit einer heftigen Rede an, in welcher er auf das neuerliche Bezeigen seiner Landsleute im Felde schalt. Das Heer in Deutschland ward wieder ergänzt, und die Verbindungen mit der Kayserin-Königin, so wie mit deren Bundsgenossen, wieder erneuert, und gestärkt. Aber Frankreich hatte damals nicht die Hülfsmittel, Geld zu schaffen, welche der Handel gewährt, indem sein Gewerbe von England zu Grunde gerichtet war. Auch hatte es weder Vorräthe, noch Seeleute, um seine Küsten vor einem Angriffe zu verwahren, und war gedrungen, den Krieg in America lediglich seinen daßigen Unterthanen, und Bundsgenossen zu überlassen. Es war augenscheinlich, daß der Krieg in Deutschland Frankreich im geringsten nichts angieng, wofern er nicht seinen americanischen Angelegenheiten zu statten kam, und hierin war es ihm bisher gänzlich fehlgeschlagen. Allein

lein der neue Minister, der in allen seinen Unternehmungen, bis zum abendtheuerlichen, muthig zu Werke gieng, ließ sich hierdurch im mindesten nicht abschrecken.

Mit dem Anfange Junius 1758 gieng Herzog Ferdinand, im Angesicht von 50000 Franzosen, die sich vor ihm zurückzogen, mit seinem Heere über den Rhein. Er wollte hierdurch den Soubise zwingen, von dem Entwurfe abzustehn, den er gemacht hatte, Hessen wieder in Besitz zu nehmen. Die Franzosen, welche, nachdem sie aus Hannover vertrieben waren, ein vortheilhaftes Lager bey Crevelt gewählt hatten, glaubten sich in demselben vor allen Angriffen der Bundsgenossen gesichert zu seyn. Allein die Hannoveraner, die jezt gewissermaßen auf ihrem eignen Boden Krieg führten, wo sie mit allem nothwendigen wohl versorgt waren, fühlten ihren Muth hierdurch so gestärkt, daß Herzog Ferdinand es wagen durfte, die Franzosen in ihrem beynah für unbezwinglich gehaltnen Lager, am 23ten Jun. mit seinem verbündeten Heere anzugreifen. Dieser Angriff geschah mit so unwiderstehlicher Entschlossenheit, daß die französischen Fußvölker aus jedem ihrer Posten vertrieben wurden, und gänzlich wären niedergehauen worden, wenn sich nicht

nicht die übrigen davon, unter dem Schutze ihrer Reuterey, die sich an diesem Tage überaus herzhaft verhielt, nach Nuys zurückgezogen hätten. Ihr Verlust war ansehnlich, und die Sieger rechneten ihn auf 7000, was man indeß französischer Seits für übertrieben ausgegeben hat. Unter andern blieb der junge Graf Gisors, ein Sohn des Herzogs von Richelieu, in diesem Gefechte, das sein erstes war, welches er je gesehen hatte; ein so wohl ausgebildeter, und tugendhafter junger Herr, daß er die Liebe der Nation sich erworben hatte, und sein Tod als ein Verlust für dieselbe angesehen ward. Die Bundsgenossen an ihrer Seite verlohren über 3000 Mann.

Soubise stand damals an der Gränze von Hessen, und Clermont, so viel er auch bey Crevelt eingebüßt hatte, schickte ihm doch noch ansehnliche Verstärkungen zu. Der Herzog Ferdinand nahm Düsseldorf weg, welches ihm aber zu nichts weiter diente, als den Uebergang über den Rhein sicher zu stellen, und seine Posten an diesem Flusse zu vervielfältigen. Es ergab sich jezt, daß der Sieg bey Crevelt für die Bundsgenossen nicht von der Wichtigkeit war, wie man geglaubt, und der Herzog sich doch nicht jenseits des Rheins würde behaupten können,

son-

sondern mit seinem ganzen Heere sich würde zurückziehen müssen. Er hatte gehofft, seine Einnahme von Düsseldorf würde die Unternehmungen des hessischen Feldherrn, Prinzen von Ysenburg, erleichtern, und dieser würde Soubisen zwingen, sich wieder an die Hauptarmee der Franzosen anzuschliessen, die unter Contades stand. Allein hierinn sah er sich getäuscht, denn der Prinz von Ysenburg ward am 23ten Jul. 1758 bey Sandershausen gänzlich geschlagen. Diese Niederlage zerstöhrte den ganzen Entwurf der hannöverischen Kriegsverrichtungen am Rheine, und half den Franzosen wieder zum Besiz der Weser, und der daran stossenden Gegend von Westphalen.

Der Herzog Ferdinand befand sich jezt mit seinem Heere in einer mißlichen Lage. Er hatte die ansehnliche Festung Geldern rechter, das feindliche Heer aber linker Hand, zu einer Zeit, da, wegen des Siegs der Franzosen bey Sandershausen sehr zu besorgen war, sie würden im Stande seyn, die englischen Truppen über den Haufen zu werfen, die kürzlich erst unter dem Herzoge Marlborough zu Embden Gelandet waren, und diesen Ort den Franzosen wieder abgenommen hatten. Der Mangel an Lebensmitteln vermehrte mit jedem Tage die Verlegenheit

Herzog Ferdinands, und Chevert, einer der besten Anführer französischer Seits, machte einen Entwurf, den braunschweigischen General Imhof zu überfallen, der seinen Posten bey Rees hatte, wo er die Gemeinschaft zwischen den englischen Truppen, mit denen des Herzogs, unterhalten sollte. Imhof, der Cheverts Absicht gewahr ward, faßte, ohngeachtet dieser dreymal so viel Leute hatte, als er selbst, den kühnen, aber tapfern Entschluß, nicht den feindlichen Angriff zu erwarten, sondern solchem zuvorzukommen. Er rückte muthig aus seinen Verschanzungen heraus, und machte durch die kaltblütige Entschlossenheit seiner Streiter einen der gefährlichsten, und am klügsten ausgesonnenen Anschläge zu nichte, der den Bundsgenossen, falls er gelungen wäre, zum Verderben hätte gereichen müssen. Die Franzosen, die sich unversehends von den Hannoveranern, mit einer Wuth, welche die Verzweiflung schien eingegeben zu haben, mit dem Bajonette angegriffen sahen, geriethen in Unordnung, und nahmen die Flucht unter die Canonen von Wesel mit Zurücklassung vieler Gefangnen, ihres Gepäckes, und 11 Stück schweren Geschützes, die den Hannoveranern in die Hände fielen. Imhof fand es zwar wegen der schlimmen Wege, nicht möglich, zum Herzeg Ferdinand zu stoßen; allein er traf

doch

doch so gute Anstalten, daß er sich mit den Truppen vereinigte, die unter Marlborough vorwärts rückten. Herzog Ferdinand gieng indessen, mit nicht geringer Schwierigkeit, welche die üble Witterung verursachte, bey Griethuysen wieder über den Rhein.

Broglio, und Soubise hatten von ihrem Siege bey Sandershausen nicht mehr Vortheile, als der Herzog Ferdinand von dem seinigen bey Crevelt, denn, seiner leztern Niederlage ohngeachtet, behauptete der Prinz von Ysenburg einen festen Posten, der ihm Gemeinschaft mit dem Herzoge Ferdinand verschafte, nachdem der leztere über den Rhein zurückgegangen war. Herzog Ferdinand kannte die Vortheile dieser Gemeinschaft, und wuste seine Truppen so vortreflich längshin an der Lippe zu stellen, daß er dem Fortgange des Feindes, beydes in Hessen, und Hannover Einhalt that. Die Franzosen verstärkten Soubisens Heer, und dieser schlug hierauf den 10ten Oct. bey Lutterberg die Truppen des Prinzen von Ysenburg. Dadurch wurden die Franzosen in den Stand gesezt, ihre auf Fütterung ausgeschickten Parthryen, bis an die Thore von Hannover streifen zu lassen. Das Heer des Herzog Ferdinand war vor der Schlacht bey Lutternberg geschwächt worden, indem er einen Haufen

Truppen, unter dem General Oberg, den Prinzen von Ysenburg zu unterstützen, abgeschickt hatte. Aber seine Anstalten waren so vortreflich, daß er zu dem übrigen Heere des Prinzen stoßen konnte, und hierdurch Herr von der Weser blieb, obwohl er in der That die Vertheidigung von Hannover aufzugeben schien. Man fieng daher häufig an zu zweifeln: ob überall das sehr erschöpfte Hannover der wahre Zweck wäre, um den jezt die Franzosen in Deutschland Krieg führten?

Die Engländer waren auch in diesem Jahre 1758 zur See nicht müßig gegen Frankreich, und ließen sich, durch den mißlungenen Anschlag auf Rochefort, keinesweges abschrecken, neue Angriffe an den französischen Küsten zu thun. Gegen Ende des May waren zwey Geschwader bereit, von England auszulaufen; das eine unter Lord Anson, dem Oberhaupte der brittischen Admiralität, war nach der Bay von Biscaya bestimmt, und sollte zugleich die französischen Küsten beunruhigen, das andre, unter Commodore Howe, sollte, ohnweit St. Malo, eine Landung in der Bay Cancale thun. Die Truppen landeten auch am leztern Orte würklich ohne Gegenwehr, als sie aber auf die Stadt loß kamen, fanden sie, daß solche nicht

über-

überrumpelt werden konnte, zu einer förmlichen Belagerung hingegen fehlte es ihnen so wohl an Volk, als Geschütze. Doch gelang es ihnen, an 80 , 100 Schiffe der Feinde in Brand zu stecken, die unter dem Geschütze der Stadt lagen, ohne daß der Feind nur ein einziges Stück abfeuern konnte. Sie zogen sich darauf zu einem befestigten Posten zurück, den sie zu Cancale hinter sich gelassen hatten, und die Truppen wurden wieder eingeschifft, worauf sie, ohne weiter in diesem Jahre etwas zu versuchen, nach St. Helens zurück kehrten.

Dem Herzog von Marlborough, der jezt in Deutschland Krieg führte, war General Bligh im Oberbefehl bey der Flotte gefolgt. Mit diesem bestieg Prinz Eduard von England die Flotte, die wieder unter des Commodore Howe Führung stand, und seegelte in der Mitte des August 1758 von St. Helens ab. Nach wenig Tagen erschien diese Flotte vor Cherbourg, wo die Franzosen Verschanzungen aufgeworfen, Gräben gezogen, und alle ersinnliche Anstalten getroffen hatten, der Engländer Landung zu verhindern. Allein sobald sich die feindliche Flotte sehen ließ, verließen sie feigherzigerweise ihre Schanzen, und der Commodore hatte seine Maaßregeln so richtig getroffen

daß die Landung, ohne einzigen Verlust von seiner Seite, geschahe, und die Engländer, wiewohl ihrer nur 6000 Mann regelmäßige Truppen waren, ohne Gegenwehr in die Stadt Cherbourg einrückten.

Dies war bis jezt der bequemste Ort an der Französischen Küste, aus welchem der englischen Schiffahrt Schaden zugefügt werden konnte. Auch hatte die Regierung auf den Damm, den Hafen, und die übrigen Werke von Cherbourg ungeheure Summen von Zeit zu Zeit verwendet, um diesen Plaz zu einem zweyten Dünkirchen zu machen. Seit einiger Zeit hatte man zwar mit diesen kostbaren Verbesserungen einhalten müssen, weil die Einkünfte der Regierung solchen nicht mehr gestatten wollten; allein man war fest entschlossen, solche, sobald es die Umstände des Staats nur irgend leiden wollten, wieder vorzunehmen. Alle diese wichtigen Anlagen wurden jezt in wenig Tagen, durch die englischen Kriegsbaukünstler, zu Frankreichs ewiger Schande zernichtet, geschleift, und dem Erdboden gleich gemacht. Die Engländer führten auch alles Geschütz des Orts mit sich weg, welches von Metall war, und für das schönste im Reiche gehalten wurde.

Nachdem die englischen Truppen 10 Tage lang auf der französischen Küste geblieben waren, ohne einen Feind gesehen zu haben, giengen sie wieder zu Schiffe, und landeten in der Bay St. Lunar; die Flotte aber seegelte, ihrer Sicherheit halber, in die Bay von St. Cast. Unterdeß waren die regelmäßigen Truppen, die Bligh anführte, tiefer in das Land hinein gerückt, bis an das Dorf Matignon. Kleine französische Partheyen schwärmten den ganzen Weg um sie her, allein das vorgegangne hatte sie vielleicht zu sicher gemacht, als daß sie darauf geachtet hätten. Jezt aber erfuhren sie, daß der Herzog von Aiguillon, mit einem ansehnlichen Corps, nur 6 englische Meilen vor ihnen entfernt stünde. Da sie fanden, daß er ihnen überlegen wäre, so faßten sie den raschen Entschluß, nach St. Cast zu rücken, um sich da einzuschiffen. Allein sie giengen bey der Ausführung derselben so saumselig zu Werke, daß ihr Nachtrab, der aus den Grenadieren vom ersten Regiment Leibwache bestand, noch nicht eingeschifft war, als sie von dem ganzen Heere des Herzogs von Aiguillon mit größter Wuth angegriffen wurden. Dieser kleine Haufe Engländer wehrte sich indeß heldenmüthig, so lange ihr Pulver dauerte, und sie wurden überdem durch ein scharfes Feuer von ihren Schiffen, die an der Küste

lagen, unterstüzt. Die Franzosen erlegten eine große Anzahl derselben, denn sie nahmen dies Feuern von den Schiffen zum Vorwande, kein Quartier zu geben. Auch ertrancken manche, indem sie zu ihren Booten zu kommen suchten. Als hierauf das Feuer aufhörte, gaben sie zwar Quartier, allein es waren nun schon 400 Engländer getödtet, 600 aber gefangen genommen. Die Franzosen hatten eine unbändige Freude über diesen erhaltnen geringen Vortheil; die Engländer wurden zwar durch die erste Nachricht davon erschreckt, hernach aber ihre Rachgier gegen den Feind nur mehr gereizt.

Boscawen hatte für eben diesen Zug des J. 1758 den Befehl über eine Flotte nach America übernommen, die bey der zweyten Eroberung von Louisburg behülflich seyn sollte. Die ganze englische Macht in America ward nunmehr zusammen gezogen, und nie hat man auf dem dasigen festen Lande ein so zahlreiches Heer gesehen, als die Engländer izt zu Felde stellten. Es bestand aus 22000 Mann regelmäßiger Truppen, und 28000 Colonisten, die den regelmäßigen im Felde nicht viel nachgaben. Von diesen sollten 14000, unter Amhersts Führung, Louisburg angreifen, 8000 das Fort du Quesne unter Forbes,

16000

16000 aber, unter Abercombie, der Loudons Nachfolger, als Oberbefehlshaber in America war, sollten auf Crown-Point, am See Champlain, loßgehen; ein Corps zur Reserve aber blieb zu Annapolis, und in Neu-Schottland stehen.

In Louisburg hatte der Ritter Ducrour den Posten eines französischen Befehlshabers. Es ward den Engländern überaus schwer, zu landen, und, nachdem diese Schwierigkeiten durch die unerschrockene Thätigkeit des brittischen Generals Wolf, der nach Amherst der nächste war, überwunden worden, zeigten sich nicht geringere bey der Belagerung selbst. Wolf hatte an der Landseite das meiste davon zu tragen; allein hier zeigte sich die Ueberlegenheit des englischen Geistes, indem sie Hindernisse überstiegen, die ihre Gegner, wären sie die Belagerer gewesen, für durchaus unübersteiglich würden gehalten haben. Der Ort gieng am Ende Julius 1748 über, und sein Verlust war für die Franzosen in vieler Betrachtung unersezlich. Die gesammte Besatzung, mit den Seeleuten, und unregelmäßigen Truppen, zusammen 5637 Mann, muste sich zu Kriegsgefangenen ergeben.

Forbes, der das Fort dû Quesne belagerte, war nicht weniger glücklich, es zu erlangen; denn die Franzosen räumten es ihm, obwohl sie zuvor einigen Vortheil über die Vorpost der Engländer erhalten hatten. Er selbst überlebte diesen Sieg nicht, denn die bey dem Zuge erlittenen Beschwerlichkeiten kosteten ihm das Leben.

Mit dem Angriffe auf Crown-Point gieng es so gut nicht. Abercrombie schiffte seine Truppen auf dem See George ein, und, nachdem sie gelandet hatten, giengen sie gegen Ticonderoga zu, das als ein Aussenwerk für Crown-Point dient. Sie musten durch unbetretne Wälder ziehen, die mit feindlichen Partheyen erfüllt waren, welches diesen Zug höchst gefährlich machte. Endlich erschienen sie vor Ticonderoga, das durch eine 8 Fuß hohe Brustwehr befestigt, mit Stücken besezt war, und von mehr als 4000 Mann vertheidigt wurde. Ein starker Verhau von Bäumen vor der Brustwehr, machte es schwer, hinan zu kommen; weil indeß diese Verschanzung nicht regelmäßig in ihrer Bauart war, so faßte man den Schluß, solche anzugreifen, noch ehe das schwere Geschütz angekommen war. Der Angriff geschah zwar mit der größten Herzhaftigkeit, aber ver-

vergebens, denn die Franzosen waren hinter ihrer Brustwehr sicher dagegen, und so schadeten die Engländer nur sich selbst durch ihren entschloßnen Muth, auch verlohren sie dabey 2000 ihrer besten Leute. Man muste sich zurück ziehn, und noch am Abend nach dem Gefechte erreichten die Engländer ihr voriges Lager am See George wieder. Einigen Ersaz für diesen starken Verlust schafte indeß am Ende Augusts ihnen der Obrist Bradstreet, durch Eroberung des Forts Frontenac, welches ein sehr wichtiger französischer Posten, am Zusammenfluß des See Ontario mit dem Flusse St. Lorenz war. Sie schleiften dies Fort, und, ausser diesem Verluste vor Ticonderoga, waren sie in dem ganzen Laufe dieses weitläufigen Krieges immer siegreich. Sie behielten die H rrschaft auf dem mittelländischen Meere, obgleich ihre Feinde Minorca inne hatten. Sie siegten in Ostindien, wiewohl die Franzosen ihren General Lally ihnen da entgegen stellten; auch eroberten sie in Africa zwo der reichsten, und blühendsten Pflanzstädte, die die Franzosen an dieser Küste hatten, die am Flusse Senegal, und die Insel Goree.

Mit dem Anfange des Jahrs 1759 machten sich die Franzosen, vermittelst eines verrätherischen Streichs,

der in der Geschichte fast seines gleichen nicht hat, Meister von der freyen Reichsstadt Frankfurt am Mayn. Sie erlangten dadurch die Herrschaft auf dem Mayn, und Rheine, die ungehinderte Gemeinschaft mit ihren Bundsgenossen, und freyen Zugang zu allen Arten von Bedürfnissen. Der Herzog Ferdinand beschloß, sie, an der Spitze von 30000 Mann, aus einem so wichtigen Posten zu vertreiben. Der Herzog von Broglio, der seine Absicht vorher sah, postirte sich, um solche zu vereiteln, bey Bergen, einem Dorfe zwischen Frankfurt, und Hanau. Es erfolgte hierauf am 13ten Aprill ein übereilter Angriff, wider die Absicht des Herzog Ferdinands; allein dieser schlug zum großen Nachtheile des Herzog Ferdinands aus, denn er ward mit Verluste von 2000 Mann zurück getrieben. Man rechnete es ihm zu großer Klugheit an, daß er sich zurückzog, ohne noch mehr zu verliehren; allein er muste nun, dieser Niederlage wegen, einige Zeit vertheidigungsweise gehen, und der König von Preussen kam darüber auch in Böhmen, und Schlesien immer mehr ins Gedränge.

Die Franzosen verbreiteten sich, nach dem Siege bey Bergen, sehr schnell weit umher. Armentieres, einer ihrer besten Feldherrn, nahm seinen Stand bey

Wesel.

Wesel. Sie überschwemmten das Bißthum Paderborn, und nahmen wieder ganz Hessen, ohne Gegenwehr, in Besiz, unterdeß der Marschall Contades, an der Spitze ihres größten Heers, ohne Widerstand vorwärts drang. Der Herzog Ferdinand muste sich zwar vor ihm zurückziehn, doch ließ er Besatzungen in Lippstadt, Rittberg, Münster, und Minden, um seinen Fortgang aufzuhalten. Darinn wenigstens gelang es ihm noch, daß er seine Gemeinschaft mit der Weser erhielt, übrigens war alle seine gebrauchte Vorsicht vergebens. Minden ward mit Sturm eingenommen, und dessen Besatzung von 1500 Mann zu Gefangenen gemacht. Rittberg ward überfallen, und Lippstadt gesperrt. Wesel war schon seit dem Jahre 1757 in französischen Händen, und Armentieres war darinn Befehlshaber. Er belagerte hierauf Münster selbst, und nahm es im Jul. 1759 ein, die Besatzung von 4000 Mann aber ward zu Kriegsgefangnen erklärt.

Für Frankreich schienen diese Eroberungen entscheidend zu seyn. Belleisle und Contades unterhielten einen genauen Briefwechsel zusammen, über die Mittel, durch die sie es verhüten wollten, daß ihnen nicht Hannover, und das ganze dazu gehörige Chur-

für-

fürstenthum, an dessen Wiedereroberung sie jezt nicht im mindesten zweifelten, zum andernmale könnte entrissen werden. Man fand, nach der Schlacht bey Minden, die Briefe des Marschalls Belleisle, unter Contades Geräthe, und die Welt ward, durch öffentlichen Druck derselben, mit einem Entwurfe von Unmenschlichkeit bekannt, den sie nicht würde geglaubt haben, wenn er ihr nicht auf einem so unzweifelhaften Wege zugekommen wäre. Er bestand darinn, ganz Westphalen, nach Art der ehemaligen französischen Verwüstungen der Pfalz, zur Wüste zu machen, damit die Bundsgenossen nicht die Franzosen in ihren Winterquartieren beunruhigen könnten.

Man hielt damaliger Zeit selbst am englischen Hofe die Einnahme von Hannover für unvermeidlich, daher man auch bereits, aus Vorsicht, das Archiv des Churfürstenthums, und die kostbarsten Geräthschaften, so dem Könige daselbst gehörten, nach Stade hatte bringen lassen, um sie von da nach England überzuführen.

Der Herzog Ferdinand hatte damals sein Hauptquartier zu Petershagen, in einer kleinen Entfernung von 3 deutschen Meilen aber davon bey Minden stand

das

das französische Heer in einer so vortheilhaften Lage, daß man es nicht angreifen konnte. Der Herzog machte Bewegungen, um sie aus ihrem Vortheile zu locken, und nahm seinen Stand weiter hin, rechts, nach Hillen, ließ aber eine starke Schaar Truppen unter dem General Wangenheim stehen, welcher die Weser zur linken, und die Stadt Thornhausen zur rechten Hand hatte. Er übergab am 28ten Jul. 1759 dem Erbprinzen von Braunschweig ein Corps von 6000 Mann, mit dem Befehle, einen solchen Stand an der lincken Seite des Feindes zu nehmen, daß er ihm die Gemeinschaft mit Paderborn abschnitte.

Contades bildete sich ein, diese Bewegungen wären Wirkungen der Verzweiflung, und die übrigen Befehlshaber waren eben der Meinung, ohne einen ordentlichen Entwurf vorauszusetzen. Sie beschlossen, das Wangenheimische Corps zu Grunde zu richten; um hierdurch ihren beliebten Entzweck zu erreichen, dem Herzoge Ferdinand die Gemeinschaft mit der Weser abzuschneiden. Zu dem Ende verließen sie am ersten August ihre vortheilhafte Stellung, und giengen über den vor ihnen liegenden Morast. Allein der Herzog Ferdinand hatte des Nachts seine Stellung

ver-

verändert, und Broglio, der den Angriff thun sollte, sah, zu seinem unbeschreiblichen Erstaunen, das ganze Heer der Bundsgenossen, in völliger Ordnung aufmarschirt, um ihn zu empfangen. Jezt war es für ihn zu spät, zurückzuziehn; die Bundesgenossen wurden nun der angreifende Theil, und giengen auf das feindliche Mitteltreffen loß, das aus Reuterey bestand.

Auf dem englischen Fußvolke, das nur durch eine schwache Schaar von Hannoveranern unterstüzt wurde, lag die ganze Last des Treffens; allein diese wenigen Bataillons von Engländern zeigten soviel Unerschrockenheit, als Kriegszucht, bey ihrem Angriffe, und Wendungen, daß es ungerecht seyn würde, ihnen den gebührenden Ruhm dieses Siegs streitig machen zu wollen. Durch ihren entschlossenen Ungestüm warfen sie eine Reuterey über den Haufen, die wenige Tage zuvor der Schrecken Europens war. Zwar wollte das französische Fußvolk sie unterstützen, aber es konnte der brittischen Tapferkeit nicht widerstehen, und ihre Niederlage ward dadurch nur noch vollständiger. Hätte der Graf von Sakville die Befehle des Herzogs Ferdinand gehörig befolgt, zufolge deren die brittische Reuterey, die er anführte, ihr Fußvolk unter-

unterstützen sollte, so müste das französische Heer gänzlich seyn zu Grunde gerichtet worden, zumal, da, am Morgen des nähmlichen Tages, der Erbprinz von Braunschweig den Herzog von Brißac gänzlich besiegte, und die übrigen von seinen Truppen in die Stadt Minden trieb. Hierdurch giengen für die Franzosen alle ihre vortheilhaften Posten an der Weser verlohren. Der Herzog von Broglio ordnete den Rückzug, oder vielmehr die Flucht der Franzosen nach Minden, auf die beste Art an. Es wurden von ihrer Seite ohngefähr 7000 erlegt, die Bundsgenossen dagegen zählten 2000 Todte, darunter zwey Drittheile Engländer waren.

Ausserdem daß die Bundsgenossen, durch diesen wichtigen Sieg bey Minden, ihren schon beschlossen geschienenen gänzlichen Untergang verhüteten, erndteten sie auch von demselben die wichtigen Vortheile ein, daß sie die Franzosen zwangen, sich aus Westphalen, Hannover, und fast ganz Hessen zu ziehen, mithin sie selbst viel Land gewannen, ihre Feinde dagegen merklich eingeschränkt wurden. Diese musten Minden räumen, welches der Herzog Ferdinand besezte, und sie hierauf weiter verfolgte, so daß sie, mit Verlust eines Theils von ihrem Gepäcke, und vieler

von

von ihren Leuten, in sehr bedrängtem Zustande sich gegen Cassel zurückzogen. Auch nahmen sie die Festung Ziegenhayn ein, und der Erbprinz von Braunschweig schlug den berühmten französischen Parthengänger Fischer. Zulezt nahmen, sie, noch spät im Herbste die Festung Marburg ein, worinn die Franzosen eine Besatzung geworfen hatten, und mit dieser Eroberung beschlossen sie die Unternehmungen des diesjährigen Feldszugs.

Uebrigens war das Heer des Contades noch immer dem des Herzogs Ferdinands überlegen. Der leztere hatte immer noch Münster, das in französischem Besitze war, hinter sich, und deßhalb dem Braunschweigischen General Imhof Befehl gegeben, solches zu berennen. Allein da sich Armentieres mit 15000 Mann näherte, ward die Belagerung aufgehoben. Imhof erhielt Verstärkung, und Armentieres zog sich nun seinerseits selbst wieder nach Wesel zurück, dem glücklichsten Posten, den die Franzosen, nächst Frankfurt, in ganz Westphalen hatten. Imhof erneuerte die Belagerung von Münster, aber wiederum vergeblich.

Am

Am französischen Hofe ward die Muthlosigkeit, bey der Nachricht, von der verlohrnen Schlacht bey Minden, so groß, und allgemein, als zuvor die Hofnung gewesen war, mit der man sich geschmeichelt hatte. Broglio, und Contades machten sich gegenseitige Vorwürfe darüber, als sie am Hofe Ludwigs wieder erschienen. Der lezere ward von der Hofparthey begünstigt, das Publicum hingegen hielt es mit Broglio, der auch ohne allen Vergleich der bessere Feldherr war. Der Marschall d'Etrees muste wieder nach Deutschland gehen, um über beyde die Aufsicht zu führen, und dieser ließ es sich auch grosmüthigerweise gefallen, unter Feldherrn zu dienen, die dem Range nach niedriger, als er, stunden, um nur seinem Vaterlande nüzlich zu seyn.

Wir gehen zu den Kriegsunternehmungen in America über, wohin im November 1758 ein Geschwader von neun Schiffen von der Linie, und 60 Frachtschiffen, die 6 Regimenter am Borde hatten, von England aus abgegangen war, um die französischen caribischen Inseln anzugreifen. Unter diesen hielt man Martinique damals für die beträchtlichste. Die Landtruppen standen unter dem Generale Hopson, den Alter und Schwachheit zu einem so wichtigen Posten un-

untüchtig machten. Die Seetruppen sollten unter dem Commodore Moore stehen. St. Pierre, und Port Royal waren die zween vornehmsten festen Plätze, und Handelsstädte auf der Insel, durch deren Mitte eine Reihe hoher Berge gieng, die an den Seiten durch häufige tiefe Schlünde durchschnitten wurden, so daß das ganze einen sehr abschreckenden, fürchterlichen Anblick für die Angreifenden darstellte. Hierzu nehme man, daß damals auf der Insel eine Schaar regelmäßiger Truppen stand, und sie ausserdem noch einige tausend Mann vortrefliche Landmiliz, und eine große Anzahl auf gleiche Art abgerichteter Sclaven gewafnet aufstellen konnte.

Der Engländer erster Angriff auf Port Royal war fruchtloß, wegen der Langsamkeit, mit der Hopson zu Werke gieng, und einer Eyfersucht, die sich zwischen den Befehlshabern zur See, und zu Lande erhoben zu haben scheint. Man ward in der Folge überzeugt, daß gerade zu der Zeit, da die Truppen wieder eingeschifft wurden, die Insel Moree Tortueson, welches der vornehmste Posten war, durch einen herzhaften Angriff hätte weggenommen werden können.

Die

Die englische Flotte steuerte hierauf gegen St. Pierre zu; nach einigem Streite aber ward beschlossen, mit Anfang des J. 1759 auf die Insel Guadaloupe loszugehen. Dies Eyland war, bis es durch die Engländer erobert ward, als ein Kleinod betrachtet worden, dessen Werth von seinem Besitzer sorgfältig geheim gehalten ward. In sofern muste seine Eroberung immer erwünschter seyn, als die von Martinique, welche zwar mehr in die Augen fiel, indem dies der Hafen war, in den die Waaren von Guadaloupe gebracht wurden. Die ganze Insel hält ohngefähr 30 deutsche Meilen im Umfange, sie wird aber durch einen kleinen Arm des Meers in zwey Theile getheilt. Der einen Hälfte, die gegen Morgen liegt, und Grand-Terre heißt, fehlt es an frischem Wasser; sie ist daher nicht ganz so gut angebaut, als die andre Hälfte, Basseterre, die eine der anmuthigsten Gegenden in America ist. Die Engländer griffen am 23sten Jenner die Stadt, die Festung, und die Batterien von Basseterre mit einemmale so heftig an, daß gegen Abend die Festung, und die Batterien zum Stillschweigen gebracht wurden, und die Stadt mit den darinn befindlichen kostbaren Waaren, und Vorrathshäusern in Asche verwandelt ward. Der Engländer Verlust war nur unbeträcht-

lich, so daß folgendes Tages die Truppen, ohne Gegenwehr, landeten, und beydes die Stadt, und Festung besezten.

Allein hiermit war die Eroberung der Insel bey weitem noch nicht vollendet. Das Land war von Natur fest, und die Einwohner, die sich mit ihren bewafneten Sclaven hinein zogen, schienen jeden Zollbreit streitig machen zu wollen. Bald nach dem die Stadt erobert war, starb General Hopson, und ihm folgte in seinem Posten General Barrington, ein weit geschäftigerer, und geschickterer Feldherr, welches er auch dadurch sogleich bewieß, daß er Grand-Terre, und die Festungen, die es bestreichen konnten, eroberte. Die Einwohner hatten sich aber nunmehr in einem starken Posten befestigt, welcher der Eselsrücken hieß, und den Engländern große Mühe verursachte. Sie bahnten sich jedoch mit Gewalt den Weg nach Cape-Terre, dem furchtbarsten, und schäzbarsten Theile der Insel. Hierauf ergaben sich die Einwohner auf die Bedingung, daß sie ihre gottesdienstlichen, und bürgerlichen, Rechte beybehalten dürften, so daß im Anfange May's nicht nur Guadaloupe, sondern auch drey andre kleine benachbarte Inseln, Desirada, Sanlos, Petite-Terre,

unter

unter die Gewalt der brittischen Krone gebracht wurden.

Kaum war der Vergleich zur Uebergabe geschlossen, so setzte ein starkes französisches Geschwader, welches Bombart anführte, auf Grand-Terre 600 regelmäßig Truppen, und 200 Bucaniers, das ist, americanische Parthevgänger mit einem großen Vorrathe von Waffen und Kriegsbedürfnissen aus. Als aber Bombart hörte, was geschehen war, gieng er zurück, ohne einen Versuch zu thun. Am Ende des May ergab sich die kleine, aber wichtige Insel Marie Galante auf eben die Bedingungen, die man der Insel Guadeloupe zugestanden hatte.

Frankreich ward es jezt, zu seinem Schaden, gewahr, daß England seine vorige Weise, Krieg zu führen, geändert habe, und die Minister daselbst den Vorsaz gefasset hätten, dessen Unterthanen in jeder Gegend von America anzugreifen, um sie dadurch zu zwingen, ihre Stärke zu theilen, die, wenn sie vereinigt war, überall, ausser bey dem Unternehmen auf Ludwigsburg, der englischen Macht nur gar zu sehr war gewachsen gewesen. Es ward ein Entwurf gemacht, auf einmal Crown-Point, Niagara, die

Forts an der Südseite des Sees Erie, und Quebec selbst, die Hauptstadt des französischen America, anzugreifen. Man fand diesen Entwurf ausführbar, und gut; in der Ausführung selbst fielen zwar manche Fehler vor, aber er glückte doch am Ende.

General Amherst, der damals den Oberbefehl über die englischen Truppen in Nordamerica hatte, übernahm mit 12000 Mann regelmäßiger Soldaten, und Colonisten die Eroberung von Ticonderoga, und Crown-Point; von da sollte er über die See Champlain gehen, und neben dem Flusse Sorel, oder Richelieu bis an den großen Fluß St. Lorenz ziehen, um zu dem Generale Wolf zu stoßen, dem die Unternehmung wider Quebec aufgetragen war; die wichtigste unter allen. Der General Prideaux sollte mit Sir Johnsons Unterstützung die Eroberung von Niagara unternehmen, welches der Schlüssel zu dem dasigen festen Lande war, und alle brittannische Bundsgenossen unter den Indianern, so lange es noch in französischen Händen blieb, beunruhigte. Wenn er diesen wichtigen Posten erobert hätte, sollte er mit seinem Corps Montreal belagern, und alsdenn zur Hauptarmee, unter Amherst, stoßen. Der Obrist Stanwix endlich ward mit einer kleinen Schaar Truppen wider die gerin-

geringern französischen Forts am See Ontario abgeschickt.

Dieser Entwurf hatte, ausser vielen andern Mängeln, welche anzuzeigen hier zu weitläufig wäre, hauptsächlich den, daß er die Macht der Engländer zu sehr theilte; aber er gelang dem ohngeachtet durch die unwiderstehliche Entschlossenheit, und den Muth der englischen Truppen. In Frankreich befand sich die Regierung zwar in nicht geringer Bedrängniß, aber sie wäre bey dem allen doch im stande gewesen, sowohl Volk, als Geld, ihren Pflanzstädten zu Hülfe zu schicken, wenn nur nicht ihre Seemacht in solcher Verfassung sich befunden hätte, daß sie nicht wußte, wie beydes nach America hinzuschaffen sey, wenn nicht das große Unternehmen, auf das man iezt in Frankreich hauptsächlich rechnete, nemlich eine Landung in England, unterbleiben sollte.

In Canada war damals Herr von Vaudreuil französischer Oberstadthalter, der ein fliegendes Lager in der Nähe von Montreal commandirte. Dabey beruhte der Franzosen vornehmste Sicherheit auf einem Heere von 10000 Mann, welches Moncalm abgerichtet hatte, und anführte. Mit noch einem andern

fliegenden Heere durchstreifte der General Levi die Nähe von Niagara. Von den englischen Corps kam das, was Amherst anführte, zuerst in Bewegung. Mit Anfang des Julius 1759 verließen die Franzosen Ticonderoga, und zogen sich nach Crown-Point, welches sie aber auch bald hernach räumten. Der französische Feldherr, von Burlemaque, zog sich ganz unten an den See Champlain, wo er, auf der Insel dů Noix mit etwa 3500 Mann, sich festsetzte, und eine starke Anzahl bewafneter Schiffe, und Boote, die von geschickten Seeofficieren geführt wurden, bey sich hatte. Amherst war entschlossen, die Ueberlegenheit auf dem See zu behaupten, und that zu dem Ende verschiedne Versuche; allein wegen des stürmischen Wetters gelang es ihm nicht vollkommen. Amherst kehrte nach Crown-Point zurück, und hatte verschiedne Monate lang, genug zu thun, um diese Festung, und Ticonderoga auszubessern.

Unterdeß hatten der General Prideaux und Sir Johnson ihre Truppen, ohne Gegenwehre anzutreffen, bis an den Wasserfall, bey Niagara, geführt, und angefangen das Fort mit Eyfer zu belagern. Zwar dauerte es nicht lange, so kam Prideaux dadurch, daß ein Mörser zersprang, ums Leben; allein

John-

Johnson sezte die Belagerung mit solcher Hitze fort, daß die Franzosen, besorgt, einen so wichtigen Posten zu verliehren, aus ihren benachbarten Pflanzstädten 1200 Mann, und eine große Anzahl indianische Hülfsvölker, unter Aubry's Anführung, zusammen zogen, um den Ort entweder zu verstärken, oder zu entsetzen. Sir Johnson, der ihre Absicht wuste, traf solche Anstalten, daß er sie, im Angesichte der Besatzung von Niagara, gänzlich schlug, worauf er dem Befehlshaber in Niagara selbst einen umständlichen Bericht von dem Gefechte, nebst dem Namens-Verzeichniße der Gefangnen, zuschickte. Dies hatte den Erfolg, daß jener sich auf einen Vergleich einließ; zu folge dessen er, und seine Besatzung, die 600 Mann stark war, als Kriegsgefangne nach Newyorck geschickt wurden, ihre Weiber dagegen sandte man, auf ihr eignes Anhalten, nach Montreal.

Die Eroberung von Niagara war für die Engländer in der Rücksicht besonders wichtig, daß sie den großen Entwurf der Franzosen gänzlich störte, eine Gemeinschaft zwischen Louisiana, und Canada zu unterhalten. Bey allen ihren Unternehmungen hatten die Engländer übrigens zur Hauptabsicht, sich die Einnahme von Quebec zu erleichtern, und vorzubereiten.

Sie versicherten sich alle ihre Eroberungen durch ein eben so sehr gesittetes, und leutseliges Wesen, als der Franzosen Benehmen bey den ihrigen wild, und grausam war.

Amherst ernannte den General Gage zu Prideaurs Nachfolger. Wolf, der noch ein junger Feldherr, und nur, wegen seines kriegerischen Geistes, zur Aufsicht über dies wichtige Unternehmen ernannt worden war, hatte nicht über 7000 Mann regelmäßige Truppen, und Colonisten unter sich. Allein es ward bey dieser geringen Anzahl vorausgesezt: Amherst würde ihm zeitig genug bey dem Angriffe auf Quebec beystehen. Auch war er darinn glücklich, daß ein so wachsamer, und tapferer Befehlshaber, als der Admiral Saunders, der die englische Flotte anführte, mit ihm gemeinschaftlich handelte.

Die See- und Landtruppen kamen erst am Ende Junius bey der Insel Orleans an, die eine von den Seiten des großen Wasserbehälters bey Quebec ausmacht. Die Engländer nahmen alle Posten auf dieser Insel weg, von welcher aus Quebec fast unbezwinglich zu seyn schien, zumal da die Ufer des Flusses nicht nur hoch, sondern auch befestigt, und unzugänglich

lich waren. Beyde, der Feldherr, so wie der Admiral, trafen jede Anstalt, und nahmen zu ieder Kriegslist ihre Zuflucht, den Feind zu einem Gefechte zu bringen. Allein es war alles vergebens, denn Moncalm kannte seine eigne Stärke zu gut, als daß er dem Zufalle hätte das geringste überlassen sollen. Durch eine Menge brennender Flösse, und Fahrzeuge, die man den Fluß hinabwärts laufen ließ, versuchten es die Franzosen, die englischen Schiffe zu grunde zu richten, und nur mit Mühe gelang es dem Admiral Saunders, solches zu verhüten.

Wolf, den die Schwierigkeiten, die er nicht vermuthet, so wie die Erwartung, in welcher er sich getäuscht sah, unmuthsvoll, und krank am Leibe, wie am Gemüthe, gemacht hatten, that gleichwohl einen wohl überlegten Angriff auf die Franzosen bey der Mündung des Flusses Montmorenci. Er schlug gleichwohl fehl, aber nur durch den Ungestüm der englischen Grenadiere, die auf die französischen Verschanzungen loßgiengen, ohne die Truppen zu erwarten, die sie unterstützen sollten. Wolf empfand diesen mislungenen Angriff stark, und seine lezte Hofnung war nun noch die, daß der General Amherst bald zu ihm stoßen würde. Mittlerweile unterließ er, ohnge-

ohngeachtet seines schlechten Gesundheitszustandes, nicht, beständige Versuche zu machen, um die Feinde zu einem Gefechte zu locken. Allein es schien alles vergebens, obgleich die Flotte jede Stunde zu dem Ende eine neue Kriegslist anwandte, bis es ihm zulezt, da er schon die Hofnung aufgab, zu seinem Zwecke zu kommen, doch noch gelang. Vermittelst der guten Handreichung, welche die Schiffe einander leisteten, sezte er in einer finstern Nacht eine Parthey Soldaten unten an einer steilen Anhöhe ans Land, welche einen Fußsteig enthielt, auf dem bloß zween Mann neben einander hinaufsteigen konnten. Selbst dieser war noch von Soldaten, unter einem Hauptmanne, besezt, und Bougainville, den Moncalm abgeschickt hatte, die Bewegungen der englischen Flotte zu beobachten, stand in der Nähe. Doch den Engländern war nunmehr nichts unübersteiglich, da die leichten Fußgänger des Obristen Howe, und die Bergschotten zuerst, mit Hülfe von Klötzern, und Aesten der Bäume, den Abhang erstiegen hatten. Diese verjagten bald die Wache des Hauptmanns von ihrem Posten, und in wenig Stunden war das ganze englische Heer in die Ebne gekommen, welche den Namen: Abrahams höhe trug.

Sobald

Sobald Moncalm dies vernahm, zog er alle seine Truppen zusammen, um den Engländern ein Treffen zu liefern; denn dies war die einzige Zuflucht, die ihm noch übrig blieb, weil die Engländer nun im Stande waren, die obere sowohl, als untere Stadt Quebec zu beschießen. Die Anstalten, die er zu dem Ende machte, zeugten von seiner Vorsicht, denn er füllte die vor ihm stehenden Büsche mit 1500 Indianern, und seinen besten Schützen an. Sein linker Flügel bestand aus regelmäßigen Truppen, sein rechter aus Colonisten, die durch zwey Bataillons regelmäßiger Soldaten unterstüzt wurden. Es ward alles so eingerichtet, daß sie dem linken Flügel der Engländer in die Seite, fallen konnten. Der Brigadier Monkton führte den rechten Flügel der Engländer an, Brigadier Townshend hingegen muste mit dem Regimente des General Amherst auf den linken Flügel rücken, wo er dasselbe in der Form eines Galgens aufstellte, damit er nicht überflügelt würde.

Die Franzosen thaten den Angriff auf eine ungestüme, aber unordentliche Art, wurden aber von den Engländern, als sie sich ihrer Linie auf 40 Yards ohngefähr genähert hatten, mit einem so standhaften Feuer empfangen, daß eine ziemliche Anzahl von ihnen blieb,

die

ohngeachtet seines schlechten Gesundheitszustandes, nicht, beständige Versuche zu machen, um die Feinde zu einem Gefechte zu locken. Allein es schien alles vergebens, obgleich die Flotte jede Stunde zu dem Ende eine neue Kriegslist anwandte, bis es ihm zulezt, da er schon die Hofnung aufgab, zu seinem Zwecke zu kommen, doch noch gelang. Vermittelst der guten Handreichung, welche die Schiffe einander leisteten, sezte er in einer finstern Nacht eine Parthey Soldaten unten an einer steilen Anhöhe ans Land, welche einen Fußsteig enthielt, auf dem bloß zween Mann neben einander hinaufsteigen konnten. Selbst dieser war noch von Soldaten, unter einem Hauptmanne, besezt, und Bougainville, den Moncalm abgeschickt hatte, die Bewegungen der englischen Flotte zu beobachten, stand in der Nähe. Doch den Engländern war nunmehr nichts unübersteiglich, da die leichten Fußgänger des Obristen Howe, und die Bergschotten zuerst, mit Hülfe von Klötzern, und Aesten der Bäume, den Abhang erstiegen hatten. Diese verjagten bald die Wache des Hauptmanns von ihrem Posten, und in wenig Stunden war das ganze englische Heer in die Ebne gekommen, welche den Namen: Abrahams höhe trug.

Sobald

Sobald Moncalm dies vernahm, zog er alle seine Truppen zusammen, um den Engländern ein Treffen zu liefern; denn dies war die einzige Zuflucht, die ihm noch übrig blieb, weil die Engländer nun im Stande waren, die obere sowohl, als untere Stadt Quebec zu beschießen. Die Anstalten, die er zu dem Ende machte, zeugten von seiner Vorsicht, denn er füllte die vor ihm stehenden Büsche mit 1500 Indianern, und seinen besten Schützen an. Sein linker Flügel bestand aus regelmäßigen Truppen, sein rechter aus Colonisten, die durch zwey Bataillons regelmäßiger Soldaten unterstüzt wurden. Es ward alles so eingerichtet, daß sie dem linken Flügel der Engländer in die Seite, fallen konnten. Der Brigadier Monkton führte den rechten Flügel der Engländer an, Brigadier Townshend hingegen muste mit dem Regimente des General Amherst auf den linken Flügel rücken, wo er dasselbe in der Form eines Galgens aufstellte, damit er nicht überflügelt würde.

Die Franzosen thaten den Angriff auf eine ungestüme, aber unordentliche Art, wurden aber von den Engländern, als sie sich ihrer Linie auf 40 Yards ohngefähr genähert hatten, mit einem so standhaften Feuer empfangen, daß eine ziemliche Anzahl von ihnen blieb,

die

die übrigen aber zu wanken anfiengen. In diesem bedenklichen Zeitpuncte war es, wo der Sieg fürchterlich zu wanken begonn, denn der tapfre General Wolf, der sich an der Spitze des englischen rechten Flügels besonders thätig bezeigte, und seine Person der augenscheinlichsten Gefahr aussezte, ward von den feindlichen Schützen zum Ziel ihrer Kunst ausersehen. Er empfieng zwo Wunden, die erste am Faustgelenke, die er aber, mit heldenmüthiger Kaltblütigkeit, zu verbergen suchte, indem er sein Schnupftuch darum wickelte, die andre aber in den Leib, die ihn kraftlos zur Erde streckte. Die Engländer drangen, durch diesen großen Verlust nur mehr erbittert, auf den Feind ein, und in dem nehmlichen Augenblicke, da dieser dem entschlossenen Muthe der brittannischen Truppen zu weichen begann, verließen den sterbenden Helden seine Sinne. „Sehet, o seht, wie sie laufen! sagte einer von seinen treuen Kriegern, der ihn in den Armen hielt, und Besinnung, und Leben schien bey diesen Worten wieder in ihn zurückzukehren. Wer läuft? rief er mit schwacher Stimme, und als man ihm sagte: die Franzosen, sank er mit den Worten; Gott sey gelobet! dem schwer errungenen Siege gleichsam in die Arme, und starb.

Nach Wolfes Tode erhielt der General Monkton den Oberbefehl; allein da auch dieser, indem er an der Spitze des Regiments Lascelle tapfer focht, eine gefährliche Wunde davon trug, trat an seine Stelle der Brigadier Townshend. Er eilte nach dem mittlern Treffen, wo er die Engländer, beym Verfolgen des Feindes, einigermassen in Unordnung fand, doch gelang es ihm bald, mit vieler Beurtheilungskraft, die Ordnung wieder herzustellen. Die Franzosen wurden jezt allenthalben von den Baionetten der Soldaten, und den breiten Säbeln der Bergschotten zurückgetrieben, da indeß der Obrist Howe mit seinen leichten Fußgängern verhütete, daß nicht die Canadier, oder ihre Indianer auf dem linken Flügel der Engländer eindringen konnten.

Der Sieg schien schon völlig erkämpft zu seyn, als die Engländer noch durch Hr. Bougainville beunruhigt wurden, der mit 2000 Mann ihnen im Rücken erschien. Eine Stunde früher hätte dies Eräugniß vielleicht für die Engländer von sehr nachtheiliger Würkung seyn können. Nun aber war der größere Haufe der Franzosen schon völlig geschlagen, so daß auch Bougainville für gut befand, nach einem einzigen schwachen Angriffe, den er that, sich zurück zu

ziehen.

ziehen. Townshend wollte es indeß nicht wagen, durch hitziges Verfolgen des Feindes den bereits erhaltnen Vortheil, und Ruhm wieder aufs Spiel zu setzen, und dies war sehr klug gehandelt.

Man rechnet den Verlust der Franzosen, und Canadier in diesem Gefechte auf ohngefähr 1500 Mann. Moncalm war selbst darunter, der den Tag nachher zu Quebec an seinen Wunden starb, so wie auch der nächste Feldherr nach ihm, der auf einem englischen Schiffe, in feindlicher Gewalt, sein Leben beschloß. Moncalm hinterließ den Ruf, daß er den Ruhm der Franzosen besser, und länger behauptet hätte, als jeder anderer Feldherr in diesem Lande bisher gethan; allein dies war nur zu sehr auf Kosten der Redlichkeit, und Menschenliebe geschehen. Die Ueberbleibsel seines Heers, nachdem dasselbe Verstärkung in Quebec geworfen hatte, zogen sich am Flusse hinaufwärts nach Montreal. Den Verlust der Engländer an diesem Tage, von Todten und Verwundeten, schäzte man auf 500 Mann ohngefähr.

Nachdem die Franzosen sich hatten zurück ziehen müssen, ergaben sich die Besatzung, und Einwohner von Quebec auf Vergleich. Man versprach, ihnen

ihre

ihre gottesdienstlichen und bürgerlichen Rechte zu lassen bis ein allgemeiner Friede ihr Schicksal entscheiden würde, der General Murray ward, mit 5000 Mann ohngefähr, zum Befehlshaber des Orts bestellt. Die Flotte kehrte nach England zurück, und es ward alle mögliche Vorsicht gebraucht, die neue Eroberung sicher zu stellen, um deren Erhaltung es in der That mißlich aussah, so wie sie auch durch ein sonderbares Verhängniß gelungen war. Denn da der französische General von Levi, aus Montreal zu Bougainville gestoßen war, und beyde dem brittischen Heere sehr nahe standen, als dasselbe in Quebec einrückte, so hätte es nur bedurft, daß sich die Besatzung wenig Tage lang vertheidigen können, so hätten die englischen Truppen nicht länger im Felde auszuhalten vermocht, und folglich hätte die obere Stadt nicht können eingenommen werden. Allein mit Moncalms Tode schien alle Hofnung der Canadier ganz verschwunden zu seyn.

Murray's Zustand in Quebec war demnach, da jezt Townshend mit der Flotte nach England zurückgegangen war, höchst peinlich, und bedenklich. Zwar hatte er, an regelmäßigen, und leichtern Truppen, wohl 7000 Mann unter sich. Allein mit diesen war

er in einen Ort eingeschlossen, dessen Festungswerke schadhaft waren, und auf dem Flusse war nicht ein einziges Schiff vorhanden, welches ihm Beystand leisten konnte. Bey aller ersinnlichen Vorsicht, die man englischer Seits angewendet hatte, die beyden französischen Feldherrn, Levi und Bougainville zu zwingen, daß sie das Feld räumten, hatte man es doch nicht dahin zu bringen vermocht. Sie standen noch immer Quebec nahe, und hatten beynah 12000 Mann unter sich, darunter 5000 regelmäßige, und 6000 vortrefliche Truppen Landmiliz waren. Murray machte zwar einen Versuch, ob er die obere Stadt durch einen Ueberfall einbekommen könnte; da dieser ihm aber fehlschlug, bezog er die Winterquartiere, und erschien nicht eher wieder im Felde, als in der Mitte Aprills 1760, da er mit 6 Fregatten von dem Flusse, mit seinen Truppen aber von der Abrahamshöhe Besiz nahm.

Es war ein Unglück für die englische Besatzung, daß sie gerade jezt durch den Schaarbock, und andre Krankheiten äußerst geschwächt war; daher durfte es auch der General Murray, der sich nicht wollte von den Feinden einschließen, und belagern lassen, nicht wagen, mit mehr als 3000 Mann ins Feld zu rücken. Mit dieser

ser Handvoll Krieger griff er indeß, da er durch einen starken Zug Geschütze unterstüzt war, die Feinde an, und brachte sie in Unordnung. Allein diese wusten von ihrer großen Ueberlegenheit, an der Zahl ihrer Streiter, so viel Vortheile zu ziehen, daß Murray in die größte Gefahr kam, eingeschlossen, und vom Rückzuge nach Quebec abgeschnitten zu werden. Als er sah, daß der dritte Theil seiner Leute bereits getödtet, oder verwundet war, befahl er den Rückzug an, und wuste ihn auch in bester Ordnung zu machen, so daß er nur sehr wenig von seinem Geschütze einbüßte, was, wegen der großen Schneehaufen, die damals noch auf der Erde lagen, nicht alles konnte weggebracht werden. Die Franzosen behielten nun zwar die Oberhand in diesem Gefechte, doch soll ihnen dasselbe, guten Nachrichten zufolge, wenigstens 2000 Mann gekostet haben.

Murray war nun doch gezwungen, sich in die Mauern von Quebec einzuschließen, und die Franzosen, deren glücklicher Erfolg gänzlich von der Geschwindigkeit ihrer Bewegungen abhieng, berennten es noch die Nacht nach dem Treffen. Allein es dauerte eine geraume Weile, ehe sie zwo Batterien zu Stande bringen konnten, um die Festungswerke zu beschießen,

 und

und auch diese waren nur sehr schlecht versehen. Aus dieser Verlegenheit indeß ward Murray durch die frohe Nachricht gerettet, die mittelst einer englischen Fregatte, im großen Wasserbehälter, einlief: Lord Colville sey, mit einem englischen Geschwader in dem St. Lorenz Flusse, zu seinem Entsatze, erschienen. Es zeigte sich auch bald darauf ein Schiff von der Linie, nebst noch einer andern Fregatte, zu seiner Hülfe, und der französische Feldherr Levi, muste es von der Abrahamshöhe mit ansehen, wie die beyden englischen Fregatten seine ganze Flotte zu Grunde richteten. Er zweifelte auch keinen Augenblick, daß eine ansehnliche Verstärckung englischer Truppen bereit sey, ans Land zu steigen; daher hob er die Belagerung eiligst auf, und zog sich zurück, indem er all sein Geschütz, und Gepäck in den Händen der Engländer ließ.

Was unterdeß der General Amherst, an der Seite des See's Champlain, ausgerichtet habe, davon hatten die Eroberer von Quebec nur wenig, und unvollständige Nachricht erhalten. Burlamaque stand noch immer auf der Isle dû Noix, und Amherst muste bis auf das Frühjahr 1760 in die Winterquartiere gehen. Levi hatte, nach Aufhebung der Belagerung von Quebec, sein Hauptquartier zu Montreal aufgeschla-

schlagen, wo er alle seine kleineren Partheyen zusammenzog, um sich dort aufs äusserste zu halten. Die Lage der Franzosen war jezt so mißlich, daß Vaudreuil zu den gröbsten Lügen, und Ausflüchten seine Zuflucht nehmen muste, damit er nur die Canadier bey Muthe erhalten möchte. Er verließ sich dabey am meisten auf die Beschaffenheit des Landes, die, seiner Einbildung nach, Amhersts Fortschritte, zumal mit einem Heer, nothwendig aufhalten mußte. Allein Amherst hatte nunmehr die Gemeinschaft mit Murray offen, mit diesem war ein wohlausgesonnener Entwurf von Unternehmungen verabredet, die zwar langsam, aber mit Glücke, ausgeführet wurden. Zufolge dieses Entwurfs langte er, mit dem General Murray, an dem gleichen Tage vor Montreal an. Dies war der Hauptsiz der französisch-indischen Handlung auf dem Flusse St. Lorenz, und da Vaudreuil jezt keine weitern Lügen, oder Ausflüchte zu erdenken wuste, muste er es geschehen lassen, daß die Besatzung sich ergeben, und unter der Bedingung, nicht ferner, während des Kriegs, zu dienen, nach Frankreich geschickt werden sollte. Dies erfolgte denn im Anfang Septembers 1760.

Amherst hielt sogleich seinen Einzug in Montreal, und hierdurch ward die Eroberung von Canada vollen-

lendet. Er hatte solche dem Eyfer zu verdanken, mit welchem ihm die Generale Murray, Gage, Johnson, der Obrist Haviland, und viel andre Befehlshaber bey dieser Gelegenheit dienten. Es gereichte den Engländern zum wahren Ruhme, daß ihre Menschenliebe sich bey jedem Schritte in diesen langwierigen Unternehmungen zeigte. Jeder, der sich in seiner Wohnung ruhig verhielt, blieb, vor Gewaltthätigkeit, Raub, oder Plünderung gesichert und sie übten wegen all' der groben Beleidigungen, so sie vorhin erlitten, nicht die mindeste Rache. Sie halfen sogar ihren Feinden, die aus Mangel an Unterhalte sich in dem kläglichsten Zustande befanden, mit Brodt, und Lebensmitteln edelmüthig aus.

Es geschahe von Seiten Frankreichs im Sommer eben dieses Jahrs nur ein schwacher Versuch, zu verhüten, daß nicht diese Eroberung von Canada, die so schimpflich für diese Regierung war, völlig zu stande käme. Der englische Hauptmann Byron erhielt Nachricht, daß drey französische Fregatten, und ohngefähr 20 Frachtschiffe, mit Truppen, und Kriegsvorrathe, für die Besatzung von Montreal, ihre Zuflucht in die Bay Chaleurs genommen hätten. Er suchte sie daselbst sogleich auf, und richtete sie alle zu Grunde.

In-

Indem Canada erobert ward, fanden die Franzosen Mittel, die Cherokees, ein mächtiges indianisches Volk, das den Engländern vorhin große Freundschafts-Versicherungen gegeben hatte, wider sie aufzuhetzen, und ihnen zu Feinden zu machen. Dies war für die Engländer um so viel gefährlicher, da jene mit den Creeck's, einer andern mächtigen Nation gränzten, die Theil an ihrer Empörung nahmen, und die anstößigsten Grausamkeiten an den Engländern verübten. Umsonst wandte Lyttleton, damaligen Statthalter von Carolina, alles an, sie zum Gehorsam zu bringen. Weil er nun sah, daß alles vergebens war, rückte er mit 1100 Mann in ihr Land ein, und zeigte bey diesem Schritte so viel Entschlossenheit, daß die Barbaren glaubten: es sey auf ihre gänzliche Ausrottung abgesehen, und daher, noch vor dem Ende des Jahrs, 1760, in einen Frieden auf des Statthalters eigne Bedingungen willigten.

Allein er war kaum nach Carolina zurückgekehrt, so erneuerten die Einwohner alle ihre Grausamkeiten, und sperrten die Forts Eduards, und London. Als Amherst ihr treuloses Verfahren vernahm, schickte er sogleich den Obristen Montgomery mit 1200 Mann

 ab.

ab. Dieser kam, durch erzwungene Märsche, in die Nachbarschaft von Little-Krave einer Wohnung der Cheroquesen. Da er vermuthen konnte, die Wilden hätten von seiner Ankunft keine Nachricht, schickte er einen Haufen seiner leichten Fußgänger wider dieses Dorf ab, welche alle Männer, die sie darinn fanden, mit den Baionetten tödteten. Er selbst zog mit dem größern Haufen wider Estator aus. Sie fanden es verlassen, aber mit allen Nothwendigkeiten zum höchsten Ueberflusse versehen. Sie nahmen alles mit sich hinweg, die Stadt aber legten sie in die Asche, und brachten alle Indianer um, die ihnen in die Hände fielen. Der Anblick des verstümmelten Leichnams eines Engländers, der noch an dem nehmlichen Morgen gemartert, und hingerichtet worden war, brachte sie so sehr wider diese Unmenschen auf, daß sie keinem, der ihnen aufstieß, Quartier gaben. Doch der größte Theil von ihnen rettete sich in ihre Wälder.

Die Engländer kamen durch diesen Kriegszug zuerst auf die Spur, daß die Franzosen durch Kunstgriffe diese Wilden gegen sie aufgebracht haben müßten. Ihre Wohnungen zeugten so wenig von Wildheit, daß man vielmehr sie nach solchen als arbeitsame, und ordentliche Menschen betrachten muste. Es fehlte ihnen

ihnen in keiner Art an den Gemächlichkeiten des Lebens, und die Soldaten erbeuteten hier Geld, Uhren, Kleider, und Pelzwerk. Nachdem man sie genug gezüchtigt zu haben glaubte, lud man sie zu einem Vergleich ein. Sie blieben aber immer hartnäckig, und Montgommery war daher gezwungen, noch einen zweyten Einfall in ihre mittleren Wohnstätte zu thun.

Hierbey aber stießen die Engländer auf mehr Hindernisse, als sie vorher gesehen hatten, denn sie musten durch einen beständig fortgesezten Hinterhalt ziehen. Dabey wurden einige Befehlshaber getödtet, und Montgommery sah sich, nachdem er auf diesem Zuge ohngefähr 70 Mann, und viel Pferde eingebüßt hatte, genöthigt, schon nach zehn Tagen, nach dem Fort Prinz Georg sich zurück zu ziehen. Die Cherokees, von denen es immer augenscheinlicher ward, daß sie von den Franzosen aufgewiegelt wurden, indem manche davon französische Kleidung trugen, und ihre Sprache redeten, belagerten das den Engländern gehörige Fort Loudon, worinn der Hauptmann Demere commandirte. Sie trieben es, ohngeachtet ihrer Unwissenheit in solchen Kriegsverrichtungen, so sehr aufs äusserste, daß die Besatzung sich gedrungen sah, auf die Bedingung sich zu ergeben, daß sie nach den

englischen Pflanzstädten abziehen dürfte. Kaum aber war sie 16 englische Meilen weit gekommen, als sie sich von einem Schwarme der Wilden umringt sah, welche alle Befehlshaber niedermachten, den einzigen Hauptmann Stuart ausgenommen, der zum Dollmetscher gedient hatte, 25 Soldaten tödteten, die übrigen aber in eine Sclaverey wegführten, die ärger denn der Tod war.

Der Feldzug der Franzosen in Deutschland war im Jahr 1760 zwar nicht unglücklich, indeß auch von keiner großen Bedeutung. Sie wurden damals von dem Marschall von Broglio angeführt, und ihre Ueberlegenheit sowohl, als die Leichtigkeit, mit welcher sie ihre Vorrathshäuser anfüllten, sezten sie in den Stand, wieder gegen Cassel vorzurücken. Broglio zog den Grafen von St. Germain, mit 30000 Mann, vom Rhein an die Dymel; allein es ereignete sich plözlich ein Misverstand zwischen beyden, welches machte, daß der erstere seine Befehlshaberstelle niederlegte. Der Erbprinz von Braunschweig verlohr zwar die Schlacht bey Corbach im Anfange des Julius, da er das französische Heer mit seinem geringen Corps angriff. Allein er wezte diese Scharte bald wieder aus, indem er bald darauf den General Glaubitz überfiel,

den

den er mit seinem Corps von 3500 Mann gefangen machte. Der Herzog Ferdinand schlug den Ritter du Muy bey Marburg; doch eroberten sie zu gleicher Zeit Cassel, unter Anführung des Prinzen Xaver von Sachsen. Der übrige Feldzug vergieng damit, daß die Franzosen bey Cassel und Göttingen stehn blieben, der Herzog Ferdinand aber an der Dymel, und ihnen das fernere Vordringen verwehrte.

Ein Versuch, den der Erbprinz von Braunschweig, vermittelst eines Marsches von ungemeiner Geschwindigkeit machte, Wesel zu erobern, mißglückte; denn er ward beym Closter Kampe von einem französischen Heere, unter dem Marschalle von Castries angegriffen, und geschlagen. Im Anfange des Jahrs 1761 besassen die Franzosen ganz Hessen, die Grafschaft Hanau, und die Stadt Göttingen; der Eingang in das Churfürstenthum Hannover stand ihnen daher aufs bequemste offen. Die wider sie verbundnen Mächte befanden sich daher, ihrer rühmlich erfochtnen Siege ohngeachtet, in sehr mißlicher Lage, indem ihnen die Franzosen in Deutschland offenbar überlegen waren. Allein der Herzog Ferdinand ließ, durch diese bedenklichen Umstände, seinen Muth nicht niedergeschlagen, sondern theilte sein Heer in drey Haufen, wovon

von er das mittelste anführte, und mit demselben auf Cassel losgieng, welches damals von den Franzosen besezt war. Der Erbprinz von Braunschweig führte den rechten Flügel, ließ Hessen morgenwärts liegen, und drang, bis mitten in die französischen Quartiere, mit vieler Entschlossenheit ein. Eben dies geschahe vom General Spörcken, der den linken Flügel führte, in Thüringen.

Dies Unternehmen, welches mit so vielem Muthe als Besonnenheit entworfen war, ward von den Bundsgenossen mit nicht geringerm Ruhme ausgeführt. Sie trieben die Franzosen im Febr. 1761 aller Orten vor sich her, und man glaubt, wenn ihr ganzes Heer auf einer Ebne gelagert gewesen wäre, müsten sie, durch die hitzigen Angriffe der Bundsgenossen seyn geschlagen worden. Die Ursachen, die man von dem Angriffe angab, waren diese. Man wollte den Franzosen die Gemeinschaft mit der Reichsarmee abschneiden, eine Gemeinschaft mit den Preussen eröfnen, und verhüten, daß Göttingen nicht entsezt würde. Allein diese Anschläge waren alle mehr scheinbar, als gründlich, denn ob sich gleich die Franzosen mit unglaublicher Geschwindigkeit zurück zogen, machten sich doch die Bundsgenossen unverbesserlicher Fehler

schul-

schuldig, indem sie ihnen so unbedächtig nachsezten, da sie doch Cassel, Göttingen, und eine große Anzahl andrer festen Plätze im Rücken hatten. Freylich kam es ihnen jezt vornehmlich darauf an, die Franzosen aus einem großen Striche Landes plözlich zu verdrängen; allein dies konnte nie eine Befreyung von ihnen auf die Dauer heissen, so lange noch diese festen Plätze in ihren Händen blieben.

Der Erbprinz von Braunschweig machte einen Versuch, Frizlar zu überfallen, ward aber, weil er kein grobes Geschüz hatte, zurückgeschlagen. Als er dies hatte kommen lassen, gieng der Ort auf rühmliche Bedingungen über. Der Marquis von Granby, der die Engländer anführte, eroberte verschiedne große, und kleine Plätze in der Nachbarschaft. Bey Marburg hingegen, welches die Hannoveraner angriffen, wurden sie zurück geschlagen, und einer ihrer besten Feldherrn, Breitenbach, blieb dabey. Dennoch musten die Franzosen sich immer gegen Frankfurt am Mayn zurückziehen, und fünf ihrer größten Vorrathshäuser, worinn eine erstaunliche Menge Getraide, und Mehl aufgeschüttet war, fielen in der Bundsgenossen Hände.

Der Herzog Ferdinand ließ jezt, nachdem er die Franzosen aus dem platten Lande von Hessen vertrieben hatte, Ziegenhayn, und Marburg sperren, machte darauf Anstalt, Cassel zu belagern, welches jezt der große Gegenstand des Feldzugs war, weil, wenn erst Cassel weggenommen war, auch Göttingen, und selbst Hannover, sich nicht mehr halten konnten, sondern in der Bundsgenossen Hände fallen musten. Indem man sich zu dieser Belagerung anschickte, war General Spörcken an der Seite von Sachsen so weit vorgedrungen, daß eine Schaar Preussen sich mit ihm vereinigen konnte. Er schlug, mit diesen, die Franzosen, und Sachsen bey Langensalze an der Unstrut. Allein dieser Sieg war mehr scheinbar, als von würklich gutem Erfolge für die Bundsgenossen begleitet. Denn indem Spörcker seine Vortheile an der Werra, und Unstrut verfolgte, schlug der Graf von Vaux, französischer Befehlshaber von Göttingen, eine starke hannöverische Zufuhre, nahm Düderstadt, und viele Plätze in der Nachbarschaft weg, und sezte zulezt den General Spörcken ausser stand, entweder mit der Hauptarmee gemeinschaftlich zu verfahren, oder den Weg, auf dem er vorgerückt war, zurückzugehen.

Cassel war nunmehr berennt. Der Marschall Broglio, der sich, im ganzen betrachtet, ungemein geschickt verhielt, rufte alle seine abgeschickten Haufen zurück, und vereinigte sie zusammen, um Cassel zu entsetzen, da indeß die Stärke der Bundsgenossen unter zu viele Unternehmungen zerstreut, mithin getheilt war. Die Besatzung von Cassel bestand aus 17 Bataillonen unter dem Grafen Broglio, der ausserdem noch andre Truppen bey sich hatte. Der Herzog Ferdinand hatte drey starke feindliche Posten im Rücken, vor sich aber die Hauptarmee des Feindes. Der Marschall Broglio machte sich in kurzem seine zusammen gedrängte Stellung, und die getrennte Macht der Feinde zu Nuz. Er schlug den Erbprinzen von Braunschweig bey Grünberg, wo 2000 Gefangene gemacht, und die hessischen, hannöverischen und braunschweigischen Fußvölker in Unordnung gebracht wurden. Der Muth entfiel den Bundsgenossen, nach diesem Gefecht, worinn sie den kürzern gezogen, vielleicht mehr, als man hätte erwarten sollen, denn die Belagerung von Cassel und Ziegenhayn ward sogleich aufgehoben, sie zogen sich rückwärts gegen die Dymel, und überließen abermals ganz Hessen dem Feinde.

Gegen Ausgang des Junius machten die beyden französischen Heere, wovon eins der Marschall Broglio,

das

das andre aber Soubise anführte, Bewegungen, um zusammen zu stossen. Der General Spörken, der an der Vorderseite der Bundsgenossen lag, suchte solches mit Gewalt zu verhindern; er ward aber geschlagen, und der Herzog Ferdinand dadurch genöthigt, sich rückwärts nach der Lippe zu ziehen. Die Folge hiervon war, daß die Franzosen Warburg, Drengelburg, und Paderborn einbekamen. Darauf folgte eine Art von parthengängerischem Kriege unter dem General Luckner, und andern, meist zum Vortheile der Bundsgenossen; auch geschahen viele Züge, und Rückzüge mit großem Ansehen kriegerischer Kunst, und Geschicklichkeit. Doch schienen die Franzosen hierinn den Bundsgenossen überlegen gewesen zu seyn; denn Broglio wuste seine Verbindung mit Soubisen, so sehr die Bundsgenossen solche auch zu hindern gesucht, zu Soest, zwischen Lippstadt und Hamm, fast im Angesicht derselben zu stande zu bringen.

Es kam hierüber zu einem Treffen bey Willingshausen, in der Mitte des Julius 1761, worinn die englischen Truppen Wunder der Herzhaftigkeit bewiesen, und die Franzosen mit Verlust von 5000 Mann geschlagen wurden. Außer dem Ruhme, hatten die

Bunds-

Bundsgenossen von diesem Siege noch den Vortheil, daß die Anschläge der Franzosen auf Münster, Lippstadt, und weiter gegen die Weser hin, dadurch vereitelt wurden. Auch ward dadurch ein neues Misverständniß zwischen Broglio und Soubisen erregt, indem keiner von beyden die Schuld dieser Niederlage auf sich wollte beruhen lassen. Der Hof Ludwigs XV. ward mit Vorstellungen angefüllt, worinn beyde einander Vorwürfe machten, und jeder die Schuld auf den andern zu wälzen suchte. Broglio tadelte Soubisen, daß er den Angriff zu lange verschoben hätte, und dieser beschuldigte jenen wiederum, er hätte den seinigen zu zeitig angefangen.

Bey dem allen schienen die Franzosen sich nach dieser Niederlage, in einem bessern Zustande zu befinden, als ihre Sieger, die Bundsgenossen. Soubise führte sein Heer über die Lippe, und machte sich fertig, Münster zu belagern. Das andre, unter Broglio, gieng über die Weser, und richtete seinen Zug gegen Hannover. Der Erbprinz von Braunschweig beobachtete den erstern, Herzog Ferdinand hingegen den leztern.

Jezt gieng der Krieg der Parthengänger von neuem an, der zwar in der That für beyde Theile

schimpflich, für die Bundsgenossen aber doch einigermaßen vortheilhaft war, indem sie bey diesen kleinen Gefechten fast immer die Oberhand behielten. Der Erbprinz nahm Dorsten weg, und zwang dadurch Soubisen, die Belagerung von Münster aufzuheben. Je weiter Broglio gegen Hannover rückte, desto mehr bedrohte der Herzog Ferdinand Hessen, woraus der erstere seinen ganzen Unterhalt zog.

Wenn die Franzosen, ohngeachtet ihrer häufigern Niederlagen, noch immer die Oberhand behielten, so war hiervon theils ihre Ueberlegenheit an Zahl die Ursach, theils daß die Entwürfe ihrer Unternehmungen bedächtiger, und regelmäßiger waren, als die der Bundsgenossen. Broglio bezog gegen das Ende dieses Feldzugs ein Lager, von dem aus es ihm gleich leicht war, gegen Hannover, oder Hessen zu rücken. Er nahm auch verschiedne Plätze im Harzwalde weg, und brandschazte einen großen Theil dieser Gegend. Unterdessen warf der sächsische Prinz Xaver Bomben in Wolffenbüttel, nahm es ein, und rückte weiter, um auch Braunschweig zu belagern.

Die Besorgniß, sich in seiner Hauptstadt eingeschlossen, und belagert zu sehen, trieb den regierenden

den

den Herzog nach Hamburg zu flüchten, wo er den Landgrafen von Hessen antraf, der auf gleiche Art aus seiner Hauptstadt vertrieben worden war. Allein sowohl die Stadt, als das Herzogthum Braunschweig, ward durch den dasigen Erbprinzen befreyt, der die Franzosen auch nöthigte, Wolfenbüttel zu räumen. Indem aber so des Herzogs Ferdinands Aufmerksamkeit einige Zeit nur auf sein Vaterland gerichtet gewesen war, hatte Soubise nichts im Felde wider sich, und seine Truppen verheerten Westphalen auf eine schändliche, und grausame Art. Sie nahmen Osnabrück ein, plünderten es, und behandelten die Einwohner mit der größten Unmenschlichkeit. Sie nahmen Embden weg, wo ihre Raubgier so unerträglich war, daß sie durch die Bauern der benachbarten Gegend wieder heraus getrieben wurden. Im Anfange Octobers machten sie die Besatzung von Meppen an der Ems zu Kriegsgefangenen. Hierauf suchten die Franzosen Bremen zu überfallen, welches für sie darum eine wichtige Eroberung gewesen seyn würde, weil sie dadurch in den Besitz der Weser gekommen seyn, und den Franzosen ihren Unterhalt abgeschnitten haben würden. Wenn dies Unternehmen nicht gelang, so war blos die Raubgier, durch welche die Franzosen sich bisher ausgezeichnet hatten, daran

schuld, denn diese hatte bey den Einwohnern einen solchen Widerwillen gegen sie erregt, daß sie sich mit der Besatzung vereinigten, und den Franzosen sich widersezten, so daß sie mit Schimpf, und Verluste von der Stadt weggetrieben wurden. Herzog Ferdinand blieb während dieser ganzen Zeit fast durchaus unthätig in seinem Hauptquartier zu Bühne stehen, von wo sich seine Linien bis gegen Hameln erstrekten.

Der Krieg, den Frankreich in America, und in Deutschland schon so geraume Zeit führte, hatte die vorhin bereits zerrütteten Finanzen dieses Reichs vollends so sehr erschöpft, daß ein gänzlicher National-Bauquerout daraus erfolgte, der in diesem Jahre 1761 zum öffentlichen Ausbruche kam, und vielleicht durch die Schriften der französischen Minister noch größer angegeben ward, als er in der That war. Die Empfindung, die dies Eräugniß bey der Nation errgte, war weit schmerzlicher, als die, welche der in Deutschland, und Amerika erlittene Verlust verursacht hatte, und die Wirkung davon war der innigen Liebe völlig gemäß, die ein unterscheidender Zug in der Denkungsart der Franzosen gegen ihre Beherrscher ist. Sie konnten es nicht gleichgültig mit ansehen, daß ihr König, zur Bezahlung

seiner

seiner Truppen, sogar sein Tafelgeschirr hergab, um Geld daraus prägen zu lassen, hiermit aber sich, und seinem Hause den gewöhnlichen, und seinem Range gebührenden, Wohlstand abbrach. Es lieferten daher eine große Menge Privatpersonen, und ganze Städte, Gesellschaften, und Gemeinheiten ihr Silbergeschirr in die Münze; durch welches Hülfsmittel indeß, so blendend es auch in den Augen der Auswärtigen war, doch dem öffentlichen Bedürfniß nicht völlig abgeholfen wurde. Es erschienen vielmehr von Zeit zu Zeit neue Finanz-Verordnungen, nach welchen zulezt der dritte zwanzigste Pfenning von dem Vermögen eines jeden bezahlt werden muste. Das Parlement machte hiergegen starke Einwendungen, doch vergeblich. Der Monarch war schon vor einigen Jahren seinem Volk aufs neue werth gemacht worden, da ein verrückter Schwärmer ihn im Anfange des Jahrs 1757, als er von Versailles nach Trianon fahren wollte, verwundet hatte. Dieser unglückselige, der Robert Damiens hieß, gestand zwar im Verhör, daß es nicht seine Absicht gewesen, den König umzubringen, sondern nur zu verwunden, um ihn zu bewegen, dem Parlemente zu Paris besser zu begegnen; allein die half ihm nichts, sondern er ward verurtheilt, von Pferden zerrissen zu werden, und dies Ur-

theil ward an ihm, nach der bekannten französischen Strenze, würklich vollzogen.

Von dem Feldzuge im Jahr 1762 versprach man sich französischer Seits große Vortheile. Bey dem Streite zwischen Broglio, und Soubisen war Ludwigs XV. Beyschläferinn auf der Seiten des leztern, und der erste kam in Ungnade. Man glaubte mit einigem Grunde, Broglio sey, bey seinen übrigens großen Eigenschaften als Feldherr, doch von einer solchen Gemüthsart, daß er vielmehr gegen die Feinde Frankreichs den kürzern zu ziehen sich könne gefallen lassen, eh' er einen andern Feldherrn, den er haßte, könnte höher steigen sehen. Soubise folgte dem Broglio in seinem Posten, als oberster Befehlshaber, und ihm ward der Marschall von Etrees beygesellt. Dieser Feldherr war vom Hofe abgeschickt worden, um unter den französischen Truppen die Kriegszucht wieder herzustellen, welche der Streit zwischen Broglio, und Soubise gänzlich aufgehoben hatte.

Das Heer der Franzosen, bey dem Etrees sich gefallen ließ, unter Soubisen zu dienen, wiewohl er an Würde im Kriegsdienste älter, als dieser war, hatte seinen Stand an der Weser, und noch ein an-

dres ward dem Prinzen Condee am Niederrheine zu führen übergeben. Der Herzog Ferdinand lag hinter der Dymel, um Soubisens Bewegungen zu beobachten; der Erbprinz von Braunschweig aber beobachtete die des Prinzen Condee im Bißthume Münster. Soubisens Heer hatte einen ungemeinen vortheilhaften Stand zu Gräbenstein, an der hessischen Gränze. Der Herzog Ferdinand, welcher anfieng zu besorgen, die Regierung in England würde immer mehr zum Frieden geneigt, beschloß, sie daselbst anzugreifen. Er ließ den General Lukner des Nachts über die Weser gehen, und sich den Feinden in den Rücken, den Spörken aber sich ihnen in die Seite stellen. Er selbst griff das mittlere Treffen, und Lord Granby den linken Flügel der Franzosen bey Wilhelmsthal, nicht weit von Cassel an. Der Angriff geschah so plözlich, daß die Franzosen augenblicklich in Unordnung gebracht wurden; auch müßten sie gänzlich seyn geschlagen worden, wenn nicht der Graf von Stainville ihren Rückzug gedeckt hätte; ein vortreflicher Befehlshaber, der sich, an der Spitze seiner unterhabenden Truppen, von denen der größeste Theil niedergehauen, oder zu Gefangnen gemacht ward, in einen benachbarten Wald warf. Die andern flüchteten sich unter das Geschüz von Cassel, oder giengen über die Fulda.

Ohnstreitig war dieser Sieg, den der Herzog Ferdinand bey Wilhelmsthal über die Franzosen davon trug, einer von den glänzendsten Vorfällen in diesem Kriege, indem er die Feinde, die ihm der Zahl nach, weit überlegen waren, am hellen Mittage überfiel. Die Franzosen waren 100 Bataillons stark, da hingegen die Bundsgenossen deren nicht 60 zählen konnten. Gleichwohl wurden von dem französischen Heere 2750 Gemeine, und 162 Befehlshaber zu Gefangnen gemacht. Der größte Verlust aber, den die Franzosen litten, war der an Rufe, indem es ihnen zur nicht geringen Beschimpfung gereichte, daß sie, durch ein weit schwächeres Heer, aus ihrem festen Lager sich hatten vertreiben lassen.

Lord Granby, und Lord Cavendisch rückten mit einer Schaar Engländer vorwärts, und schlugen den Herrn von Rochambeau bey Homburg. Es ward auch die Gemeinschaft zwischen Soubisens Heere, und den beyden, von den Franzosen besezten Städten, Frankfurt, und Göttingen unterbrochen, ja der leztere Ort ward von der französischen Besatzung noch mitten im August dieses Jahrs verlassen.

Von den Feldherren der Bundsgenossen wurden in diesem Sommer viel tapfre Unternehmungen ausgeführt.

führt. Prinz Xaver von Sachsen ward gezwungen, seinen vortheilhaften Stand an der Lahne zu verlassen, und bey Münden, an der Ost-Seite der Fulda, zu Soubisens Heere zu stossen. Indem dies geschah, gieng ein Haufe der Bundsgenossen, im Angesichte der französischen Hauptarmee über die Fulda, und schlug den Haufen, den Xaver anführte. Stainville, der in der Nachbarschaft lag, machte mit 10000 Mann eine Bewegung, um den Prinzen zu unterstützen. Diese Gelegenheit ergriff Prinz Friedrich von Braunschweig, in das Lager einzudringen, in dem Stainville gestanden hatte, wo er alle Verschanzungswerke schleifte, und 1100 Gefangne machte.

Soubise befand sich nunmehr in einem Zustande, der nah an die Verzweiflung gränzte. Der Prinz von Condee eilte, mit erzwungnen Märschen, vom Niederrheine zu seinem Beystande herbey. Soubise brach auf, und bezog ein unbezwingliches Lager auf den Höhen von Mulsingen, bis er es bewerkstelligen könnte, daß der Prinz von Condee mit ihm sich vereinigte. Den letztern beobachtete sehr genau der Erbprinz von Braunschweig, der bey Johannsberg, an der Weser einen von der Hauptarmee abgeschickten Posten angriff. Zuerst warf er alles vor sich

her über den Haufen; da aber die Franzosen von der Hauptarmee Verstärckung erhielten, ward er geschlagen, und in den Schenkel verwundet, verlohr auch überall an 3000 Mann. Diese Niederlage gereichte indeß den Bundsgenossen nicht sehr zum Nachtheile, deren vornehmstes Augenmerk jezt die Belagerung von Cassel war.

Der Herzog Ferdinand hatte solche kaum angefangen, so giengen die Franzosen wieder über die Lahn, und rückten gegen Marburg; allein sie wurden, am Ende Septembers, von den Bundsgenossen wieder an das jenseitige Ufer der Lahn hinübergetrieben. In beyden Lagern war es nunmehr bekannt, daß ein Friede zwischen Frankreich, und England so gut als geschlossen wäre. Dies schien indeß den streitenden Partheyen doppelte Wuth, einander zu schaden, einzuflössen, und jede Stunde fast war nunmehr durch ein blutiges Gefecht im kleinen bezeichnet. Eins derselben, welches bey der Mühle und Brücke bey Amöneburg vorfiel, war so hartnäckig, und blutig, daß man Mühe hat, den Nachrichten davon völlig zu glauben. Der Streit entstand um eine Brücke über die Ohm, die nach einem für die Franzosen wichtigem Posten hinführte, um sich von Amöneburg Meister

zu

zu erhalten, und eben hierdurch den Entsaz von Cassel mit wahrscheinlich gutem Erfolge wagen zu können. Die Franzosen hatten eine Mühle am dem einem Ende der Brücke inne, und die Bundsgenossen eine kleine Schanze an dem andern. Von zwey Stücken an, die man anfangs gegen einander feuern ließ, kam es bis zu 25, die nach, und nach aufgeführt wurden, und die Streiter mehrten sich in eben der Maasse von 100 Mann bis auf 17 völlige Bataillons. Das Feuer dauerte unablässig 15 Stunden lang, bis zulezt die beste Brustwehre, die jeder Theil hatte, aus den todten Körpern der seinigen entstanden war. Die Nacht allein machte endlich dem Streit ein Ende, die Bundsgenossen behielten ihre Schanze, und die Franzosen ihre Mühle, doch gelang es den leztern, sich von Amöneburg Meister zu machen.

Diese Eroberung unterbrach indeß die Belagerung von Cassel nicht, sondern es gieng am ersten November 1762 an die Bundsgenossen über. Der Herzog Ferdinand nahm hierauf die von Ziegenhayn vor, als in beyden Lagern zuverläßige Nachricht einlief, daß am 3ten eben des Monats zu Fontainebleau die vorläufigen Artickel zum Frieden zwischen Frankreich und England unterzeichnet worden wären.

Neun

Neun und funfzigste Vorlesung.

Fortgesetzte Regierungs-Geschichte Ludwigs XV.

Frankreich war, wegen seiner ungemeinen Erschöpfung, des Friedens weit mehr bedürftig, als Grosbrittanien, und obgleich der bereits im Jahr 1760 erfolgte Tod Georgs II. durch welchen dessen Enkel Georg III. zur englischen Krone gelangt war, eine Veränderung im Ministerio daselbst verursacht hatte, so waren doch die des Kriegs, oder Friedens halber genommenen Maaßregeln dieser Krone dadurch keinesweges verändert worden. England sah seinen vornehmsten Entzweck, den es durch den Krieg in Deutschland zu erreichen gesucht hatte, größtentheils erreicht, nemlich seine Ländereyen in America gesichert, oder, wie es der große Pitt ausdruckte: America in Deutschland erobert zu haben, daher war man auch auf dieser Insel den Anschlägen des Friedens nicht abgeneigt.

Frankreich besaß indeß noch Martinique, und ward durch die wichtige Handlung, die es mit den Produc-

Producten dieser Insel führte, mit den Mitteln, den Krieg zu unterhalten, versorgt worden. Dieser Besitz gab auch der englischen Krone bisher ein großes Gewicht bey den Unterhandlungen, die wegen des Friedens gepflegen wurden. Spanien fieng jezt, bey dem glücklichen Fortgange der Engländer, im Kriege wider Frankreich, an, zu besorgen, daß dies Reich ihm zu mächtig werden könnte; zur Sicherheit beyder Reiche kam deswegen der berufene Familien-Vergleich zu stande, vermittelst dessen die Vortheile beyder Linien des Hauses Bourbon in einander aufs genaueste verflochten wurden.

Grosbrittannien begriff nunmehr leicht, ein Krieg mit Spanien, und England, sey in kurzem unvermeidlich, und die Spanier würden alsdenn große Vortheile daraus ziehen, daß ihre Bundsgenossen Martinique inne hätten. Das Ministerium, welches bald nach Georgs II. Hintritte war abgesezt worden, hatte im J. 1761 mit großem Aufwande die kleine Insel Belleisle, nahe bey Bretagne, und die auf derselben gelegene Festung Palais eingenommen, um dem ganzen Europa zu zeigen: wie unfähig Frankreich sey, selbst seine eignen Küsten zu vertheidigen, wenn es mit Schärfe angegriffen würde. Jezt ward demnach eine

größere

größere Flotte, als man in Westindien jemals gesehen hatte, unter dem Contreadmirale Rodney ausgerüstet, um die Eroberung der für England so wichtigen Insel Martinique zu unternehmen. Rodney war Anführer der Seetruppen, die zu Lande hingegen, welche 12000 Mann ohngefähr stärk waren, stunden unter dem Befehle des General Monktons.

Die englische Flotte kam im Anfange des J. 1762 vor Martinique an, und setzte ihre Truppen bey Cas Navire aus, wo gleichwohl französischer Seits Anstalten genug getroffen waren, sich ihnen zu widersetzen. Die Insel war überhaupt in solchem Zustande, daß man sie füglich als eine Festung betrachten konnte; ihre vornehmste Stärke aber lag in zween festen Posten, deren einer Mont-Tortüeson, der andre Mont-Garnier hieß. Von beyden konnte man die Stadt, und zugleich die Citadelle Port-Royal, wider welche die Engländer ihre Angriffe zuerst richten wollten, bestreichen, und beschützen.

Da Martinique schon seit langer Zeit das Schrecken der Engländer in Westindien gewesen war, so hatten die englischen Bootsleute einen so brennenden Eyfer, es zu erobern, daß sie das grobe Geschütz zur

Bela-

Belagerung, mit ihren Händen, drey englische Meilen weit herbey schleppten. Die Grenadiere, und leichten Truppen waren eben so hitzig, und ungestüm; daher wurden die Franzosen, in sehr kurzer Zeit, ohngeachtet der erstaunlich festen Lage jener beyden Posten, aus dem einen, wie aus dem andern heraus, und nach Port-Royal getrieben, welches sich denn auch nach vier Wochen, auf Vergleich an die Sieger ergeben muste.

Die Hauptstadt der Insel St. Pierre, war nun noch zu erobern, und man bildete sich ein, der Statthalter der Insel, la Touche, der sich hinein gezogen hatte, würde sie gut vertheidigen. Das traf aber, zum großen Vergnügen der Engländer, nicht ein. Die Bewohner der Insel wollten nicht gern ihre Güter den Verwüstungen des Krieges ausgesetzt sehen; es erschienen daher, als General Monkton sich eben einschiffen wollte, um St. Pierre anzugreifen, Abgeordnete vor ihm, die einen Vergleich vorschlugen, welcher willig eingegangen ward.

So kam, ohne großen Widerstand, die Insel Martinique in die Hände, der Engländer, und Grenada, St. Lucie, St. Vincent, nebst den andern caribi-

caribischen von Martinique abhängenden Inseln, folgten dessen Schicksale. Diese Eroberungen erleichterte die noch wichtigere Einnahme der Havanna, und die Franzosen sahen sich nun auf einmal der großen Handlung beraubt, die so lange ihr Land mit den Mitteln, Krieg zu führen, versorgt hatte. Das Unvermögen bey ihrer einheimischen gänzlichen Erschöpfung, den Krieg wider England fortsetzen zu können, machte den französischen Hof geneigt, gewisse Unterhandlungen wieder zu erneuern, die am Ende des Jahrs 1759 ganz kurz waren abgebrochen worden. Augsburg in Deutschland ward zum Ort der Unterredungen, des Friedens wegen, gewählt, und der Graf von Choiseul zum französische Gevollmächtigten ernannt.

Es war zwar auf einen allgemeinen Frieden angesehen, der mit allen bisherigen Feinden Grosbritanniens, und des Königs von Preussen sollte geschlossen werden; man fand aber sehr bald, daß die Unterhandlungen hierüber, wegen der verwickelten Vortheile so vieler dabey interessirter Mächte sich ins unendliche ziehen würden, wofern nicht zwischen den beyden vornehmsten derselben, Frankreich und Grosbritannien, gewisse Puncte vorläufig ausgemacht wür-

würden. Man kam deshalb dahin überein, die brittannischen, und französischen Minister sollten in einen Vergleich durch Unterhändler treten. Zu dem Ende ward Büssy nach London, und Stanley nach Paris geschickt. Allein die Wahl hätte französischer Seits schwerlich auf einen ungeschicktern fallen können, als Büssy war, der, von Jugend auf zu niedrigen Geschäften erzogen, auch niedrig in seinen Sitten, dabey aber voll von Eigendünkel war, und List für Klugheit, so wie geziertes Wesen für Geschicklichkeit hielt, und daher sehr bald bey Georg III. so wie bey dessen Ministern allgemeinen Widerwillen, und Haß gegen sich erregte.

Man muste ganz natürlich auf die Meinung gerathen, wenn man sah, daß die Franzosen einen Mann, wie Büssy, ernannten, um mit dem großen Pitt Unterhaltung zu pflegen, der damals für den geschicktesten sowohl, als glücklichsten Staatsmann von Europa galt: sie hielten sich noch immer ihrer Ueberlegenheit im Cabinette sicher, und schmeichelten sich, der damals erst seit kurzem geschlossene Familien-Vertrag unter den verschiedenen Zweigen des Hauses Bourbon, die in Frankreich, Spanien, Neapel, und Parma regierten, würde wunderbare Wirkungen zu

ihrem Vortheile hervorbringen. Auch waren, bey Eröfnung der Unterredungen, ihre Sachen in Deutschland in dem glücklichsten Zustande.

Der erste Punct, den die Unterhändler festsezten, war der: beyde Kronen sollten im Besitze dessen bleiben, was sie einander abgenommen hätten. Der zweyte war: der Zustand, in dem sie sich zu einer gewissen Zeit befinden werden, soll die Grundlage des zwischen beyden Mächten zu schließenden Vergleichs abgeben. Man sezte voraus, daß bloß diese beyden Stücke, während der Unterhandlung, ausgemacht werden sollten, bey welcher die Hauptfrage diese war: was jeder Theil, von dem so er damals besaß, dem andern abtreten wollte. Es war, bey dem zweifelhaften Kriegs-Glücke, nothwendig, die beyden vorläufigen Puncte an gewisse Zeitabschnitte zu knüpfen. Die Franzosen schlugen vor: derjenige Zustand, in welchem beyde Mächte den 1sten Sept. 1761 in Ostindien, den 1ten Julius 1761 in Westindien und Africa, den 2ten Mai aber 1762 in Europa seyn würden, sollte die Grundlage des zwischen beyden Mächten zu schließenden Vergleichs abgeben. Diese Zeitabschnitte verwarfen die Engländer, und wollten anfänglich keinen andern festen Punct annehmen,

men, als den Tag der Unterzeichnung des Friedens. Hierüber entstand ein Zwist, der beynah die ganze Unterhandlung abgebrochen hätte. Das Kriegsglück wechselte, während des Streits, gar oft, und nach Maaßgabe desselben stieg, oder fiel der Werth des verschiedentlichen Besitzthums der Partheyen. Zu der Zeit, da Broglio den Erbprinzen von Braunschweig geschlagen, und die Bundsgenossen genöthigt hatte, die Belagerung von Cassel aufzuheben, schien dieser der eigentliche französische Unterhändler beym Friedenswerke zu seyn; bald nachher aber wandte sich das veränderliche Kriegsglück, durch die gänzliche Einnahme von Belleisle, wieder auf die Seite von Grosbrittannien.

Um hierinn es zu einem festen Puncte zu bringen, verstunden die englischen Minister sich dahin, zum Zeitabschnitt des Besitzthums für Europa den 1sten Julius, den 1sten Sept. für Africa und America, den 1sten November aber für Ostindien anzunehmen; „allein dieses unter zwo Bedingungen: erstlich, daß alles, was „glücklicher weise zwischen den beyden Völkern, in „Ansehung ihrer besondern Zwistigkeiten, ausgemacht „worden wäre, für verbindlich, bestimmt, und entschieden, ohne Rücksicht auf das, was der Erfolg

„der Unterhandlung zu Augsburg seyn möchte, anzuse„hen seyn sollte; zweytens, daß der englische Friedensver„gleich zwischen Grosbrittannien und Frankreich, oder „dessen vorläufige Puncte, innerhalb des Tages der „Ausfertigung dieser Denkschrift, und des darauf „folgenden 1ten Augusts unterzeichnet werden sollten.“ Hiergegen machten die Franzosen die Einwendung: diese Bedingungen schränkten sie, in Absicht der Zeit zu enge ein, und wichen von dem ersten Entwurfe ab. Außer diesem sollte auch der Wiener Hof, bey einem für Deutschland geschloßenem Frieden, Genugthuung erhalten, gleichwohl war nicht viel über einen Monat an Zeit übrig, um dessen Einwilligung einzuholen. Allein das gute Vernehmen zwischen den Höfen zu Wien, und Versailles war damals so groß, daß die Kayserin-Königin in alles willigte, was von Frankreich würde eingegangen werden, wofern es nur nicht zum Nachtheile des Hauses Oesterreich wäre. Auf diese Art wurden endlich die Schwierigkeiten, in Absicht der festzusetzenden Zeitpuncte, überwunden.

Nichts war nun noch übrig, als die Unterhandlung, zum Vortheile Frankreichs, und Englands, mit Ausschluß aller andern Betrachtungen, einzurichten. Hierbey kamen nun sechs Hauptumstände vor.

Der

Der erste betraf die Gränzen beyder Kronen in Nord-America; der zweyte die neutralen Inseln, und die von England in Westindien gemachten Eroberungen; der dritte die Eroberungen der Engländer in Africa, und Ostindien, welche von großer Wichtigkeit waren; der vierte die beyderseitigen Vortheile Frankreichs, und Englands; der fünfte das Verhalten gegen ihre beyderseitigen Bundsgenossen; der sechste endlich die Rückgabe der von den Engländern, vor geschehener Kriegserklärung, zurück gegebenen Schiffe.

Was den ersten Punct betraf, so erboten sich die Franzosen, Canada an England auf die Bedingung abzutreten, daß dessen Einwohner ihre Religion, unter der englischen Regierung, beybehalten dürften, auch sie selbst, die Franzosen, nach dem Inhalte des Utrechter Friedens, die Freyheit hätten, an der Küste von New-Foundland, oder Terre-Neuve zu fischen, und ihnen die Insel Cap-Breton zurückgegeben würde. In Absicht des zweyten erboten sich die Franzosen, Minorca gegen Guadeloupe, und Martinique, (welches leztere damals noch nicht von den Engländern erobert war) an sie zurück zu geben. In Ansehung des dritten wollten sie Göttingen (das damals in ihren Händen war) wie auch Hessen, und Hanau

 räu-

räumen, ihre Armee an den Mayn und Rhein, zurückziehen, wofern ihnen die Engländer entweder ihre Pflanzstadt zu Senegal, oder die Insel Goree wieder abträten, und in Ostindien wollten sie sich an den zwischen den Herrn Godcheau und Saunders geschloßnen Vergleich halten. Dies leztere Erbieten hieß indeß so viel als nichts. Was den vierten Punct betraf, so sollte das Abtreten ihrer Eroberungen in Hannover, und andern Gegenden Deutschlands, das ersetzen, was ihnen die Engländer in allen andern Welttheilen zurückgeben sollten. Der fünfte Punct erregte große Schwierigkeiten, denn der englische Minister hatte, mit der Miene einer großen Standhaftigkeit, die Erklärung gethan: sein Herr würde das Interesse des Königs von Preussen nicht im Stiche lassen. Dies zog denn eine Gegenerklärung Frankreichs, von gleichem Inhalte, in Absicht der Vortheile des Wiener Hofes, nach sich. Endlich, nach langem Streiten, verglich man sich, die Franzosen sollten nur so viele Truppen in Deutschland halten, als England dort halten würde, und sobald der König von Grosbrittannien die englischen Truppen aus Deutschland zurückriefe, sollte der von Frankreich zweymal so viele französische Truppen, von den Armeen am Ober- und Niederrheine, zurück kommen lassen. Der sechste Punct: die Zurück-

rückgabe der vor dem Kriege genommnen Schiffe, ward, mit großer Entschlossenheit, von den Franzosen gefordert, eben so entschlossen aber von den Engländern abgeschlagen; auch hatten die Franzosen nie im Ernste sich eingebildet, daß die Engländer hierinn nachgeben würden.

Nach vielen Ueberlegungen kam ein scheinbarer Vorschlag zu einem Vergleich von dem französischen Hofe nach England. Hier aber ward der Franzosen Falschheit, und die seichte List ihres Gesandten, Büssy, ihnen selbst am schädlichsten, und vernichtete alles, was verabredet worden war. Dieser Gesandte übergab nemlich, nebst dem Friedensvergleiche, dem englischen Minister einen geheimen Aufsaz, des Inhalts: die zwischen Spanien, und England obschwebenden Streitigkeiten gäben dem Könige von Frankreich Ursach, einen neuen Krieg in Europa, und America zu besorgen, wofern solche nicht jezt ausgemacht werden könnten. Der spanische Monarch hätte ihm die drey streitigen Stücke eröfnet; nemlich die Rückgabe einiger Schiffe, die, während dieses Kriegs, unter spanischer Flagge, wären genommen worden; die Freyheit, auf welche die spanische Nation Anspruch machte, an den Ufern von New-Foundland zu fischen; und

die Aufhebung der Pflanzstädte, welche die Engländer auf spanischem Grunde, und Boden in der Bay Honduras angelegt hätten. Ausser diesen Stücken hätte noch kürzlich der Madridter Hof dem Könige von Frankreich zu verstehen gegeben: er habe Ansprüche auf die neutralen Inseln, und werde nicht ermangeln, solche zu gehöriger Zeit zu eröfnen, und geltend zu machen. Der französische Monarch verlangte also sehnlich, daß diese Streitigkeiten in der Güte beygelegt werden könnten, und daß der König in Spanien eingeladen würde, für den Vergleich zwischen beyden Kronen die Gewähr zu leisten. Denn sollten jene Ansprüche Spaniens in der Folge einen neuen Krieg entzünden, so würde er gezwungen seyn, seinen Verbindlichkeiten gegen seine Bundsgenossen nachzukommen.

Diese übermüthige Vorstellung brachte den englischen Minister auf, und änderte gänzlich den Zustand der Unterhandlung. Es läßt sich nicht genau bestimmen, in wie weit der Herzog von Choiseul, oder die klügern unter den französischen Ministern an dessen Inhalte Antheil gehabt, oder ob Büssy selbst das ganze ausgesonnen, und den Madridter Hof überredet habe, der catholische König würde dadurch ein

Anse-

Ansehen von Wichtigkeit in Europa erlangen. Pitt gab dem Büssy seine Schrift als eine solche zurück, die nicht angenommen werden könnte, und that den Ausspruch: er würde es als eine Beschimpfung seines Herrn ansehen, wenn von einer Vermittelung, Spanien betreffend, ferner nur Erwähnung geschähe. Auch von dem spanischen Gesandten verlangte er, daß dieser sich von aller Wissenschaft um die ganze Unterhandlung loß sagen solle. Zur Antwort auf die von Seiten Frankreichs eingereichte Vorstellung, dem jene von Spanien beygefügt gewesen war, gieng Pitt die Rückgabe von Guadaloupe, Marie Galante, und Belleisle auf die von Frankreich vorgeschlagenen Bedingungen ein. Er willigte darein, Canada anzunehmen; aber mit allem darzu gehörigem Gebiete, und ohne einige neue Gränzen, oder Ausnahmen, von welcher Art sie auch seyn möchten; der von Frankreich gethane Vorschlag, die neutralen Inseln zu theilen, ward genehmigt; dagegen aber die Forderung von Cap-Breton, oder einer andern Insel in dem Meerbusen St. Lorenz den Franzosen abgeschlagen. Die Freyheit, an der Küste von New-Foundland fischen zu dürfen, wurde Frankreich blos zur Erkenntlichkeit dafür eingeräumt, daß es Dünkirchen schleifte. Die Zurückgabe von Senegal, und Goree, so wie die

Neutralität, in Absicht Deutschlands, ward von England verweigert, und der König Georg III. erklärte nochmals seinen unveränderlichen Entschluß, den König in Preussen zu unterstützen. Man bestand darauf, die Franzosen sollten Hessen, und Westphalen völlig räumen, alle französische Eroberungen im Westphälischen, und die dem König von Preussen am Rheine weggenommenen Ländereyen zurückgeben, obwohl Frankreich solche für die Kayserin-Königin gemacht, und in ihrem Namen besezt hatte. Von dem Vergleiche zwischen Saunders und Godcheau wollte man nichts wissen, sondern es ward den beyden ostindischen Handlungs-Gesellschaften die Freyheit zugestanden, ihre Streitigkeiten zusammen beyzulegen. Die Forderung der vor dem Kriege weggenommenen Schiffe ward auf eine Art verworfen, die auf keine Weise hoffen ließ, daß der König von Grosbrittannien sich je in diesem Stücke willfährig bezeigen würde.

Für Frankreich war es eine ganz neue bittre Erfahrung, sich in eben der stolzen Sprache Friedensbedingungen vorschreiben zu hören, die dieses Reich so oft gegen andre Völker geführt hatte. Doch es unterdrückte seine Empfindlichkeit, fieng die Unterhandlung

von

von neuem an, räumte noch mehr ein, und schien sogar, den von Büssy gethanen Vorschlag zu mißbilligen: daß man Spanien als eine in diesem Streite begriffene Macht annehmen müsse. Der spanische Gesandte zu London machte auch seine Entschuldigungen hierüber, die indeß mit einigem nichtsbedeutendem Stolze vermischt waren, der mit dem übrigen Inhalte der gethanen Vorstellungen schlecht zusammen stimmte. Aber weder dies, noch was Büssy von neuem einzuräumen, Vollmacht erhielt, konnte den Unterhandlungen die Zuverlässigkeit wieder verschaffen, wie viel auch täglich Schriften, die Vorschläge enthielten, zwischen beyden Höfen gewechselt wurden.

Zulezt ward man einig, Canada sollte, nach seinen gehörigen Gränzen, an die Engländer abgetreten werden; hierunter wurden denn auf der einen Seite alle Inseln, und Ländereyen am Meerbusen St. Lorenz, auf der andern aber alle große Seen, und der Ohio, nach seinem ganzen Laufe, bis da, wo er in den Missisippi fällt, begriffen. Auch wegen der Gränzen von Louisiana erhoben sich einige Streitigkeiten, und wegen des Zustandes der mitten inne wohnenden Indianer, die über den großen Landstrich zerstreuet sind, der hinter den englischen Pflanzstädten

ten von Pensylvanien bis Georgien liegt. Allein dies waren nur Kleinigkeiten, die, wenn nur die übrigen Puncte abgethan gewesen wären, dies Friedenswerk nicht würden aufgehalten haben.

Die französische Regierung erbot sich, Senegal, und Goree abzutreten, wofern man ihnen für ihre andern Eroberungen an der africanischen Küste die Gewähr leisten wollte. Ein wichtiger Artikel war indeß die Einrichtung der Fischerey bey New-Foundland, oder Terreneuve. Denn die Franzosen sagten gerade heraus: sie könnten, in keinem Falle, von ihrem Anspruche, daselbst zu fischen, abstehen; doch wollten sie sich begnügen, die kleine Insel St. Pierre anzunehmen, als einen Plaz, um ihre Netze zu trocknen, und ihre Fische einzumachen. Man gestand ihnen solche englischer Seits zwar zu, doch mit der Bedingung, daß sie keine Festungswerke, oder irgend eine kriegerische Anstalt da errichten dürften; auch sollte beständig ein englischer Gevollmächtigter auf der Insel wohnen. Bey dieser Freyheit, an der Küste von Newfoundland zu fischen, sollten jedoch die Franzosen eben den Einschränkungen unterworfen seyn, welche schon vor dem Kriege, zu folge des 15ten Artickels des utrechter Friedens statt gehabt hätten, auch ward

ihnen

ihnen, zur Erkenntlichkeit für diese zugestandne Freyheit aufgelegt, daß sie Dünkirchen schleiften. Von Martinique wuste man damals nicht, das es eingenommen wäre; vielmehr war vom Anfange her ausgemacht worden, Guadeloupe, Marie Galante, und Belleisle sollten an die Franzosen, Minorca aber an die Engländer zurück gegeben werden. Die ostindischen Händel fanden an beyden Seiten wenig Schwierigkeiten.

Nicht so leicht war es, die Angelegenheiten der Bundsgenossen dieser beyden Mächte auszumachen. Die Engländer fuhren standhaft fort, jeden Antrag von der Hand zu weisen, der dahin abzielte, sie von dem Könige von Preussen abwendig zu machen, indem sie eine Neutralität in Deutschland annähmen. Nun ließ sich kein Mittel vorschlagen, auf was Art der Beystand zu schätzen, und einzurichten wäre, den jede unterhandelnde Macht ihren Bundsgenossen leisten sollte. Die Franzosen machten Einwendungen wider die Rückgabe von Wesel, und Geldern an den König von Preussen, weil sie für die Kayserin-Königin solche in Besitz genommen hätten. So hielten es auch die Engländer für ausgemacht, die vor dem Kriege aufgebrachten Schiffe wären ein Theil des bleiben-

benden Besitzthums, wie es bey der Unterhandlung zum Grunde gelegt worden wäre. Dieser Behauptung sezten die Franzosen das Recht, und den Gebrauch aller Völker, so wie die ausdrücklichen Worte der Verträge selbst, entgegen. Ueber diesen beyden Puncten konnte man auf keine Art zu einem Einverständnisse kommen, und die ganze Unterhandlung zerschlug sich.

Der wahre Grund hierzu war der Verdruß, den der englische Hof über die zunehmende Verbindung zwischen Frankreich, und Spanien schöpfte, indem er zuverläßige Nachricht erhalten hatte, daß ein Familienvergleich wäre geschlossen worden, durch den die Vortheile dieser beyden Kronen, zum Nachtheile Grosbrittanniens, genau zusammen verbunden worden wären. Nach mancherley Zänkereyen schickte der englische Hof dem Stanley Befehl zu, zurück zu kommen, äusserte auch zugleich das Verlangen, daß der französische Hof den Büssy gleichfalls zurückrufen möchte. Soviel ist gewiß, das Verhalten der Höfe von Spanien, und Frankreich, bey dieser Gelegenheit, war zugleich unerklärlich, und kindisch; auch ergab sichs bald darauf aus dem eignen Ausspruche des spanischen Gesandten, in einer von ihm überreichten Staatsschrift:

schrift; daß sein Herr auf alle Fälle entschlossen wäre, nebst Frankreich, an dem Kriege Theil zu nehmen. Der englische Minister Pitt, war schon im voraus davon so fest überzeugt, daß er darauf bestand, sein Hof sollte Befehl geben, Spaniens Silberflotte, und Gallionen aufzufangen. Man zog seine Meinung hierüber beym Staatsrathe in Ueberlegung, es wollte ihr aber niemand beypflichten, und Pitt legte hierauf die Siegel, als Staatssecretair, nieder.

Obwohl Georg III. wider Pitts Vorschlag selbst viel einzuwenden hatte, und vermuthlich froh war, daß er dabey war überstimmt worden, so that doch der Staatsrath einmüthig die Erklärung: man wolle auf die spanischen Bewegungen Acht haben, und den Krieg wider Frankreich, auch, wo es nöthig seyn sollte, wider Spanien, mit größerm Eyfer, als jemals, fortsetzen. Der französische Hof war froh darüber, daß Pitt sein Amt niederlegte, und hielt das Friedenswerk nun für mehr als halb vollendet; denn er war ohnstreitig der furchtbarste, und dabey glücklichste Gegner, den die Franzosen je an einem englischen Minister gehabt haben.

Im Anfange des Jahrs 1762 befand sich der König von Preussen in einer unglücklichen Lage, und sein

sein Untergang, der fast unvermeidlich schien, müßte den der Engländer in Deutschland nach sich gezogen haben. Grosbrittannien hatte, außer ihm, keinen Bundsgenossen, unter allen Mächten in Europa, auf den es sich verlassen konnte; denn selbst Holland war nicht ohne Neid, und Eifersucht gegen Englands steigendes Glück zur See.

Es ließ sich aus dem Inhalte des Familien-Vergleichs der bourbonnischen Mächte, den der Dûc de Choiseul zu stande gebracht hatte, voraussehen, daß derselbe England in der Folge auf mehr denn eine Art nachtheilig werden würde. Die erste Würkung dieses gefährlichen Familien-Vertrags zeigte sich auch bald an der Seite von Portugall, dieses von England vorzüglich geachteten Bundsgenossen, der so oft dessen Schutz gegen Spaniens Angriffe in vorigen Zeiten erfahren hatte. Das portugisische Reich war eben durch das feste Vertrauen auf diesen Schuz in eine Art von politischer Schlafsucht versunken, die es gänzlich unfähig machte, auch einem noch so schwachen feindlichen Einfalle zu widerstehen. Die französischen, und spanischen Gesandten hatten Beschwerde darüber geführt, daß Boscawen den Theil eines französischen Geschwaders, den de la Clue geführt, in einem

einem portugiesischen Hafen angegriffen hatte. Sie überreichten am Hofe zu Lissabon eine gemeinschaftliche Vorstellung, durch welche dem König von Portugall die Hände gleichsam sollten gebunden werden, indem ihm von ihren beyderseitigen Monarchen nicht erlaubt ward, ferner neutral zu bleiben, vielmehr gefordert ward, die vornehmsten portugiesischen Häfen sollten mit französischen und spanischen Truppen besezt, und über die Entschließung, so man hierauf zu Lissabon fassen würde, innerhalb vier Tagen eine bestimmte Antwort gegeben werden.

Man hat mit vieler Wahrscheinlichkeit behaupten wollen, es würde dem portugiesischen Monarchen nicht zuwider gewesen seyn, wenn ein Friede zwischen England, und dem Hause Bourbon, auf vortheilhafte Bedingungen für das leztere, zu stande gekommen wäre. In seiner Antwort, auf die von Frankreich, und Spanien gemeinschaftlich gethane Vorstellung, sagte er mit einer anständigen Freymüthigkeit: er sähe keine Ursache, warum er mit den Engländern, seinen natürlichen ältesten Bundsgenossen, brechen solle. Beyde Gesandten aber antworteten mit einer übermüthigen Miene: die Lage seines Gebiets ließe ihm nicht zu, neutral zu bleiben; kurz, er betrug sich hierbey

mit Würde, und beharrte standhaft bey seiner Treue gegen Grosbrittannien. Im Anfange des May 1762 erklärten hierauf beyde Kronen Krieg wider ihn, und schickten feindliche Heere an die Gränzen von Portugall. Allein die Bewegungen ihrer Truppen geschahen mit solcher Langsamkeit, daß der Graf von der Lippe-Bückeburg mit einer Schaar englischer Hülfsvölker anlangen konnte, ehe sie noch etwas von Wichtigkeit ausgerichtet hatten, da sie doch bey der geringen Bereitschaft der Portugiesen, sich zu vertheidigen, Lissabon leicht hätten erobern können, wenn sie mit der gehörigen Thätigkeit, und Eile zu Werke gegangen wären. Der Graf hemmte ihr weiteres Fortgehen, und blieb dort, nach Eroberung der Havanna, bis auf Unterzeichnung der vorläufigen Friedenspuncte. Da nun unterdeß die Engländer das reiche Schiff, Hermione, wegnahmen, welches einen Schaz am Borde hatte, der nicht viel weniger, als eine Million Pfund Sterling betrug, und zum Fortsetzen des Krieges für die gesammten Bourbonischen Höfe bestimmt gewesen war, so beschleunigte dieser für Frankreich schreckhafte Unfall, und Verlust, die Friedensunterhandlungen, die nun von neuem vorgenommen wurden.

Auch von Seiten Englands bezeigte man sich jezt, nach der Veränderung im brittischen Ministerio, zum Frieden geneigter, und es hieß, es geschähe unter Vermittelung des Königs von Sardinien. Nun ward beschlossen, keine Unterhändler mehr, sondern Hauptpersonen bey diesem Geschäfte zu gebrauchen. Der Herzog von Bedford, dem unter den englischen Großen keiner am Range, oder Vermögen überlegen war, muste als Gesandter nach Frankreich gehen, und von da kam als Gesandter der Herzog von Nivernois, ein Herr von besondern Vorzügen.

Unterdessen überfiel ein französisches Geschwader New-Foundland, und zerstöhrte da, im Junius 1762, einige der englischen Fischerwohnungen. Allein die Franzosen in Europa hatten kaum Zeit gehabt, ihre Freude über einen soviel versprechenden Vorfall auszulassen, als die ungezweifelte Nachricht einlief: Haußonville, französischer Befehlshaber der Landtruppen in New-Foundland, sey im September eben des Jahrs gezwungen worden, sich mit seinen Truppen zu Kriegsgefangnen zu ergeben, und Ternay französischer Befehlshaber zur See, wäre nur mit Mühe mit seinem Geschwader entkommen, um nach Europa zurück zu seegeln.

In Absicht des Friedens, den die Minister von England, so wie die von Frankreich jezt gleich aufrichtig wünschten, war man jezt schon ziemlich weit gekommen. Der Tod der russischen Kayserin, der im Anfang des Jahrs 1762 erfolgte, war für den König von Preussen vortheilhaft gewesen, indem er ihn von einer furchtbaren Feindin befreyet, und auch noch in anderer Absicht ihm Luft gemacht hatte. Zwar fand er in England nicht die eyfrige Unterstützung mehr, als unter der Regierung Georgs II.; doch boten ihm die englischen Minister noch ein Jahr von den bißher gezahlten Hülfsgeldern an, wiewohl sie sich weigerten, daran gebunden zu seyn, seine Einwilligung zu einem Friedensschlusse zu begehren. Diesem Grundsatze zufolge willigten beydes Frankreich und England darein, ihre Truppen aus Deutschland wegzuziehen. Die Franzosen verstanden sich dahin, Cleve, Wesel, und Geldern zu räumen, und ein gleiches sollte, der Verabredung beyder Mächte zufolge, in Portugall geschehen.

Die größte Schwierigkeit machte jezt nur die Beantwortung der Frage: was England vor die wichtigen Eroberungen bekommen solle, die es, seitdem die leztern Unterhandlungen waren abgebrochen

wor-

worden, gemacht hatte? Das erste, was hierbey zu erwägen vorkam, war die Bestimmung der Gränzen in America, denn in diesem Puncte war der Französische Hof niemals genau, noch in der That aufrichtig zu Werke gegangen. Nun aber verglich man sich, nach einer kurzen Berathschlagung: es sollte eine Linie mitten durch den Fluß Missisippi herunter, von dessen Quelle an, bis an den Fluß Iberville (der ein kleiner, aber schiffbarer Arm von jenem ist) und von da längs herunter, mitten durch diesen Fluß, und die Seen Maurepas, und Pontchartrain (welche Seen mit beyden Flüssen Gemeinschaft haben) bis ans Meer gezogen werden; und dies sollte die Gränze beyder Völker in Nordamerica künftig seyn. Die Engländer gewannen hierbey ansehnliche Besitzungen, denn, zu folge dieser Gränze, bekamen sie den Theil von Neufrankreich ganz, den die Franzosen Louisiana nennen, und da die Spanier ihnen zugleich ganz Florida abtraten, so war dieser Zuwachs an Ländern sehr wichtig. Die Schiffarth auf dem Missisippi hingegen sollte den Franzosen, und Engländern gemein bleiben.

Am schwersten bey diesem Friedenswerke waren die, wegen der Fischerey bey New-Foundland zu tref-

treffenden Einrichtungen; zumal da die Franzosen frey erklärten: lieber wollten sie den Krieg von neuem wieder anfangen, ehe sie sich gänzlich von einem Handel ausschließen ließen, ohne den sie nicht bestehen könnten. Diese Schwierigkeit aus dem Wege zu räumen, ward der Artickel des utrechter Friedens erneuert, welcher den Franzosen erlaubte, an den nordöstlichen, und nordwestlichen Gegenden von New-Foundland, vom Vorgebürge Bonavista an, bis an Point-Riche zu fischen, und ihre Fische zu trocknen, von dem übrigen Theil der Insel hingegen sie ausschloß. Auch sollten sie in dem Meerbusen St. Lorenz fischen können, aber keiner der Krone England gehörigen Küste, innerhalb neun englischer Meilen, sich nähern dürfen. Die kleinen Inseln St. Pierre, und Miquelon wurden ihnen, zur Besorgung ihrer Fischerey, und zum Trocknen ihrer Netze, auch verwilligt; allein Festungswerke sollten sie auf diesen Inseln nicht anlegen dürfen, auch nicht mehr als 50 Soldaten daselbst halten, welche blos zu dem Behuf dienen sollten, den Frieden unter den Handelsleuten zu erhalten. Dies alles waren Bedingungen, welche die Franzosen, obgleich sie der ihnen so unentbehrlichen Fischerey nicht beraubt wurden, doch von dem guten Willen der Engländer so abhängig machte, daß

sie, bey jeder kleinen Ueberschreitung des Vergleichs, noch enger eingeschränkt werden konnten.

In Absicht der westindischen Besitzungen schienen die Franzosen mehr, als von jener Seite, durch diesen Frieden zu gewinnen. Denn dafür, daß Frankreich Canada an England abtrat, erhielte es seine Zuckerinseln, Martinique, Guadaloupe, Marie Galante, Desiderade, und St. Lucia (auf deren Besitz Grosbrittannien stets Anspruch gemacht hatte) zurück. Die Inseln Tabago, Dominique, St. Vincent, und die von Grenada aber blieben England eigen; die Havanna hingegen gab es an Spanien zurück.

Frankreich erhielt sich hierdurch die reichen Quelles seines Handels, und, indem es Canada weggab, opferte es bloß ein unermeßliches Land auf, wodurch es allezeit bisher verlohren hatte. Die Unterthanen Grosbrittanniens in America verlangten Canada, als die einzige Sicherheit, die sie für ihre Pflanzstädte in Nordamerica haben konnten, und, da diese ihnen zu verschaffen, der Hauptzweck des Kriegs gewesen war, so behielt die Stimme dieser brittischen Pflanzer jezt die Oberhand, was auch die englischen Kaufleute in Westindien dagegen sagen mochten, die, durch den

Verlust der Zuckerinseln, den Werth ihrer Ländereyen vermindert sahen. Es ließ sich aber auf der andern Seite hoffen, daß die brittannischen Pflanzer, wann sie künftig ihre Güter in Sicherheit besässen, durch ihren steigenden Flor bald in den Stand kommen würden, England für das, was es jezt um ihrentwillen aufopferte, schadloß zu halten. Nur das sah man damals schon schwerlich voraus, daß eben dieser Wohlstand ihnen eine solche Selbstbeständigkeit, und innere Stärcke verleihen würde, sich, wie es in der Folge würklich geschehen ist, von ihrem Mutterlande loß, und unabhängig zu machen.

In Africa erhielt Frankreich Goree zurück, Senegal aber behielten die Engländer. In Ostindien sollten zwar die französischen Pflanzstädte wiederhergestellt werden, aber unter der Bedingung, daß sie nur ofne Plätze, ohne Festungswercke, bleiben sollten. In ganz Bengalen durften die französischen Colonisten keine Art von Befestigung anlegen, noch Soldaten darinn halten; auch musten sie die Gewalt der englischen Subahs, oder Nabobs von Bengalen, Decan, und Carnatic anerkennen. Hierdurch gewann die ostindische Handlungsgesellschaft der Engländer viel; indem die Unterthanen jener Subahs künftig

nur

nur mit Engländern handelten, bey denen allein sie Schutz finden konnten. In Europa endlich wurden Minorca und Belleisle an seine vorigen Besitzer zurückgegeben, wogegen diese sich dahin verstanden, Dünkirchen, den ehemaligen Verträgen gemäß, zu schleifen.

So lange die Unterhandlung dauerte, ließ der Hof, und die Nation in Frankreich, die lebhafteste Begierde blicken, solche glücklich zu stande gebracht zu sehen, und man gab deswegen auch in allen Stücken nach, nur in denen nicht, die, wie man sich ausdrückte, unmittelbar an das Daseyn der Franzosen, als eines Volks, verknüpft waren. Die Freude war daher über alle Vorstellungen groß, die man in Paris bezeigte, als der Friede daselbst, am 10ten Febr. 1763 von den verschiedenen dabey begriffnen Mächten würklich unterzeichnet ward, der einen so langen, kostbaren, und verderblichen Krieg endigte, welcher Frankreich dicht an den Rand des Untergangs gebracht hatte.

Es war augenscheinlich, daß die bey diesem Friedenswerke beschäftigten Minister Ludwigs XV. nach ganz andern Grundsätzen, als ihre Vorgänger, zu Werke giengen. Sie schienen nichts als Frieden

zu athmen; kaum aber war der erhalten, so brachten sie die zweckmäßigsten Maaßregeln der Haushaltungskunst in Uebung, um den Wohlstand des zerrütteten Reichs, und sonderlich die Seemacht desselben, wieder herzustellen. Am Ende des May 1763 hielt der König eine feyerliche Parlementsversammlung, worinn er, in Absicht der Auflagen, verschiedne Aenderungen traf. Er befahl, daß ein Verzeichniß von allen freyen Lehngütern im Reiche aufgenommen werden sollte, ohne davon selbst die, so der Krone, den Prinzen vom Geblüte, den Geistlichen, Herzogen, und andern mit Vorrechten begünstigten Personen, zugehörten, auszunehmen. Auch ward auf allen Verkauf unbeweglicher Güter eine Abgabe von einem vom Hundert gelegt; eine andre Verordnung aber wegen der Kronschulden getroffen, um nach und nach die königlichen Einkünfte von dieser Last zu befreyen.

Die eifrigen Bemühungen, welche Ludwig XV. und seine Minister anwandten, die Zerrüttungen des leztern Kriegs wieder auszulöschen, hinderten indeß den Fortgang der Streitigkeiten zwischen dem Hofe, und den Parlementern nicht. Vermöge einer Verordnung des Staatsraths aenderte der Herzog von Harcourt gewaltsamer Weise die Register des Parlements zu

Rouen,

Rouen, und rückte, bey diesem Anlasse, eigenmächtige Befehle ein. Das Parlement gab eine Verordnung, wodurch alle diese eingetragnen Befehle, und gemachten Aenderungen für ungültig erklärt wurden, dagegen aber befohlen ward, keiner Verordnung Folge zu leisten, die nicht in seiner völligen Versammlung gegeben worden wäre, bey Strafe des Vergreifens an dem gemeinen Gute; auch sollten dem Könige hierüber Vorstellungen gethan werden.

Der König hielt bald darauf ein feyerliches Parlement, worinn er verschiedne Verordnungen, und Erklärungen niederzuschreiben befahl; allein dawider sezten sich alle Parlementer in Frankreich, und die Beysitzer des zu Rouen erboten sich lieber ihre Stellen niederzulegen, ehe sie sich darzu verstehn wollten, sie einzutragen. Der König wollte ihre Niederlegung nicht gut heissen, sondern versprach, ein Mittel zu ergreifen, um seine Einkünfte in bessere Ordnung zu bringen. Dies war um so viel nothwendiger, weil die Provinz Normandie unwidersprechlich darthat, daß von mehr als 60 Millionen französischer Pfunde, die sie an jährlichen Abgaben erlegte, nicht über 17 Millionen jährlich in des Königs Schatzkammer eingiengen. Dieser gewaltige Mißbrauch entstand vornemlich von der

der Verpachtung der königlichen Einkünfte an die General-Pächter, so wie überall die Armuth, und lohnsüchtige Denkungsart des Hofes, zufolge deren Stellen in der Regierung an Leute verkauft wurden, die davon so viel Nutzen zogen, als sie konnten, viel andre dergleichen Misbräuche veranlaßte.

Der Verlust von Canada machte es dem französischen Hofe in vieler Absicht nothwendig, das Verhalten der dasigen Beamten zu untersuchen, und ihre Richter befanden sie strafbar. Bigot, der Intendant daselbst gewesen, ward zu ewiger Landesverweisung verurtheilt. Andre wurden nur auf einige Zeit verwiesen. Alle aber, die mit der Verwaltung des Seewesens, oder der americanischen Pflanzstädte zu thun gehabt hatten, wurden zur Ersetzung des erweißlich geraubten verurtheilt, welches zusammen eine Summe von zwölf Millionen, 965000 franz. Pfund betrug.

Diese Beyspiele gerechter Ahndung der gemachten Unterschleife stellten indeß die Parlementer nicht zufrieden. Sie gestanden zwar ein, die gesezgebende Macht befände sich nicht in ihren Händen, sondern nur in denen des Königs, allein sie bedienten sich doch ihrer vollstreckenden Macht auf eine solche Art: daß

dadurch der königlichen würcklich zu nahe getreten wurde. Sie traten als Vorfechter der Freyheiten, und Rechte des Volks auf, und gewannen sich dadurch seine Liebe so sehr, daß der Hof bey schweren, dringenden Fällen seine Rechnung dabey fand, ihren hohen Anforderungen nachzusehen, bis sie zulezt sich selbst über alle Einschränkung erhaben glaubten.

Eben der nun wieder hergestellte Friede gab den Ministern bequeme Gelegenheit, die Stärke des königlichen Vorrechts mit dem der Parlementer zu messen. Die Vorstellungen, welche die leztern gegen des Monarchen Befehle machten, hatten an Kühnheit nicht ihres gleichen. Denn in einer solchen sagte z. B. das Parlement zu Rouen dem Könige: die Rückkehr des Friedens hätte eigentlich ihre Noth nur vermehrt. Ja es gieng soweit, ihm sogar die normannischen Freybriefe vorzulegen, von denen es behauptete, sie hätten ihre völlige Gültigkeit, und worinn festgesezt war, es könnten den Unterthanen dieser Provinz keine Abgaben aufgelegt werden, wofern nicht die Versammlung des Volks von allen drey Ständen drein gewilligt hätte. Dies war eine Sprache, deren der König in Frankreich seit langem nicht gewohnt gewesen, und welche die Gewalt des französischen Parlements, der des englischen gleich zu setzen zum Zweck hatte.

Es

Es war eine sehr starke Sprache, derjenigen beynahe gleich, die man in unsern Tagen in der Hauptstadt des französischen Reichs, zum Erstaunen des ganzen Europa gehört hat. Denn man sagte dem Monarchen ausdrücklich. „Wenn seine Majestät an „der Treue ihrer Vorstellungen zweifelte, dürfte er „nur geruhen, seine Unterthanen selbst anzuhören, in„dem er alle Stände des Reichs zusammenberiefe. „Auch sey dies, nemlich die Freyheit, gegen seine Be„fehle Vorstellungen zu thun, ein Theil der Rechte „seiner Unterthanen, welche zu handhaben er vor „demjenigen beschworen habe, durch den die Könige „regieren." Gleiche Sprache, wie die des Parlements der Hauptstadt, führten die von Bourdeaux, Toulouse, Grenoble, und Besancon.

So nachdrücklich diese Sprache war, so entschlossen schien an seinem Theile der Hof, seine Absicht durchzusetzen. Man schickte zu dem Ende den Herzog von Fitz-James mit einem ähnlichen Auftrage nach Toulouse, wie der, den der Herzog von Harcourt bereits zu Rouen befolgt hatte. Das dasige Parlement befahl der Obrigkeit dieser Stadt, dem Herzoge keine Ehrenbezeigungen als Statthalter der Provinz zu beweisen, bis er seine Gewalt, und die

Rechte

Rechte seines Amts anerkannt hätte; allein dieser nahm, als Pair des Reichs, dem ohngeachtet, seinen Sitz in ihrer Mitte, und ließ da die Befehle, die er mitgebracht hatte, mit Gewalt niederschreiben. Das Parlement gab hierauf eine Verordnung, welche dies Niederschreiben für ungültig erklärte; allein der Herzog ließ diese Verordnung ausreissen, und stellte Wache vor die Häuser der angesehensten Beysitzer von der Gegenparthey. Dies diente nur die leztere mehr aufzubringen, und nun that das Parlement zu Aix in der Provence, das bis daher gemäßigter als die andern gewesen war, eine Fürsprache für seine Mitbrüder zu Toulouse, die, wo möglich, noch nachdrücklicher abgefaßt war, als alle vorhergehende Vorstellungen. Diese Gährungen dauerten lange, und Ludwig XV. schien durch Verbannung seiner Parlementer auf eine ungewisse Zeit ihre Widerspänstigkeit ermüden zu wollen, auch mehr denn einmahl geneigt zu seyn, durch seine stehende Armee mit ihnen sprechen, und ihren Trotz besiegen zu wollen. Endlich aber ward dieser Zwist doch dadurch, daß jeder von beyden Theilen etwas nachgab, beygelegt, und von dieser Seite die Ruh im Reiche hergestellt.

Eine andere Sache aber, die beständigen Streitigkeiten der Jesuiten nemlich, mit der bürgerlichen

Obrig-

Obrigkeit, zerrüttete Frankreich auf eine eben so schreckliche Art geraume Zeit lang, bis sie sich endlich mit der gänzlichen Vertreibung dieses Ordens aus dem Königreiche, auf eine solche Art schloß, die der Geschichte dieses Volks bey der Nachwelt stets Ehre machen wird. Schon lange hatte sich diese Gesellschaft, durch ihre gefährlichen Lehrsätze, ihre finstern Ränke, ihre Theilnehmung an den abscheulichen Anschlägen auf das Leben der französischen Könige, Heinrichs III, und Heinrichs IV, so wie an dem vorgehabten Morde Ludwigs XV. bey der Nation verhaßt gemacht. Jezt war ein neuerlicher Angriff auf den König von Portugall diesem Orden schuld gegeben, und derselbe deshalb aus diesem Reiche vertrieben worden, und dieser erste Schritt diente dem, der in Frankreich zu seinem Verderben geschahe, zur Vorbereitung, oder gleichsam zur Rechtfertigung.

Die Gesellschaft hatte einen sehr einträglichen Handel nach Martinique geführt, da ihnen aber die englischen Freybeuter, während des leztern Kriegs, einigen Schaden zugefügt hatten, bedienten sie sich dieses Vorwands, sich zu weigern, ihre rechtmäßigen Gläubiger zu befriedigen, und verlangten, sie sollten, statt der Bezahlung, ihre frommen Gebete annehmen.

Die

Die Kaufleute waren nicht andächtig genug, sich mit dieser Münze befriedigen zu lassen, sondern machten die Sache vor dem Parlemente zu Paris anhängig, welche im May 1761 einmüthig das Urtheil sprach: der ganze Orden der Jesuiten müsse, vermöge seiner Verfassung, für die Schulden eines Theils aus ihm haften. Es wurden also den Klägern unermeßliche Summen für die Unkosten zugesprochen.

Es wird, mit großem Scheine der Wahrheit, behauptet: einige der Oberhäupter dieses Ordens hätten sich dienstfertiger Weise in die Händel zwischen dem Könige, und einer begünstigten Dame gemengt, und diese, von welcher es bekannt ist, daß sie nicht verzeihen konnte, habe ihnen hierauf ihren Schutz entzogen, dagegen der Gerechtigkeit der Gesetze sie preiß gegeben. Das Parlement ließ hierauf ihre Lehrbücher untersuchen, und da man solche voll von Lehrsätzen fand, welche alle Sicherheit der bürgerlichen Gesellschaft untergraben, und der Regierung äußerst verderblich sind; so verurtheilte man einige Väter dieses Ordens zum Scheiterhaufen, hob den ganzen Orden noch in eben diesem Jahre förmlich auf, zog alle seine Güter zum Besten des gemeinen Wesens ein, und verbannte ihn auf immer aus dem Königreiche.

Durch das Ansehen, was dieser arglistigen, und bisher so mächtigen Rotte von Geistlichen noch übrig war, wußte sie es indeß dahin zu bringen, daß der König für sie ins Mittel trat, und eine Verordnung gab, daß alles fernere Verfahren wider sie ein Jahr lang ausgesetzt bleiben sollte. Das Parlement verstand sich hierzu, diese Verordnung niederzuschreiben, wofern sie nur nicht länger in Kraft bliebe, als bis zum Anfang Aprills 1762. Seitdem sind auch die Aussprüche desselben wider die Jesuiten genau vollstreckt worden. Zwar bezeigten viele von der catholischen Geistlichkeit ihr Mißfallen mit dieser Strenge gegen den Orden, sonderlich der Erzbischoff von Paris, der einen Hirtenbrief bekannt machte, welcher viele den Jesuiten günstige Ausdrücke in sich faßte. Das Parlement beschwerte sich beym Könige über diesen Brief, als über eine aufrührerische Schrift, worauf der König dem Erzbischoffe befahl, solchen zurück zu nehmen. Allein der Prälat weigerte sich dessen, und als er unbeugsam blieb, verwieß ihn der Monarch in seine Abtey Conflans. Man hat zwar, unter der Bedingung eines zu leistenden Eydes, und der Lossagung von ihren Gelübden, auch Ablegen ihrer Kleidung, diesen Vätern erlaubt, in Frankreich zu bleiben; allein der Parlementsschluß vom 3ten

August

August 1762, der ihnen ihre Besitzungen und Reichthümer entzog, ist dennoch, trotz alles Widersprechens des Papsts, Clemens XIII, zur Ausübung gebracht worden. Er wollte dem Orden durch eine besondere Bulle, die ihn bestätigen sollte, wieder aufhelfen; sie wurde aber von dem Pariser Parlemente auf eine schimpfliche Art zurück gewiesen.

Am Ende des Jahrs 1766 starb der Dauphin, der Sohn Ludwigs XV, und nun ward dessen noch übriger ältester Prinz, Ludwig, Herzog von Berry, der im Jahr 1754 gebohren war; (nachdem bereits ein älterer Bruder desselben, der Herzog von Burgund geheißen, vor dem Vater gestorben war) vom Könige, als Dauphin, erkannt. Dieser hat sich im Jahre 1770 mit einer kayserlichen Erzherzoginn, Maria Antonia, vermählt, und ist seinem Großvater, als derselbe im May 1774 an den Kinderblattern starb, unter dem Namen Ludwigs XVI. auf dem Throne von Frankreich gefolgt.

Einigen Ersatz des Verlusts, den die Franzosen in Nordamerica erlitten hatten, wußte sich die französische Regierung dadurch zu verschaffen, daß sie im J. 1769 die Insel Corsica, theils durch Unterhand-

lung mit ihren bisherigen Herren, den Genuesern, theils durch die Uebermacht ihrer Kriegsvölker über die für ihre Freyheit sehr herzhaft streitenden Corsicaner, eroberte. Einige Jahre vorher war auch Lothringen, wie es durch vorige Verträge schon festgesezt war, völlig mit dem französischen Gebiete vereinigt worden.

Wenn gleich in den leztern Jahren Ludwigs XV. das Reich von aussen her Ruhe genoß, so war es doch in seinem innern nicht glücklich; denn die Unordnung, in Absicht der Einkünfte des Staats, und des Königs, stieg, vermöge ihrer schon längst übel eingerichteten Verwaltung, bis an seinen Tod immer höher. Der Monarch behauptete zwar, wie seine nächsten Vorfahren, eine völlig unumschränkte Gewalt; sie war aber in den Händen derer, die ihn regierten, und diese hatten bey ihren Unternehmungen stets nur ihren eignen Nutzen, nicht den Vortheil des Königs, oder des Staats zur Absicht. Wenn denn gleich Ludwig XV. im Grunde ein gutherziger Fürst war, der zuweilen auch klugen, und gerechten Rathschlägen Gehör gab, und, so oft er seinen Geist sammlete, ein thätiges Leben zu führen wohl im Stande war; so sank er doch, aus Mangel der

der Festigkeit seiner Grundsätze, und von seinen Lieblingen verführt, mehrentheils, sonderlich in seinen spätern Jahren, in eine wollüstige Lebensart herab, zog die Vergnügungen den Geschäften vor, und überließ di- Regierungsangelegenheiten seinen Vertrauten, oder Buhlerinnen, die der Nation eine Menge beschwerlicher Auflagen zur Last aufbürdeten, und, indem sie die Schätze des Reichs, die ihnen preiß gegeben waren, in der unsinnigsten Schwelgerey durchbrachten, Frankreich nach und nach an den Rand des Verderbens brachten.

Die lezte, und vielleicht ärgste dieser Buhlerinnen, von denen der allzu schwache König beherrscht ward, war eine dû Barry, die, aus geringerm Stande, als die Pompadour, aber in den Künsten der Coquetterie eben so geübt, wie diese, über den Geist des Monarchen die unumschränkteste Gewalt, bis zu seinem Tode, zu behaupten gewußt hat. Sie ward an einen äusserst liederlichen, niedrig denkenden Grafen, dû Barry, vermählt, nur damit sie, unter dessen Namen, bey Hofe eingeführt, und zur ordentlichen Beyschläferin des Königs erklärt werden konnte. Er mußte sich, gleich nach geschehener Verbindung mit ihr, vom Hofe, und aus Paris entfer-

nen; hierauf sezte sich die wollüstige, und eitele Person in den völligen Besitz aller Rechte einer erklärten Liebhaberinn, und schaltete mit den geistlichen, so wie mit den weltlichen, Aemtern, und Würden im Reich, eben so willkührlich, wie vorhin die Pompadour gethan hatte, nur daß sie nicht so rachsüchtig, und boshaft, wie jene, war, noch durch Verhaftsbefehle so viel Menschen, die etwa das Unglück gehabt, ihr zu mißfallen, in den Kerkern der Bastille, und von Vincennes, verschmachten ließ, wie man es, unter dem Einflusse der Pompadour, vorhin hatte erfahren müssen.

Ludwig XV. sank in der Liebe der Nation mit jedem Jahre tiefer herab; denn Frankreich fühlte es in den lezten Jahren seiner Regierung nur allzu sehr: wie unglücklich ein Volk unter einem wollüstigen, unthätigen Fürsten sey, der die Zügel der Herrschaft untreuen, eigennützigen Händen überläßt. Sein vorhin so sehr ausgebreiteter Handel war durch den lezten americanischen Krieg, vornemlich aber durch die Betriebsamkeit andrer Nationen sehr eingeschränkt worden, und die Verpachtung aller königlichen Einkünfte an habsüchtige Finanziers, die unter dem Namen der General-Pächter bekannt genug, und die

Geisseln

Geisseln der Nation geworden sind, half noch immer mehr das allgemeine Elend vergrößern, so daß Ludwig, als er im Jahre 1774 an den Kinder-Blattern starb, von der französischen Nation nicht beweint, noch sein Andenken anders, als etwa von gedungenen Lobrednern, gepriesen wurde. Ihm folgte sein Enkel Ludwig XVI. auf dem Throne, und Frankreich hoffte unter diesem neuen Beherrscher bessere Zeiten, da es von seinem leutseligen Charakter mit Recht erwarten konnte, daß er auf alle Weise geneigt seyn werde, das Elend der Nation zu vermindern.

Ohne Ludwigen XV. unter die schlimmsten Regenten, die Frankreich beherrscht haben, zählen zu dürfen, kann die Geschichte, die, auf unpartheyisch-gerechter Waage, die Herzen der Könige wägt, ihn doch auch nicht unter die guten Könige rechnen, die den Scepter von Frankreich geführt haben. Er ließ sich zu wenig von seinem eignen Verstande leiten, hatte einen nicht gehörig bestimmten, oder eigentlich, gar keinen Charakter, und stand daher beständig unter fremdem Einflusse. Seine erklärten Günstlinge, und Maitressen regierten das ganze, und er gab nur den Namen darzu her. Auch erlaubte er der Geist-

lichkeit noch zu viel, und wenn gleich unter seiner Regierung, die stärkste Stütze derselben, der Orden der Jesuiten, aufgehoben ward, so war es doch so weit entfernt, daß die schädliche Macht der Väter Jesu gänzlich wäre entkräftet worden, daß man vielmehr sagen muß, sie habe, nur unter verändertem Namen, und Gestalt, noch bis auf unsere Zeiten, zum großen Nachtheile des Volks, und ihrer Beherrscher, in Frankreich fortgedauert.

Sechzigste Vorlesung.

Neueste Staats-Eräugnisse in der französischen Regierung unter Ludwig XVI.

Die Geschichte eines noch lebenden Monarchen kann unmöglich mit der Ausführlichkeit, und Unpartheylichkeit abgehandelt werden, als die seiner Vorfahren auf dem Throne. Nur der Nachwelt kommt es zu, und auch sie allein ist nur im Stande, über die Handlungen, und den Charakter der Regenten der Völker ein zuverläßiges Urtheil zu fällen; da hingegen

gegen das Urtheil der Zeitgenossen allemahl schwankend, und ungewiß ausfallen muß, weil sie theils die geheimen Triebfedern der Begebenheiten nicht immer genug kennen, theils durch Verhältnisse oft zurückgehalten werden, die Wahrheit unverhohlen zu sagen.

Wir begnügen uns daher, von dem Könige, der jezt noch den Thron Frankreichs einnimmt, und unter dem Namen Ludwigs XVI. bekannt ist, so viel zu sagen: daß er mit einer rühmlichen Sparsamkeit, vom Antritte seiner Regierung daher, beflissen gewesen sey, seinen Aufwand zu vermindern, und seine Einkünfte auf einen sicherern Fuß zu setzen, um dadurch die ungeheure Last von Staatsschulden, die seine beyden Vorgänger gehäuft hatten, zu verringern, und seinem Volke den Nachdruck auf der politischen Waagschaale Europens wieder zu geben, den es ehemahls behauptet hatte. Der Erfolg dieses Bestrebens schien auch, im Anfange seiner Regierung, ziemlich günstig. Es gelang Ludwigen insonderheit, sich an England wegen des ansehnlichen Verlusts, den sein Großvater, im letztern Kriege mit dieser Krone, gelitten hatte, zu rächen. Die Gelegenheit hierzu gab ihm die Empörung der englischen

Colonien in Nordamerica, die in der Mitte des J. 1764 anfiengen, das Joch, welches ihnen ihr Mutterland aufgelegt hatte, unerträglich zu finden, und, sich dasselbe abzuwälzen, versuchten. Die nähern Ursachen zu diesem Aufstande, mittelst dessen es den dreyzehn Colonien gelungen ist, sich, nach einem blutigen, und grausamen Kriege, von ihrem Mutterlande gänzlich loszureissen, und einen unabhängigen Freystaat zu errichten, gehören, so wie die ausführliche Erzählung aller dabey vorgefallnen Kriegsbegebenheiten, in die englische Geschichte; hier begnügen wir uns nur, zu erwähnen, daß Frankreich die aufrührerischen Provinzen, mit Waffen, und Kriegsbedürfnissen aller Art, ja in der Folge selbst mit Hülfsvölkern, unterstützt, dadurch ihre Unabhängigkeit befördert, und zuerst unter allen europäischen Fürsten solche anerkannt habe.

Der Krieg, der über die Freyheit dieser Colonien, zwischen den Americanern selbst, und ihren Bundsgenossen den Franzosen an einer Seite, Großbrittannien aber an der andern, geführt ward, dauerte bis ins achte Jahr, und es gereicht dem französischen Monarchen zum unstreitigen Ruhme, daß er in demselben die häufigen, und großen Fehler, welche

von

von Seiten der englischen Regierung gemacht wurden, bestens genüzt, ihnen verschiedne americanische Inseln weggenommen, und überall die französische Seemacht zu einer Stärke gebracht habe, dergleichen sie in diesem Jahrhunderte noch nicht hatte behaupten können. Durch eine genauere Verbindung, welche der französische Hof mit Spanien, und den sieben vereinigten Provinzen getroffen, ist es nicht weniger gelungen, daß Frankreich seine Ueberlegenheit über England in diesem Kriege zu erhalten gewußt hat.

Es würde indeß dieser Geschichte des cultivirtesten Volks in Europa etwas zu ihrer Vollständigkeit fehlen, wenn wir die wichtigste Revolution, die mit demselben seit Jahr, und Tag vorgegangen ist, ganz mit Stillschweigen übergehen wollten. Dies große Schauspiel, das die französische Nation dem achtzehnten Jahrhunderte gab, hat nicht seines gleichen in der Geschichte irgend eines Volks, und bleibt der fernsten Nachwelt ein schreckenvoller Beweis, zu welchem Grade der Erbitterung, und der Wuth eine gesittete Volkerschaft durch den Druck des Despotismus gebracht werden kann. Seit beynahe neunhundert Jahren hatte die französische Nation unter diesem, mit jeder Regierung steigenden, Despotismus, seufzen müssen; unter Ludwig XIV. aber war derselbe

selbe zu seiner schrecklichsten Höhe gestiegen, und zwar vermittelst des stehenden furchtbaren Heeres, welches derselbe errichtete, um vier und zwanzig Millionen Menschen seiner jedesmahligen Willkühr unterwürfig zu machen, und den kraftvollen unternehmenden Geist seines Volks gleichsam zu lähmen. Daß dieser Geist sich, der sclavischen Fesseln, die ihm von der Regierung angelegt wurden, ohngeachtet, erhielt, und immer mehr sich entwickelte, daß gerade die politischen, und moralischen Bürden, welche ihn täglich mehr niederdrücken sollten, ihm männliche Stärke, und Reife gaben, bis der Zeitpunkt endlich eintrat, wo die französische Nation Einsicht und Muth genug hatte, die Fesseln seiner Unterdrücker zu zerbrechen, und seinen Nacken dem lange genug getragnen Joche der Sclaverey zu entziehen; dies ist unstreitig der Triumph der Aufklärung und das von weitem her angefangene, mit unermüdlicher Geduld fortgeführte, und durch die erwünschteste Zusammentreffung der Umstände glücklich zu Stande gebrachte Werk der größten Köpfe dieser Nation, die ihre Mitbürger belehrten, und ihnen zu dem richtigen Gehülf ihrer Wichtigkeit verhalfen, durch welches diese große Unternehmung veranstaltet, und herbeygeführet ward.

Das äusserste Elend der gemeinsten, zugleich aber zahlreichsten, Classe der Nation war die nächste Veranlassung jener großen Begebenheit, die seit dem 14ten Julius des Jahrs 1789 ganz Europa in Erstaunen gesezt, den Hirten der Völker aber eine schreckliche Warnung gegeben hat, die ihrer politischen Leitung anvertraute Nation nicht durch den härtesten Druck der Alleinherrschaft aufzubringen, und zu erbittern. Vier und zwanzig Millionen Menschen waren durch eine Kette ehrgeiziger, und habsüchtiger Despoten, die ein undurchdringlich-scheinendes Verhack gleichsam um den Thron her gemacht hatten, ihres Beherrschers beraubt, und wechselsweise der Cabale, der Ungerechtigkeit, der Armuth, dem Kriege, und dem Hunger preiß gegeben worden. Die Minister, mit ihren Helfershelfern den Generalpächtern, erwiesen sich als die wahren Blutigel der Nation, die alle Canäle zum Blut derselben offen hielten. Mittlerweile sie durch ungerechte Richter den unschuldigen Armen unterdrückten, zitterten sie selbst, mit jenen, vor dem strafbaren, aber mächtigem, Reichen. Sie raubten tausenden ihre Freyheit, und mußten diesen Raub oft durch Kerker, ja nicht selten durch heimlichen Mord behaupten. Bey diesen Anmaßungen konnten sie nicht eher ruhig seyn, als bis sie ihre

ihre Macht zur despotischen Willkühr erhoben hatten, so daß die ganze Nation aus nichts anderm bestand, als aus Ministern, Spionen, Schließern, und Sclaven.

Allein dies System ungeheurer Eingriffe in die höchste Gewalt mußte, da es jezt seinen höchsten Grad erreicht hatte, sich durch sich selbst zerstöhren. Die wenigen denkenden Köpfe unter der französischen Nation bereiteten durch ihre Schriften jene merkwürdige Revolution vor, die im vorigen Jahre 1789, zum Erstaunen von Europa, zu Stande gekommen ist. Man drang schon zwey Jahre vorher auf eine allgemeine Versammlung der Stände des Reichs, bey welcher die unendlichen Mängel in dem so verwickelten Finanz-System Frankreichs sollten untersucht, die Beschwerden der Nation vorgetragen, und Mittel angegeben werden sollten, wie diesen Mängeln, und Beschwerden abzuhelfen sey.

Bey der Eröfnung dieses Reichstags der französischen Nation verschwand gleichsam der Druck augenblicklich, unter dem die Freyheit zu denken, und zu schreiben bisher in Frankreich geseufzt hatte, und jeder durfte nun über die Angelegenheiten seines Va-

ter-

terlands frey seine Meinung sagen, der Einsicht darinn hatte, und Muth, und Kraft hierzu in sich fühlte. Die Neuheit, und Wichtigkeit dieser Gegenstände, so wie die Lebhaftigkeit der französischen Nation, machten solche zum Lieblingsthema der Schriftsteller, und Politik war jezt die allgemeine Losung in Frankreich, wie sie es schon längst in England gewesen war. Alles sollte nun reformirt, umgeschmolzen, verbessert werden, und es kamen hierdurch eine Menge Entwürfe an den Tag, von denen manche mit augenscheinlicher Kenntniß des Zustands der Nation, und mit Scharfsinn gemacht waren.

Die Härte der Lehnsverfassung in Frankreich, unter welcher das Volk seit vielen Jahrhunderten seufzte, die ausschweifenden Vorrechte des Adels, der den Bürgerstand gänzlich unterdrückte, erzeugten bey diesem leztern, der nun erwachte, und seine Rechte fühlte, ein Streben, dies Joch, was durch die Länge unerträglich geworden war, endlich, es koste was es wolle, von seinem Nacken abzuwälzen. Auf der andern Seite boten jene Alleinherrscher, welche bisher der Nation willkührlich Lasten aufgelegt, und alles um sich her in Tribut gesezt hatten, ihren ganzen Scharfsinn auf, um ihrem Despotismus

einen vortheilhaften Anstrich zu geben, und die Nation durch trügerische Schattenbilder zu hintergehen. Die unternehmendsten darunter waren der Prinzipalminister, der Erzbischoff von Sens, und der Großsiegelbewahrer Lamoignon, deren willkührliche Verordnungen zu neuen Auflagen, und Lasten, welche sie dem Volke aufbürden wollten, die Parlementer zu registriren sich standhaft weigerten. Sie zerrissen diese höchsten Versammlungen des Reichs, verfälschten, um sie dem Könige unwiederbringlich verhaßt zu machen, die Schlüsse derselben, und gaben einigen harten Ausdrücken, die darinn vorkamen, aber nur auf ihren Despotismus giengen, die gehässige Wendung, als ob die geheiligte Person des Königs dadurch angegriffen würde. Statt der aufgehobenen Parlementer brachten sie eine sogenannte Cour pleniere in Vorschlag, die jene ersetzen sollte. Von dieser spiegelten sie dem Monarchen, und dem Volke vor, daß sie über die Fundamental-Gesetze der Nation künftig wachen, und deren Ansehen aufrecht halten sollte, da sie doch eigentlich bestimmt war, die von ihnen neu ausgeschriebnen Gefälle, durch Creaturen, die ganz von ihnen abhiengen, im Namen der Nation gut zu heißen.

Nun giengen sie weiter, und wagten es, das Parlement zu Paris, diesen höchsten Sitz der Gerechtigkeit, zu stürmen, und aus dessen Mitte, zwey ihrer furchtbarsten Widersacher, Espremenil, und Goeslard, mit Gewalt hinwegzureissen. Zu gleicher Zeit wußten sie den renommistischen Geist des Grafen von Artois in Regung zu bringen, daß er mit gewaffneter Hand in den Tempel des Rechts drang, und, durch thörichten Stolz verblendet, Ungerechtigkeit zu erzwingen sich unterfieng. Die Glieder des Adels, die sich den neu ausgesonnenen Auflagen widersezten, wurden von ihnen als Bundsgenossen der Parlementer, und als Aufwiegler des Volks verschrieen, ja sie waren dreist genug, ihnen, als sie durch Abgeordnete erschienen, und ihre Beschwerden anbringen wollten, Bastille, Galgen, und Bürgerkrieg anzukündigen. Dem Könige wußten sie, um seinen Unwillen gegen das Parlement, und den Adel fortdauern zu machen, vorzuspiegeln: sein Volk, das bis jezt unter dem Drucke der Abgaben geseufzt hätte, fühlte von diesen neuen Lasten nichts, und dies sey der Grund, warum der Adel, dem solche alleine lästig wären, sich seinen Verfügungen aufrührerisch widersezte.

Diese Schritte waren zu ungeheuer, als daß nicht allgemeiner Aufstand die unausbleibliche Folge

davon zu seyn besorgt werden mußte. Einige Provinzen waren schon in den Waffen, und ganz Frankreich würde allmählig in eine einzige fürchterliche Gährung gerathen seyn, wenn nicht plötzlich Zwiespalt, und Eyfersucht unter den Despoten selbst ausgebrochen wären. Breteuil, ein Minister von unbegränztem Ehrgeize, sah sich bey jener Alleinherrschaft zurückgesezt. Er forderte seinen Abschied vom Könige, weil seine Collegen mit einem Vorschlage, der dem seinigen entgegen war, durchgedrungen waren. Er führte dem Monarchen zu Gemüthe, daß er im Staatsrathe Maaßregeln vorgeschlagen habe, die denen gerad entgegen waren, deren Befolgung der König wirklich anbefohlen hatte. „Dieser Schritt, Sire, sagt' er, sezt mich in drückende Verlegenheit. Die Provinzen, deren Einwilligung, und Unterzeichnung mir übertragen ist, heften unwillige Augen auf mich. Ich beschwöre Sie, mich von diesem peinlichen Verhältnisse dadurch, daß Sie mir meinen Abschied geben, zu befreyen!“

Diese dem Scheine nach gerade, uneigennützige Aeußerung verfehlte ihrer Würkung auf das Herz eines Königs nicht, der längst gewünscht, und gestrebt hatte, alles gut zu machen, nur aber nicht

wußte,

wußte, wo das Uebel, was sein Volk drückte, verborgen läge. „Nein, Breteuil, sagt' er, Sie bleiben, und gerade deshalb bleiben Sie, weshalb Sie fort wollen. So ist wenigstens einer da, der widerspricht." Breteuil war nach diesem Schritte der Eyfersucht, und dem Hasse seiner Gefährten im Ministerio preiß gegeben, und es gab für ihn kein Mittel, seinem Sturze zu entgehen, als daß er jene zu stürzen suchte.

Der Graf von Artois, und mithin auch die Königinn, waren auf seiner Seite: durch sie erfuhr der König auf einmahl, in welches Labyrinth der Erzbischoff, und Lamoignon ihn geführt hatten. Aber den erstern, weil er die Gunst der Königinn besaß, entschuldigte man, und schickte ihn nach Rom, mit kräftigen Empfehlungen zur Cardinalswürde, indeß der leztere, mit Schande und Spott überhäuft, seines Amts entsezt ward. Er erschoß sich bald nach seinem Sturze.

Das Wohl der Nation war der Vorwand gewesen, beyde zu entfernen; man mußte fortfahren, noch mehr Schritte zu thun, die dies Wohl zu befestigen dienen könnten. Man hinderte den König

nicht, die Parlementer aus ihrer Verbannung zurück zu rufen, und in ihre vorige Rechte wieder einzusetzen; die neuen Abgaben wurden unterdrückt, und Minister von anerkannter Gerechtigkeitsliebe, Beschützer des Volks, aus ihrer Finsterniß, zu welcher die Cabale sie verwiesen hatte, wieder hervorgezogen. Unter diesen befand sich Necker, ein Mann, dessen wohlthätige Gesinnungen nichts als gutes wollten, den die Cabale eben deshalb verjagt hatte, weil sie ihn fürchtete, und den sie jezt wieder zurück rief, um seine heilsamen Verfügungen auf ihre Rechnung zu setzen, und ihre eigennützigen Entwürfe hinter seinen gemeinnützlichern zu verstecken. Sie wollten nur durch ihn aus der dringendsten Verlegenheit gerettet seyn, und ihn dann von neuem verjagen.

Necker kam zurück, und wollte, statt daß seine gewissenlosen Vorgänger den Schaden der Nation nur zu überheilen suchten, ihn vielmehr gründlich ausheilen. Nie war ein größerer Geist mit einem wohlwollenderen Herzen vereinigt gewesen; auch war der Plan, den Necker entwarf, eines solchen hellen Geists, eines so schönen Herzens würdig; denn gänzliche Reform des politischen Zustandes von Frankreich war sein Augenmerk, und daraus langsam herfliessende

sende Verbesserung der Moralität unter diesem Volke der Wunsch, und die Hoffnung, durch die sein wohlthätig Herz sich zu den Arbeiten, und Lasten erwärmt fühlte, welchen er sich jezt, gerührt von dem Elende der Nation, aufs neue unterzog.

Er hatte selbst unter dem despotischen Joche der Minister zu schmerzlich gelitten, als daß es nicht sein erster Gedank hätte seyn sollen, ihren alles umfassenden Eindruck zu hemmen. Um dies zu bewürcken, mußte man dem Könige vor allen Dingen begreiflich machen, daß er für die Nation, nicht aber die Nation für ihn, da sey, und daß es eher Menschen, als Könige, eher freye Leute, als Sclaven gegeben hätte.

Der von Natur gutmüthige Monarch nahm die Winke, die ihm hierüber gegeben wurden, nicht ungünstig auf, billigte ernstlich, und uneingeschränkt Neckers Entwürfe, und die Versammlung der Generalstände des Reichs kam zu Stande, mit welcher gleichsam eine neue Sonne über die Nation aufgieng. Ihr König kündigte sich in einer Rede an ihre Stellvertreter, als den ersten Freund seines Volks an, und sein Siegelbewahrer, Barentin, erklärte in der seinigen den Namen: Staatsbürger, für den edelsten

unter allen. „Jezt, sezte er hinzu, da die Kirche „reich genug ist, und der Adel mit Ehre, so wie mit „Geld, belohnt wird, müssen die Besitzungen dieser „beyden Stände sich den allgemeinen Anlagen unterwerfen.“ Eben so drückte sich der Minister der Finanzen aus, der in einer Rede voll Feuer, und Rührung sagte: es gäbe nur einen einzigen Grundsatz aller Ordnung, aller Macht, und alles Glücks, und dieser sey eine reine, vollkommene Moral.

Von einem solchen Könige, und seinem Freunde, mit den edelsten aus ihrer Mitte vereinigt, erwartete das Volk eine neue glückliche Existenz; allein die ungleiche Vertheilung der Abgaben unter den drey Ständen, dem geistlichen, dem Adel, und dem Bürgerstande, gab bald denen, welchen daran lag, daß jene Erwartungen nicht erfüllt würden, Anlaß, die Nationalversammlung zu entzweyen. Die Güter der Geistlichkeit waren zu einem Opfer für den Staat bestimmt; allein diese wollte ihre Schätze nicht fahren lassen, sondern vertheidigte sich, und ihre Vorrechte, tapfer gegen eine Menge von Schriften, welche ihre Gebrechen aufzudecken, und die Nation aufzumuntern, geschrieben wurden, sich durch die Besitzungen der Geistlichkeit aus ihrer Finanzverwirrung zu retten.

ten. Auch der Adel wollte von seinen Vorrechten, und Freyheiten nichts fahren lassen, weil er fürchtete, wenn er es thäte, bald eben so bedrängt zu seyn, als der dritte Stand, der bürgerliche, bisher war. Dieser endlich war voll Erbitterung auf die beyden ersten, und hatte Stellvertreter in der Versammlung der Notablen, deren Geist nicht für friedliche Verständigung war, und die, statt zu bitten, durch Drohungen, und Machtsprüche Furcht erweckten. Auf seiner Seite waren drey Theile der Nation, und die Hauptstadt des Reichs, mit ihrer Million von Einwohnern, war die genaue Beobachterinn der Nationalversammlung.

Das Palais Royal, vorhin die Schule des Leichtsinns, und der Frivolität, war jezt die Schule des Patriotismus, wo alle Politicker zusammen ströhmten, um ihre Grundsäze zu äussern, und geltend zu machen, sie mochten übrigens zur Parthey der Aristocraten, oder zu der des Volks gehören. Alle sprachen, hörten, fühlten mit gleichem Feuer, und Interesse, die sich den übrigen Bewohnern der Hauptstadt mittheilten, und durch Millionen Canäle gleichsam sich über das ganze Reich ausbreiteten.

Der dritte Stand, als der zahlreichste, hatte natürlich den stärksten Einfluß auf die im Palais Royal versammleten Haufen; die beyden andern Stände hatten zwar auch hier ihre Verfechter, aber es ward bald gefährlich für diese mit Nachdruck für ihre Parthey zu sprechen. Je näher die Nationalversammlung einer Vereinigung zu kommen schien, desto näher kamen sich die einzelnen Partheyen im Palais Royal. Die Minister, und viele Mitglieder der beyden erstern Stände des Reichs sahen diese Gährung in der Nation, mit Zittern, Tag um Tag gewaltsamer aufbrausen. Fast täglich strömten, aus diesen Zusammenkünften der Patrioten im Palais Royal, Gesandschaften nach Versailles, mit Rednern an ihrer Spitze, die, von einem bis jezt in Frankreich unerhörtem Feuer beseelt, in die Nationalversammlung drangen, und sie mit Worten, und Gründen zur Eintracht ermahnten, welche den Verstand, so wie das Herz der Stellvertreter der Nation angriffen, dem dritten Stande Muth machten, den ersten und zweyten dagegen mit Besorgniß erfüllten, und in Schrecken sezten. Die Vereinigung der drey Stände war die Folge davon.

Als die Nachricht von dieser glücklichen Veränderung nach Paris kam, gerieth alles in einen freu-

digen

digen Aufruhr, alles ströhmte nach dem Palais Royal, wo unter hundert Haufen eben so viel Redner stan- den, die mit einem Feuer, das einer Begeisterung glich, den Zuhörern, was vorgefallen war, ankün- digten, und mit immer gleichem Interesse wiederhol- ten. Es war gegen Abend; im Augenblick brannten 1000 Lampen im Palais, und ein einziger losgelasse- ner Schwärmer gab das Signal zu einem Freuden- feuer, das, dem Character dieser Nation zufolge, rauschend war. Es dauerte den ersten Tag von acht Uhr des Abends bis um 3 Uhr Morgens, und in die Augen von einer halben Million Menschen kam kein Schlaf. Den andern Tag ward eben der Auftritt, vielleicht mit wilderm Schwärmen, wiederholt, den dritten derselbe, doch mit etwas mehr Mäßigung.

Dies Aufbrausen der Nation, welches etwas wildes, und fürchterliches hatte, das selbst ihre Freunde erschreckte, wirkte mit desto größerer Gewalt auf ihre Feinde. Diese stellten zu Versailles solches als einen Ausbruch politischer Erbitterung vor, und vermochten den König, die um Paris zerstreut stehen- den Truppen näher zusammen, und sogar bis vor die Thore der Stadt rücken zu lassen, während in der Stadt selbst, durch öffentliche Blätter, von Seiten

 des

des Königs, um Ruhe gebeten wurde. Ruhe zu befehlen wagte man schon nicht mehr, die Policey verhielt sich leidend, und unterstand sich nicht einmal mehr, den zerstreuten Haufen des Pöbels, die auf den Straßen Schwärmer unter die Vorübergehenden warfen, Einhalt zu thun. Die Wache von Paris gieng, oder ritt ruhig ihres Weges, ohne auf die Schimpfworte zu achten, die auf sie, besonders auf ihre Chefs, im Vorbeygehn geworfen wurden.

Der Charakter der Nation war jezt in einer Crisis, während welcher Freude, Hoffnung, und Sorge für seine Selbsterhaltung mit den halb zerbrochnen Ketten der Sclaverey rangen, um Wesen voll Freyheitsgefühl, und unerbittlicher Entschlossenheit gegen ihre Unterdrücker, zu bilden. Allein gerade diese Ausbrüche einer erhöheten Moralität waren Verbrechen in den Augen derer, die nur Sclaven ohne Moralität dienstbar seyn, oder über dergleichen herrschen wollten. Der Herzog von Orleans, und Necker, die beyde schon einmahl als Lieblinge des Volks verleumdet, und gestürzt worden, standen jezt wieder an der Spitze desselben, mit gleicher Gefahr. Der König, und die Königinn wurden durch Künste jeder Art gegen das Volk eingenommen, wie sie denn schon

lange

lange vorher gegen dasselbe erbittert waren. Man hatte Schriftsteller gedungen, die, als im Namen des Volks, die ärgerliche Chronik des Hofes erzählten, man hatte Aufrührer erkauft, die das Volk gegen einen der nützlichsten Staatsbürger, den Kaufmann Reveillon, aufwiegeln mußten, daß es sein Haus stürmte, und einäscherte; und die Cabale hatte den Chef der Policey gewonnen, daß diese sich dem Aufstande nicht widersezte, sondern gleichsam einen beschützenden Kreis um die Aufrührer schloß, deren Anführer sich sogar gegen die Truppen des Königs hervorwagten.

Die Cabale stellte nun dem Könige vor, nach solchen Erscheinungen wäre selbst sein Leben in Gefahr, nachdem man seine Ehre bereits, durch Pasquille auf seine Gemahlinn, und auf seinen Bruder, an ihrer empfindlichsten Seite, angegriffen hätte. Der Unwille gegen ein Volk, mit dem er es immer gut gemeint hatte, und die Besorgniß, vor Anfällen auf seine eigne Person, bemächtigten sich seiner, und bestimmten ihn, Heere von Truppen um sich her zusammen zu ziehen, besonders solcher, die aus den deutschen Provinzen von Frankreich gerufen wurden, und daher, wie man vorgab, seinen Befehlen gehorsamer seyn würden, als die einheimischen.

Die

Die Hofparthey glaubte gesiegt zu haben, als sie den König für diese gewaltthätige Maaßregeln gewonnen hatte, und die Armee, welche der Herzog von Broglio commandirte, auf ihrer Seite zu haben glaubte. Die Einwohner der Hauptstadt meinten sie, durch bewaffnete Barrieren, und starke Patrouillen, so wie durch Sperrung der Einfuhre des Getraydes in Zaum, und Zügel halten zu können; und nun dachten sie nur darauf, der Nation noch zulezt in ihrem Beschützer, dem edelmüthigen Necker, die neu aufgehende Sonne ihrer Freyheit plötzlich zu rauben.

Allein gerade diese Maaßregeln brachten die französische Nation dahin, Gewalt durch Gewalt zu vertreiben. Eins von zweyen sah sie sich zu wählen gedrungen: entweder in ihre bisherige Sclaverey zurück zu gehen, oder, unter dem Säbel fremder Truppen, und mitten in ihrem fruchtbaren, kornreichen, Vaterlande zu verhungern. Je näher, und zahlreicher die deutschen Truppen heran rückten, desto sichtbarer wurden Gefahr, und Elend. Auf ihrem Marsche hatten sie aufgezehrt, was für die Provinzen, denen sie sich aufdrangen, bestimmt gewesen, und was die Helfershelfer der Cabale, Foulon, Berthier, und andre Kornaufkäufer, übrig gelassen hatten.

Ganze

Ganze Familien von Landleuten strömten nach Paris, und fleheten ihre reichern Mitbrüder um Brodt an. Es war ein herzerschütternder Anblick, diese Unglücklichen mit Sicheln, und Rechen, den Werkzeugen zur Erndte, in Händen, auf den Straßen von Paris klagen zu hören: daß die Wucherer nicht blos das gedroschne Korn vom vorigen Jahre, sondern das noch grüne auf dem Stiele an sich gekauft, und ihnen mit dem Brodte zugleich die Gelegenheit, welches zu verdienen, geraubt hätten, indem selbst die Arbeit der Erndte an ihre untergeordneten Wucherer verpachtet sey. Man gab diesen Elenden reichlich, und eilte, noch mit dem ersten Eindrucke ihres Jammers, nach dem Palais Royal, um neue Nahrung zur Erbitterung den dort versammleten Patrioten zuzuführen. Aber diese konnten ihren verzweifelnden Unmuth nur in Worten äussern, weil sie ihre Arme gebunden fühlten. Die Truppen vor den Thoren empörten alles, aber hielten auch alles in Furcht. Man sprach davon zwar, sie zu vertreiben, aber woher Canonen, Munition, Gewehre, Anführer? So verblendet hatte der Unwille diese Patrioten nicht, daß sie geglaubt hätten, bloß ihre Wuth gegen die besoldeten Diener der Aristocraten werde hinreichen, jene zu verjagen. Der Haß der Nation auf die deutschen,

und

und schweizerischen Soldaten ward indeß lauter, und kühner, als die National-Soldaten zu äussern anfiengen: man entfernte sie, weil man sie für Staatsbürger hielte, und wollte sie, wie die Nation selbst, durch Fremde unterdrücken, ja ihr König fienge an, sich selbst vor ihnen zu fürchten, weil er ihnen jene, zur Beschützung seiner Person, zugesellte. Die französische Garde, ein patriotisches, auf seinen alten Ruhm stolzes Corps, sagte dies zuerst öffentlich seinen Befehlshabern, und benahm sich diesen Aeußerungen gemäß gegen die deutschen Truppen. Bey einem Aufstande der Einwohner von Versailles, der den Erzbischoff von Paris in Lebensgefahr brachte, zeigten sie zuerst ihre Grundsätze. Als man ihnen, auf das Volk zu schießen, befahl, streckten sie die Gewehre, und erklärten: auch sie wären Staatsbürger, und trügen ihre Waffen nicht wider ihre Brüder, sondern nur gegen die Feinde ihres Königs, und des Vaterlandes. Was der Erzbischoff gegen den dritten Stand geäussert hätte, träf auch sie, denn sie wären sämtlich vom dritten Stande. Sie entfernten indeß das Volk, ohne Gewalt zu brauchen, und einer aus ihrer Mitte rief dem Erzbischoff zu: Monseigneur! seyn Sie nun auch großmüthig!

Aber er war es nicht, sie sollten ihm noch ein beschämendes Beyspiel geben. Er ließ ihnen den Tag darauf eine Belohnung an Geld für den Dienst anbiethen, den sie ihm geleistet hatten, aber sie schlugen sie aus, so fein auch die Art war, womit man sie ihnen anboth. Dieser Edelmuth war überraschend für die, welche ihrer gewiß zu seyn glaubten. Man wagte noch einen Angriff auf denselben: ihr Oberster hatte Verfügungen getroffen, daß ihre Löhnung, um ungefähr zwey Sous täglich, vermehrt werden sollte. Sie nahmen aber solches nicht an, verwarfen es einmüthig, und erklärten, daß sie keinen Liard für eine That nehmen würden, die, so gewagt sie auch gewesen, reichliche Belohnung in ihrem Patriotismus gefunden hätte. Dies feine Gefühl, vermöge dessen sie das Geld verachteten, drang sie einige Tage nachher, selbst ihres Lebens nicht zu schonen.

Die Hoffnung der Nation ruhete mit Recht auf Leuten, wie diese: auch war der Enthusiasmus für sie allgemein. Wo einige von ihnen erschienen, war alles um sie her versammelt, man rief ihnen tausend Bravo zu, und die angesehensten Bürger von Paris umarmten sie öffentlich, und giengen Arm in Arm mit ihnen.

Die

Die Parthey des dritten Standes war durch sie um 3000 bewaffneter Männer stärker geworden. Kein einziger war unter ihnen, der einen Augenblick ungewiß gewesen wäre, auf welche Seite er treten sollte, im Fall Gewalt mit Gewalt abgetrieben werden müßte. Ihre Befehlshaber, alle auf der Seite der Aristocraten, wagten es dennoch, einige von ihnen, die mit ihren Grundsätzen zu laut geworden waren, in Verhaft zu schicken, um den übrigen ein warnendes Beyspiel zu geben, aber es war schon zu spät. Ihre Brüder, die Bürger, sprengten ihr Gefängniß, führten sie im Triumph durch die ganze Stadt, beherbergten sie, und gaben ihnen Unterhalt. Immer noch schonend gegen den König, der ihrer nicht mehr schonen zu wollen schien, schickten die Einwohner von Paris eine förmliche Gesandschaft an die Nationalversammlung, und ließen durch diese den König um Begnadigung für sie bitten. Sie erhielten solche, zugleich aber auch ihren Abschied.

Man forschte unterdeß nach allen äußern, und innern Bewegungen der Schweizergarde. Von ihrem Befehlshaber, dem Baron von Bösenwald, wußte man, daß er sich den strengsten Befehlen des Herzogs von Broglio, im Fall eines Aufstandes in Paris,

Paris, nicht widersezt, vielmehr solche geschärft hatte. Man wußte, daß er durch politische Rücksichten mit in dem Interesse der Aristocraten verschlungen, und, durch seine moralischen Grundsätze, mit ihrem Herzen verschwistert war: daß er seinem Corps das ihm vom Könige bestimmte ohngefähr eben so aushändigte, wie der Intendant von Paris, Berthier von Sauvigny, einer der ersten Kornwucherer seiner Provinz, die Gaben der Natur verabfolgen ließ.

Die Pariser konnten also auf ihn, als einen erklärten Feind, rechnen, den Staabsofficieren konnten sie nicht trauen, in Absicht der Subalternen aber, und der gemeinen Soldaten waren sie ungewiß. Zwar ließ eine Aeusserung der leztern vermuthen, daß sie partheylos bleiben, und nicht schießen würden, wenn man es ihnen beföhle, aber nicht, daß sie mit den Bürgern, und der französischen Garde gemeine Sache gegen die deutschen Truppen machen würden. Doch war schon viel dadurch gewonnen, daß sie nicht Feinde waren, wenn sie auch nicht erklärte Freunde seyn wollten.

Der Getreydemangel stieg indeß mit jedem Tage, und das Heer um Paris vermehrte sich stündlich.

Die Bewohner der entfernten Provinzen, die von Truppen, und Canonen vors erste zwar nichts zu fürchten hatten, wie die Pariser, litten dafür desto mehr durch die Kornwucherer. Fast in jeder ansehnlichen Stadt gab es deren mehrere, die mit jener großen Bande zusammenhiengen, an deren Spitze Foulon und Berthier standen, und die über den Kornvorrath des ganzen Reichs verfügten. Die Erbitterung gegen die Urheber der Noth stieg mit derselben zu gleichem Grade, und in einigen Städten fieng man schon an, die Magazine jener Wucherer zu stürmen, zu plündern, Getrayde, und Mehl zu vertheilen. Sie selbst wurden vom Volke gemißhandelt, und einige darunter entgiengen kaum einem schimpflichen Tode. Die Nachrichten von Aufruhr aus der einen Provinz, liefen mit Klagen über Hungersnoth aus einer andern, und mit Beschwerden über das Mißtrauen des Königs, auch daraus entstehender Anhäufung fremder Truppen aus der dritten, in die Nationalversammlung zusammen.

Diese sezte alle übrige Geschäfte beyseits, um nur wider die gegenwärtige Noth des Volks Maaßregeln zu nehmen. Sie ernannte einen Ausschuß, der nach den Ursachen des Getraydemangels forschen, und

Mittel

Mittel vorschlagen sollte, ihm aufs schleunigste abzuhelfen. Duponts, der Präsident dieses Ausschusses, stattete Bericht hierüber ab, und sprach mit einem Nachdrucke, der ihm alle Herzen gewann. „Wir haben, sagt' er, die Ursache dieses Mangels in Parlamentscabalen gefunden, die durch ihre Befehle den Transport des Getraydes aus einer Provinz in die andere untersagt haben; im Aufkaufe desselben, den man sich zu einer Zeit erlaubt hat, wo man Mangel fürchtet; in dem Eigennutze endlich gewisser Leute, die für die Rechnung des Königs in die Magazine liefern, die aber, weil sie ein Aufgeld nach dem Verhältnisse des Preises ziehen, um welchen sie wieder verkaufen, beständig dahin arbeiten, diesen Preiß hoch zu erhalten, um ihre mörderischen Sporteln zu erhöhen.

Er laß darauf einen Brief von Necker an den Ausschuß vor, worinn dieser Nachricht gab: was der König gethan hätte, um das Elend des Volks zu erleichtern; und die lebhafteste Rührung brach bey folgender Stelle, in der Versammlung aus. „Man „hätte wohl einen Unterschied zwischen den Nahrungs„Mitteln des Wohlhabenden, und des Aermern ma„chen können; aber das Herz unseres Königs empörte „sich dagegen. Der Arme, wie der Reiche, drückte

„er sich aus, sind meine Unterthanen; mit gleichem „Rechte auf meine Fürsorge also soll der Arme eben „das Brodt essen, das der Reiche ißt. Ich erkläre „hiermit: daß ich, im Fall der Mangel so groß wür„de, daß man, um das Mehl zu verlängern, Rog„gen *) darunter mischen müßte, auf meinem Tische „kein anderes, als von dieser Mischung gebacknes „Brodt sehen will." Die Quantität des Getraydes, welches der König, seit der Theurung, unter das Volk hatte vertheilen lassen, belief sich, nach eben diesem Briefe, auf 1,500,000 Centner.

Die Nationalversammlung vereinigte sich mit allen Zuschauern auf den Gallerien derselben, zu einem enthusiastischen Beyfallsrufen; aber bey dem allen bemerkte man doch: der Finanzminister sey, so gut wie der Monarch, zu Gunsten der erlauchten Kornwucherer, hintergangen worden. Bey einer Stelle, worinn Necker die Vermuthung: das Getrayde

*) Um dies zu verstehn, muß man merken, daß in Paris nur Weitzenbrodt bekannt ist. Der König hat diese in der That väterliche Aeusserung nach der Zeit würklich gemacht, indem er, da der Mangel in Versailles mit jedem Tage stieg, verbot: Backwerk, von welcher Art es sey, auf seine Tafel zu bringen.

trayde sey aufgekauft worden, als unwahrscheinlich verwirft, weil kein Wucherer sein Getrayde zu Anfang einer neuen Erndte aufschütte, stand ein Mitglied der Nationalversammlung auf, und rief mit einer Hitze, daß jedermann für ihn zitterte: „Es sind „Betrüger um unsern guten König, um seinen wohlthätigen Minister. Ich erstaune, daß man über „den Punkt des Getraydewuchers so leicht hinwegschlüpft. Noch diesen Morgen habe ich den Intendanten von Paris, und andre, als dieses Verbre„chens schuldig, bey dem Ausschusse angegeben.“ Dieser Mann hieß Bouchee; Mirabeau, und zwey andre waren auf seiner Seite; allein Schritte dieser Art schienen noch zu früh, und zu gefährlich.

Man beschloß, dem Könige, für seine Fürsorge, eine Dankaddresse zu überreichen, ihn zu bitten, den Provinzen wissen zu lassen, daß die Regierung für die Nothleidenden sorgen, daß die Nationalversammlung die darzu verwandten Summen in den königlichen Schatz zurückschaffen würde, daß die Ausfuhr des Getraydes bis zum October untersagt, und endlich, daß der Transport von einer Provinz in die andre, frey seyn solle. Mirabeau versicherte zugleich: er wisse unfehlbare Mittel, eine ansehnliche Quanti-

tät Getraide aus Amerika zu erhalten, und verlangte nur 24 Stunden Zeit, seinen Vorschlag durchzudenken, um ihn der Versammlung mitzutheilen.

So wie das Geschrey um Brodt bis zur Nationalversammlung vorgedrungen war, so drangen auch die Besorgnisse des Volks, einer gewaltthätigen Bestimmung der angehäuften Truppen, vor. Man bat den König, sich auch von dieser Seite als Vater, und unbesorgter Freund seines Volks zu zeigen, und solche zurück zu ziehen. „So lang' ihr Vertrauen zu mir habt, war seine Antwort, wird alles gut gehen." Indeß kamen täglich neue Truppen an, und Paris, wie Versailles, gaben den Anblick belagerter Städte.

Man brachte eine Addresse an den König in Vorschlag, worinn er nochmals gebeten ward, die Truppen, besonders die fremden, zurück zu ziehen. Mirabeau entwarf solche, legte sie einer Committee vor, von welcher sie, mit kleinen Abänderungen, für gut erklärt, der Versammlung vorgelesen, und von dieser, mit Ausnahme einiger Glieder, die sich an den freymüthigen Ton noch nicht gewöhnt, oder denselben zu fürchten hatten, gebilligt ward. Der Innhalt, und die Form derselben trugen den neuen

muth=

muthvollen, Freyheit athmenden, Charakter der Nation schon sichtbar an sich.

Ohne auf die Einwendungen einiger Mitglieder zu achten, welche mit ihren Critiken über einzele Worte dieser Addresse nur Zeit gewinnen zu wollen schienen, ward eine Deputation ernannt, welche sie so, wie sie war, an den König gelangen lassen sollte. Der Graf von Clermont-Tonnerre war an der Spitze derselben, und las sie dem Monarchen vor; er antwortete aber nicht persönlich darauf, sondern der Großsiegelbewahrer übergab dem Grafen, in seinem Namen, einen schriftlichen Bescheid, der jeden Aufmerksamen helle Blicke auf die Entwürfe der Verbündeten thun ließ.

Der König erklärte darinn: daß er, um die Ordnung, und öffentliche Sicherheit in der Hauptstadt, so wie in der umliegenden Gegend zu erhalten, und herzustellen, die Truppen um Paris zusammen gezogen habe. Dies sey eine seiner Hauptpflichten, über die öffentliche Sicherheit zu wachen; wenn indeß die Gegenwart seiner Truppen immer noch Verdacht erregen sollte, so könnte er sich entschließen, falls es die Versammlung genehmigte, die Generalstände nach

Noyon, oder Soissons zu verlegen, und er selbst würde sich nach Compiegne begeben, um die Beziehung, in welcher er mit der Versammlung nothwendig stehe, zu unterhalten.

Diese Antwort, die so lau, unbestimmt, und in mancher Rücksicht verdächtig war, versezte die Nationalversammlung in eine Stimmung, die von allen Seiten in Schmerz, und Unwillen ausbrach. Man berathschlagte: ob man das Anerbieten des Königs, nach Soissons verlegt zu werden, annehmen? oder in Versailles bleiben, und den König nochmals bitten sollte, die Truppen zu entfernen? Man kam indeß zu keinem gültigen Beschlusse darüber; Mirabeau, nach ihm La Fayette, und zulezt der Graf Lally-Lollendal sprachen für den leztern Vorschlag mit einer Beredsamkeit, und Gewalt, die das Freyheitsgefühl in allen Gemüthern weckte, oder erhöhete, und Thränen, so wie allgemeines Beyfallsgeschrey, zur Folge hatte.

Dies gieng in den Sitzungen vom 9ten bis zum 11ten Julius 1789 vor, und zu Paris war alles in einer lauten Freude hierüber. Die wiederholte Versicherung des Königs: daß die zusammengezogenen

Trup-

Truppen keine gewaltthätige Bestimmung hätten, beruhigte die Einwohner von Paris fast gänzlich, weil ihr Vertrauen zu dem Monarchen sie abhielt, das unbestimmte, und geschrobne darinn zu bemerken. Wo sich Bürger begegneten, umarmten, und erzählten sie sich diese Vorgänge der Versammlung, und bis in die Nacht des eilften Julius blieb das allgemeine Entzücken in den Straßen laut, so daß selbst die, welche, mit größerer Besorgniß als andre, die mit Truppen besezten Thore, und den mit ehrsüchtigen Räthen verrannten Thron angesehn hatten, diese Nacht ruhig schlafen zu können meinten.

Und doch war es gerad in dieser Nacht, wo die Parthey der Aristocraten noch einmal fürchterlich triumphirte. Je höher der Eyfer, und die Ansprüche der Nationalversammlung stiegen, desto enger, und geflissentlicher hatte sie sich um den König zusammengezogen. Das Geschrey von Freyheit, das von allen Seiten aufstieg, und das sie für Empörung ausgab, machte ihn unruhig, und man unterließ nicht, seine Aengstlichkeit durch Erinnerungen an zwey seiner ermordeten Vorfahren zu vergrößern. Man las ihm Berichte über die lezten Sitzungen der Nationalversammlung vor, legte besonders aber auf den Ton

Mirabeau's, und auf die Aeusserungen des la Fayette, über Freyheit und Souverainität, ein besonderes Gewicht. Man ließ ihn ahnden: die Versammlung müsse sich wohl auf mächtige Stützen, in seiner Nähe, verlassen, und legte es ihm so nahe, daß er den Herzog von Orleans, und Necker, als diese Stützen erkennen mußte. Kurz, man spiegelte ihm vor; seine Leutseligkeit sey auf dem Punct, mit dem schwärzesten Undanke belohnt zu werden, und brachte so seine Gefühle als Mensch, und als König, ins Gedränge. In dieser Crise kommt ein Bruder, der sein Vertrauen hat, und beschwört ihn, einen entschlossenen Schritt zu thun; dann eine Gemahlinn, die seine Liebe besitzt, und ihn fleht: sich selbst ihr, ihren Kindern, so wie den edelsten seiner Unterthanen, die, wie er, unter dem Uebermuthe des Volks litten, durch rasche Maaßregeln zu erhalten. Beyde deuten auf den Minister, den Liebling der Nation, den er von sich entfernen soll, und auf die versammleten Truppen, die diesen Entschluß, gegen das Volk, unterstützen würden.

So von allen Seiten geschreckt, überredet, erweicht, und hingerissen, that er den Schritt, welcher der aristocratischen Parthey einen schrecklichen,

aber kurzen, Triumph verschaffte, der sich mit ihrem Sturze endigte, den Monarchen aber seinem Volke wieder gab. Die Häupter der Hofparthey waren Breteuil, Broglio, Barentin, die Prinzen Conde, Conti, und Lambesk, Villedeuil, Vaugyion; ihr linker Arm war der Graf Artois, und die Familie Polignac, und ihr rechter, durch diese entweder angezogen, oder beredet, oder aufgebracht, die Königinn.

Necker erhielt Befehl, sich binnen 24 Stunden aus dem Lande zu entfernen, und behielt nur so viel Zeit, daß er an seine Tochter, die Baronesse von Stael, die zwey Worte schreiben konnte; Ich muß fort, sey ruhig, ich schreibe dir unterwegs! Um nicht das Volk aufzuregen, sezte er sich mit seiner Frau, nach dem Essen, (er bekam den Befehl bey Tische) in den Wagen, unter dem Vorwande spazieren zu fahren. Selbst sein Kutscher wußte nur, daß er nach Saint-Ouen, seinem Landsitze, wolle; als sie aber einige Stunden von Versailles entfernt waren, sagte er seiner Frau: er sey verabschiedet, und Landes verwiesen, nahm ohne Geräusch Postpferde, und eilte nach der Schweitz.

So mußte der Wohlthäter der Nation, einem Verbrecher gleich, die Flucht nehmen! Zwey andre Minister, de la Lüzerne, und Montmorin, wollten seine Ungnade theilen, und der leztere verlangte vom Könige seine Entlassung mit den Worten: Sire! da Ihr Freund, und der Freund der Nation nicht mehr im Ministerio ist, kann kein redlicher Mann darinn bleiben! Die Häupter der Cabale, und Foulon, den man zu Neckers Nachfolger bestimmte, sahen sich nun, mit Triumph, die nächsten um den König. Broglio, als Kriegsminister, machte Vorkehrungen bey den Truppen, die seine Anhänger unter den Befehlshabern bereits eingeleitet hatten; der Prinz Lambesc, und Bösenwald konnten zu jeder Stunde in Paris rücken; Flesselles, das Haupt der Bürgerschaft, war bereit, sie zu verrathen, und Launay, der Gouverneur der Bastille, sie zu beschießen.

Am Morgen des 12ten Julius bis 9 Uhr sah man nichts als heitere Gesichter in Paris; viele hörten erst jezt, was den Tag vorher für die Nation gethan, oder gesprochen worden war, und alles strömte nach dem Palais Royal, um seine Freude darüber dort in größerer Gesellschaft ausbrechen zu lassen. Hier fand man einige Canoniere, die zu einem der

Schwei-

Schweitzerregimenter gehörten, dasselbe aber mit der Erklärung verlassen hatten: sie würden auf keinen Fall ihre Canonen auf die Bürger von Paris richten, und sich lieber von den deutschen Dragonern niederhauen lassen. Anfangs hatte niemand sich diesem dreusten Schritte widersezt; aber bald sagten einige, die sich später entfernt hatten: der Prinz Lambesc habe Befehl gegeben, sie, wo man sie fände, nieder zu hauen. Dies erweckte den versammelten Bürgern Freude, und Unwillen zugleich, sie äußerten beydes laut, und ihr Freudengeschrey war zugleich Anfeuerung zur Rache gegen den Prinzen Lambesc, und seine Truppen.

Unterdeß dies an einem Ende vorgieng, bildeten sich am andern kleine Gesellschaften von vier bis zehn Männern, die sich Dinge zuflüsterten, welche bey ihnen die allerhöchste Aufmerksamkeit zu erregen schienen. So verliefen einige Stunden, und allmählig ward ein fürchterliches Gerücht immer lauter; die kleinen Haufen wurden zusehends größer, aber immer noch weigerte man sich, diesem Gerüchte zu glauben, hielt es für falschen Lärm, von den Feinden der Bürgerschaft ausgestreut, um nur sie zu erschrecken. Allein je mehr sich die Aussagen häuften, desto höher

stieg

stieg die Besorgniß, es möchte wahr seyn, desto näher rückte das Schrecken, daß es würklich wahr sey.

In dieser Stimmung war die versammlete Menge, als Nachmittags um 4 Uhr ein Mann mit funkelnden Augen, und Gluth im Gesichte, sich unter sie stürzte, auf einen Tisch sprang, und mit heftig angestrengter Stimme ausrief: Verrath! schändlicher Verrath! der Freund der Nation verbannet! der Freund des Königs, und unser Vater, von einer abscheulichen Cabale unterdrückt! Zu den Waffen! sonst sind wir alle verlohren. Der Name dieses edlen Mannes war Desmoulins, er war ein Parlementsadvocat, und ein Freund des Grafen Mirabeau, hat sich auch als der Verfasser einer heftigen Schrift: das frey gewordne Frankreich, in der Folge berühmt gemacht.

Alle, die um ihn her standen, schienen eine Weile vor Schrecken erstarrt; aber er fuhr fort mit gleichem Feuer zu schreyen, und Thränen der Verzweiflung liefen ihm über die Backen. Endlich zog man ihn vom Tisch herunter, und jeder strebte zu ihm vorzudringen, ihn zu umarmen. Alles war plötzlich von seinem Feuer beseelt, schrie, und lief zu

den Waffen. Er war der erste, der die grüne Cocarde an den Hut steckte, und so lang er Athem hatte, schrie er, ohne nachzulassen: Tod, oder Freyheit!

Ruhige, kaltblütigere Bürger riethen: alles, was Flinte und Degen tragen könnte, sollte sich in den verschiednen Districten der Bürgerschaft versammeln, und berathschlagen, was in dieser Noth zu thun sey. Man dürfe jezt nicht mehr zweifeln, daß die deutschen Truppen auf dem Puncte stünden, Paris zu überschwemmen, um, was sich ihnen widersezte, nieder zu machen. Jezt sey mithin kein anderes Mittel, als Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und Bürger, von Verzweiflung beseelt, könnten wohl Leuten stehen, die bezahlt würden, um Muth zu haben.

Indeß war ein andrer Redner auf einen Tisch gesprungen, und rief; Meine Freunde, der heutige Tag ist ein Tag allgemeiner Trauer! Wir haben unsern Beschützer verlohren, dessen Herz, und Thätigkeit uns bis jezt vor gänzlicher Unterdrückung bürgten. Wie ein Vater sorgte er für uns, laßt uns ihn als unsern Vater betrauren. Man schloß die Theater,

ter, als der Dauphin starb: — Necker ist wohl so viel werth, als ein Sohn der Königin! Ein wildes Beyfallsgeschrey erhob sich, und im Augenblick vertheilten sich verschiedne Haufen, um den Schauspielern die Bühne zu versagen. Wehmuth, und Wuth ergriffen hierauf wechselsweise alle Anwesenden in den Schauspielhäusern; die Männer liefen aus dem Parterre zu ihren Districten, die Weiber nach Hause, um Cocarden zu machen, die sie noch den nehmlichen Abend, mit vollen Händen, aus den Fenstern, unter die Vorübergehenden auswarfen. Die Oper ward, so wie das italiänische Theater geschlossen, und da in diesem Sammelplatze der reichern, feineren Welt, einige unter den Zuschauern ihre Parthey, zu der sie gehörten, dadurch, daß sie diesen Einfall als lächerlich behandeln wollten, verriethen, entgiengen sie nur mit Mühe lebensgefährlichen Mißhandlungen.

Unterdeß waren durch andre Haufen von Bürgern den Schauspielern der Boulevards ihre Vorstellungen auf diesen Tag auch untersagt worden. Zwischen ihren Theatern hat ein deutscher Künstler, in Wachs, der Curtius heißt, einen Saal, worinn er die königliche Familie, nebst andern merkwürdigen Personen, zum sprechen ähnlich, für Geld zeigt.

Darum-

Darunter befanden sich, wie man wußte, auch die Büsten des Herzogs von Orleans, und Neckers. Einige Bürger traten in diesen Saal, und baten den Künstler, ihnen jene beyde Büsten verabfolgen zu lassen, um in ihnen der Nation ihre beyden verlohrnen Beschützer zu zeigen, (denn man glaubte, der Herzog von Orleans sey auch verwiesen) und sie dadurch anzufeuern, das nun für sich selbst zu thun, was jene nicht mehr für sie thun konnten. Curtius gab die beyden Büsten ohne Anstand her, und zwey Bürger trugen sie, begleitet von Tausenden, die Boulevards hinauf. Die zahllose Menge, welche die beyden Büsten umwimmelte, schrie allen, die ihr begegneten, ungestüm zu: den Hut herunter! um jedermann zu der Huldigung einzuladen, die beyde Männer verdienten. So gieng der Zug die Straße St. Martin herunter, hier zwang man ein Detaschement der Polizeywache von Paris, die Büsten zu begleiten, um Ordnung unter der Menge zu erhalten. Das Gedränge im Palais Royal hatte unterdeß immer neuen Zuwachs erhalten, und auf jeder Bank, auf jedem Tische standen dort Redner, welche der Anblick der beyden Büsten mit neuer Wuth und Begeistrung entflammte. Das allgemeine Geschrey war noch immer: Zu den Waffen, zu den Waffen! und schon

zeigten sich einzele Haufen von 5 bis 20 mit rostigen Flinten, großen Messern, Säbeln, und Stangen. Sie eilten nach den Champs Elisees, wohin, wie es hieß, deutsche Husaren, und Schweitzer mit ihrem Geschütze schon vorgerückt wären.

Der Prinz Lambesc hatte, als er von den Bewegungen des Volks Nachricht bekam, Husaren, und Dragoner in die Stadt geschickt, um es durch Furcht oder Gewalt zu zerstreuen. Ein Haufe vom Regiment Royal-Allemand stieß, auf dem Platz Vendome, auf die Menge, welche die beyden Büsten begleitete, und versuchte, sie auseinander zu sprengen. Man empfieng die Dragoner mit Schimpfworten, und Steinen; sie gaben Feuer auf das Volk, die Büste Neckers wurde zerbrochen, und die des Herzogs von Orleans entgieng nur so eben einem Säbelstreiche, den ein Dragoner, aber zu kurz, auf sie führte. Unterdeß erschien der Prinz Lambesc in eigener Person in den Thuillerien, nachdem er die Menge, die in den Champs Elisees, und auf dem Platze Ludwigs XV. versammelt war, hatte auseinander jagen lassen. Er ritt mit bloßem Degen, von 10 oder 12 Soldaten begleitet, im Garten umher, und verjagte die dort befindlichen wehrlosen Spatziergänger. Er miß-

han-

handelte in eigener Person einen alten Bürger, der sich nicht schnell genug entfernte, und in seinem Eifer von besoldeten Tirannendienern sprach. Ein Haufe von jungen Leuten wollte ihm zu Hülfe kommen, aber die Soldaten gaben Feuer, und trieben sie zurück.

Als die französische Garde Nachricht von diesen Auftritten bekam, sprengte sie haufenweise ihre Casernen, um den Bürgern zu Hülfe zu eilen. Sie zwangen ihre Officiere, ihnen Munition verabfolgen zu lassen, und droheten, wenn sie sich ihrem Abzuge widersezten, sich durchzuhauen. Der Dûc de Chatelet, ihr Oberster, verweigerte ihnen die Canonen des Regiments, worauf das Volk, das sich unter sie gemischt hatte, schrie: man sollte ihn niederhauen! Nein, meine Freunde, sagte einer unter ihnen, der Dûc giebt uns die Canonen gewiß, er verdient eure Achtung. Wie ist dein Name, Grenadier, rief der Dûc? Ich heiße, und denke, wie meine Cameraden, erwiederte jener. Gegen 9 Uhr des Abends sahe man schon auf allen Straßen einzele Trupps aus ihrer Mitte, die unter Trommelschlag die Husaren, und Dragoner aufsuchten. Einige derselben schlugen sich zusammen, und eilten nach den Boulevards, wo

deutsche Patrouillen auf und ab sprengten. Hier stießen sie auf ein ganzes Corps vom Regiment Royal-Allemand, griffen es an, und verjagten es nach einem lebhaften Feuer. Es ließ einige Todte, und Verwundete zurück, denen man die Waffen abnahm, um sie als Siegszeichen triumphirend vorauszutragen. Von allen Seiten stießen neue Trupps ihrer Kameraden zu ihnen, und sie glaubten sich nun stark genug, die deutschen Truppen in ihrem Lager anzugreifen. Sie rannten dahin, ohne Reihe, und Glieder zu halten, und kündigten sich ihnen als Soldaten des Vaterlandes an. Die Regimenter Royal-Allemand, und Chateau-Vieux wollten indeß weder auf sie schießen, noch ziehen, wie denn überall der größte Theil der deutschen Truppen ungern seinen Anführern gehorchte. Der Prinz Lambesc hatte noch die Kühnheit, mit dem Strange zu drohen. Aber es fehlte wenig, so hätte ihm dies das Leben gekostet. Er sprengte noch denselben Abend nach Versailles, die deutschen Truppen aber zogen sich zurück, und ließen Bagage, und Munition auf dem Lagerplatze. Die Schweitzer blieben auf ihrem Standpunkt, und erklärten sich weder für, noch wider das Volk.

Während die französische Garde nach und nach die Barrieren besezte, und die Bürger an den Sam-

mel-

melplätzen ihrer verschiedenen Districte berathschlagten, hatten sich einzele zahlreiche Haufen, von Gesindel aller Art zusammen gefunden, Taglöhner, Savoyarden, Schuhputzer, Wasserträger, Buben von 10 bis 15 Jahren, und selbst Weiber waren unter ihnen. Diese fiengen an, nach ihrer Weise, den Krieg einzuleiten, die meisten in bloßem Kopf, in langen zerrissenen Matrosenhosen, ohne Strümpfe, ohne Schuh, ohne Hemde zum Theil, und mit Beilen, ungeheuren Messern, Bratspiesen, Flinten ohne Hahn, Säbeln, und Degen, großen Schmiedehämmern, Knütteln, Sicheln auf Stangen, oder Pflastersteinen bewaffnet. Laternen, und Fackeln erleuchteten diese schwarze Gruppe, die in gleichem Grade fürchterlich, und lächerlich war. Ihr Geschrey war schrecklich; es lebe der dritte Stand! schrie der eine Theil, während der andre brüllte: wer nicht Edelmann ist, komme mit uns! Gebt uns Waffen! Halloh! Halloh! zu den Hotels unserer Feinde! Brennen sollen sie, ehe es Tag wird.

So besezten sie die Ausgänge der Straßen, und zwangen jeden, der ihnen aufstieß, mit ihnen zu gehen. Besonders lag ihnen daran, einen Anführer zu haben, denn sie schienen einzusehen, daß sie, troz

ihrer Menge, keiner Patrouille Stand halten würden, weil niemand da war, der sie zusammen halten konnte. Da sie indessen keinen Feind vorfanden, so vertheilten sie sich, und zogen lärmend zu den Barrieren, die sie in Brand steckten, oder zu den Klöstern, wo sie Lebensmittel vermutheten, oder zu den Zucht- und Arbeitshäusern, worinn sie Bekannte, und Verwandte hatten, um diese zu erlösen. Unter andern wurde das Kloster der Lazaristen gesprengt, und ausgeräumt, und zu seinem Brodte trank das Volk den Wein des Klosters, so wie zu ihrem Schinken, und Backwerke, in ihren Speisegewölben, in den Kellern, im Refectorio, und selbst in der Kirche. Einige Wagen, mit Korn, und Mehl beladen, führte man von ihrem Boden in die Getraydehalle.

Diese rasenden Haufen wurden den Bürgern selbst fürchterlich, und einige derselben mischten sich unter sie, um sie von ähnlichen gewaltthätigen Schritten abzuhalten, sonderlich davon, daß sie nicht die Hotels derer ansteckten, oder plünderten, die als Feinde des dritten Standes bekannt waren. Diese Nacht war für Paris eine Nacht des Schreckens. Kanonen- und Flintenschüsse von allen Seiten, Nachrichten von Brand, und Plünderung, das Volk im

Hand-

Handgemenge mit den deutschen Truppen, bewaffneter, und schreyender Pöbel, auf allen Straßen, wozu eine Koppel losgelassener Diebe, und Landstreicher stieß, verscheuchte Policey, gesprengte Gewölbe, Trommeln, und Sturmglocken; zu dem allen aber ein schwarzer, stürmischer Himmel, der sich nur hie und da, wo Flammen durch den Rauch aufschlugen, lichter, und fürchterlicher zeigte: dies alles vereinigte sich zu einem schrecklichen Ganzen, welches die Fantasey noch mit Bildern der zu erwartenden Uebel erfüllte.

Man sah indeß schon am andern Morgen die Folgen von den Berathschlagungen der Distrikte; denn man war dahin überein gekommen, daß eine eiligst zusammengezogene Bürgermiliz den Pöbel entwaffnen, und auseinander jagen sollte. Wer unter den Bürgern Waffen hatte, versah sich damit, und zwang einzele Partheyen vom Pöbel, die ihrigen rechtlichern Leuten zu überlassen. Man ward jezt die Vertheilung der Stadt in 60 Districte als eine sehr heilsame Veranstaltung gewahr; denn jeder Distrikt sezte jezt aus seinem Mittel zwey Electeurs an, die sich, 120 an der Zahl, vereinigten, und wiederum aus ihrer Mitte 20 wählten, welche die Committée des Electeurs bildeten.

Diese Committee war seit dem vorigen Tage, wo die Unruhen zuerst laut ausbrachen, auf dem Hotel de Ville versammlet gewesen, und hatte sich mit den einzeln Districten in Correspondenz gesezt. Ihr Verfahren war rasch, einfach, entschlossen, und, troz aller Einwenduugen, welche der Präsident derselben, Flesselles, ihr entgegen sezte, drang dennoch die Stimme der Noth, und der Vernunft, für die Errichtung einer Bürgermiliz, durch. Diese verjagte den unruhigen Pöbel nach und nach aus dem Innern der Stadt, und man fand nur noch einzele kleine Haufen desselben in den Vorstädten, die sich aber bloß damit beschäfftigten, daß sie Flinten ohne Kugeln in die Luft schossen.

So war Paris zwar von innen vor der Hand beruhigt; aber die Gefahr von aussen war immer noch nicht entfernt. Auf dem Marsfelde, zu Saint=Denis, Seves, und Meudon, so wie um Versailles her, lagen noch eine beträchtliche Anzahl von Regimentern, mit einer fürchterlichen Artillerie, herum, die nur auf den lezten Wink der aristocratischen Parthey warteten, um Paris einzuschließen, und es, wo nicht durch Blut, und Tod, doch durch Hunger zu zwingen, in die vorige Sclaverey sich wieder zurück

zu begeben. Niemand konnte in Abrede seyn, daß diese Macht, gegen die Bewohner von Paris in Bewegung gesezt, die Absichten der Hofparthey ohne Mühe durchtreiben würde.

Indeß war zu Versailles alles noch ziemlich ruhig geblieben, und wenn sich auch hie und da Haufen von Volk gesammlet hatten, waren sie doch bald von den kreuzenden Patrouillen ohne Widerstand auseinander gedrängt worden: die Versammlung der Notablen hatte an diesem Tage (es war ein Sonntag) keine statt gefunden, ob sich gleich einige Mitglieder, bey der Nachricht von Neckers Fortsendung, im Saale gezeigt hatten. Desto zahlreicher aber war alles den Tag darauf im Saale versammelt, und der Schmerz der Nation, über Neckers Verlust, brach sogleich sehr lebhaft aus. Mehrere Redner standen auf, und erklärten sich mit Rührung über ihn, zugleich aber auch mit Nachdruck, und Freymüthigkeit gegen seine Feinde. Mounier, Lally=Tolendal, Target, Clermont=Tonnere, Chapelier, Barnave sprachen nach einander mit gleicher Kraft, theilten die herzliche Betrübniß, von der sie durchdrungen waren, der ganzen Versammlung mit, und sezten selbst die in eine unbehagliche Stimmung, die nicht gutgesinnt

gegen Neckern waren. Lally=Tolendal schlug vor: die Versammlung sollte Neckern, und den andern Ministern, die sein Schicksal hätten theilen wollen, feyerlichen Dank sagen. Der Graf Virieu unterstützte diesen Vorschlag, und stellte es als höchst nöthig vor, daß die neuen Minister, welche die Nation verachte, fortgeschickt, die ältern dagegen zurück berufen würden. „Man muß eine Committee niedersetzen, rief einer, da jener Vorschlag gebilligt worden war, welche die schändlichen Räthe in Untersuchung nimmt, man muß die Verbrechen der Minister ans Licht bringen."

Als noch von vielen andern in diesen Ton eingestimmt ward, ließ sich der Graf von Clermont=Loisel endlich als ein Schutzredner der neuen Minister hören; ein mißbilligendes Geräusch unterbrach ihn indeß bald, und da er solches mit einer Hitze überschreyen wollte, die nah an Wuth gränzte, donnerte ihm Chapelier, der schon oft gegen die Herrschsucht der Aristocraten gesprochen hatte, mächtig entgegen. Er verlangte, daß man durch eine neue Addresse von dem Monarchen fordre, daß er die Truppen zurückziehe, die neuen Minister entferne, die alten aber zurückrufe, und sprach dem Könige das Recht aus-

drücklich ab, einen nützlichen, der Nation wesentlichen, Minister, fortzuschicken. Da sein Vorschlag allgemein genehmigt ward, so beschloß man, der Präsident der Nationalversammlung solle sich nach dem Schlosse verfügen, und aus seinem Herzen zu dem Herzen des Königs sprechen.

Die Antwort, welche er vom Könige zurückbrachte, empörte alle Gemüther; denn er erklärte, daß er durchaus keine Aenderung, in Absicht der Maaßregeln treffen würde, die er, den Unordnungen in Paris zu begegnen, getroffen habe, und daß es ihm allein zukomme, zu beurtheilen, ob sie nöthig wären, oder nicht. Auch verwarf er das Anerbieten der Versammlung, sich nach Paris zu begeben, um bey diesen Umständen ihn unterstützen zu können, als unnütz, und befahl ihnen, zu Versailles zu bleiben, um ihre wichtigen Arbeiten da fortzusetzen, deren Beschleunigung er ihnen empföhle.

Die Folge hiervon war ein Beschluß, der durch den Druck bekannt gemacht werden solle: worinn die Versammlung, als Wortführerinn der Nation, nochmals erklärte, daß sie nicht aufhören werde, auf die Entfernung der Truppen zu dringen, die Entfernung

Ne=

Neckers, und der übrigen Minister hingegen zu bedauern. Keine Mittelspersonen dürften sich billiger Weise zwischen den König, und die Nation eindrängen; daher die neuen Minister, und Rathgeber des Königs, von welchem Range sie auch seyn möchten, persönlich wegen des Unglücks, das über die Nation gekommen ist, oder noch kommen könnte, Rechenschaft geben sollten. Endlich, da die Staatsschulden unter dem Schutz der Ehre, und der Gewissenhaftigkeit der Nation stünden, auch diese sich nicht weigere, die Zinsen davon abzutragen, so solle keiner das schändliche Wort National-Banquerout auszusprechen, das Recht haben, noch irgend eine Gewalt befugt seyn, der Treue, und dem Glauben der Nation zu nah zu treten.

Dieser Beschluß, der ein ewiges Denkmaal des Muths einer auserlesenen Menge patriotischer Männer bleiben wird, sollte noch an eben dem Abend dem Könige durch den Präsidenten der Versammlung ausgehändigt werden. Allein da er schon bey der Tafel war, so empfieng er ihn erst am andern Morgen, Dienstags, den 14ten, und sagte mit äußerster Kälte: Ich will den Innhalt untersuchen!

Man

Man sah aus diesem Benehmen des Königs, unter so dringenden Umständen, daß ihn die neuen Minister völlig in ihrer Gewalt hatten, und es war nicht mehr zweifelhaft, daß diese das äußerste unternehmen würden, ihre Entwürfe durchzusetzen. Binnen zwey Stunden war man zu Paris von dem unterrichtet, was in der Nationalversammlung vorgefallen war; man vergoß Thränen der Freude über das muthige Benehmen der Freunde des Volks; zugleich aber besorgte man, daß auf einen so gewaltthätigen Anfang der Regierung der neuen Minister ein eben so gewaltthätiges Ende folgen würde.

Pflicht der Selbsterhaltung rief jezt alles zu den Waffen. Man hatte einigen Vorrath hierzu bey einzeln Bürgern, und auf dem Hotel de Ville gefunden; aber er reichte kaum hin, 4000 zu bewaffnen. In dem Invalidenhause, wußte man, war eine große Menge davon vorhanden; hier strömte jezt alles hin, und binnen einer Stunde war es von tausenden umringt. Die eisernen Gitter desselben waren zugezogen, die Mündungen einiger Canonen den Bürgern entgegen gerichtet, und kaum 2000 Schritte davon war das Lager des Marsfeldes. Aber diese fürchterlichen Vorkehrungen vermochten nichts gegen den Eyfer

fer der Bürger; die Gitter wurden gesprengt, die Canonen in Besitz genommen, und auf die entgegen gesezte Seite gerichtet, ja man stellte einige so, daß die Bürger dadurch gegen Unternehmungen vom Marsfelde gedeckt wurden.

Der Gouverneur der Invaliden, der sich von jeher als ein Freund des Volks gezeigt hatte, gab selbst Anweisung, wo die Gewehre zu finden wären. Man hatte sie in die Gewölbe dieses ungeheuren Hauses vertheilt, in welche sich die Bürger zu Hunderten stürzten, denn jeder wollte der erste in den Waffen seyn. Hieraus entstand ein Gedränge, welches die, so darinn waren, in Lebensgefahr brachte, indem viele ohnmächtig niedersanken, und es den Invaliden nur mit Mühe gelang, sie ins Leben zurück zu rufen. Aber, so wie sie, einzeln an die freye Luft gebracht, wieder zu sich selbst kamen, rannten sie auch nach den Gewölben zurück, und griffen von neuem nach den Waffen, denn es war eine allgemeine Begeisterung, die sich der Bürger bemächtigt hatte. Auf ähnliche Weise nahmen sie die Waffen, und das Geschütz der Militairschule zu sich, alles unter den Augen der Truppen des Marsfeldes, die zwar ausgerückt waren, aber in Reih' und Gliedern unbeweglich standen.

So

So waren in weniger als 2 Stunden 30000 Menschen bewaffnet; aber es fehlte an Pulver, und Bley. Zwar hatte man den Tag vorher ein Schiff, mit Pulver beladen, das für die Truppen bestimmt war, angehalten, und für die Bürger in Besitz genommen, aber es reichte bey der großen Menge nicht zu. Man wußte, daß sonst noch Munition in der Stadt vorhanden war, aber Flesselles, Prevot des Marchands, gab sehr unbestimmte Auskunft darüber, und schickte die ungeduldigen Bürger bald hier, bald dort hin, blos um sie hin zu halten. Er war, wie es nachher, zu seinem Unglück, bekannt wurde, mit der Hofparthey, und besonders mit dem Marquis von Launay, Gouverneur der Bastille, gegen die Bürger verstanden, und suchte nur Zeit zu gewinnen, um die lezten entscheidenden Maaßregeln jener zu begünstigen.

Die Stellvertreter der Bürgerschaft beschlossen, den Gouverneur der Bastille aufzufordern, daß er diese Festung der Bürgermiliz überlassen möchte, weil ausser ihr keine gewaffnete Hand in Paris Statt haben durfte. Man wollte ihm vorschlagen, daß er eine Anzahl Männer von der Bürgermiliz hineinnehmen, diese gemeinschaftlich mit der Garnison die Burg besetzen lassen, das Ganze aber den Verfügun-

gen

gen des Hotel de Ville übergeben sollte. Noch fiel es niemand ein, im Falle er dies verweigerte, sie erobern zu wollen. Ehe indeß die Gesandschaft zu diesem Behuf nach der Bastille kam, waren schon zwey andere, von einzelen Districten abgeschickt, da gewesen. Früh um 9 Uhr bereits hatten sich 3 Männer, an deren Spitze Belon, Officier beym Schützenkorps, sich befand, vor dem Schlaggitter der Bastille eingefunden, und der Schildwache gesagt, daß sie Deputirte der Stadt wären, die den Gouverneur sprechen wollten. Der Soldat führte sie zur Zugbrücke des ersten Aussenwerks, und ließ sie dem Gouverneur melden. Dieser erschien, von einigen Officieren begleitet, und die Brücke fiel; als er nun eine Menge Volks im Gefolge jener sahe, erklärte er, daß nur sie dreye herein könnten, und daß er 4 Unterofficiere als Geiseln für sie herausgeben wollte, die so lange beym Volke blieben, bis sie zurück kämen. So wurden sie herein gelassen, und befanden sich noch in der Wohnung des Gouverneurs, als de la Roziere, von einem der Bürgerdistricte nach der Bastille abgeschickt, erschien, der, wie die ersteren, von einer Menge Menschen begleitet war, die auf dem ersten Hofe, der Zugbrücke, dem ersten Aussenwerke gegenüber, zurückblieben.

Im Namen der Nation, und des Vaterlandes, so redete de la Roziere den Gouverneur an, habe ich Ihnen vorzustellen, daß die Kanonen, die man auf den Thürmen der Bastille aufgepflanzt sieht, ganz Paris in Unruhe setzen. Ich bitte Sie, lassen Sie dieselben entfernen; und ich hoffe, daß Sie diesem Verlangen, welches ich den Auftrag habe, Ihnen zu äussern, nicht zuwider seyn werden. Das kann ich nicht, erwiederte der Gouverneur, diese Stücke haben beständig auf den Thürmen gestanden, und nur auf ausdrücklichen Befehl des Königs kann ich sie wegschaffen lassen. Ich weiß, daß die Stadt unruhig darüber ist, und darum habe ich sie wenigstens aus den Schießscharten zurückziehen lassen. De la Roziere bat um Erlaubniß, in den inneren Hof gehen zu dürfen, und der Gouverneur gestand ihm dies, nach einigen Einwendungen, zu. Dort forderte er die Officiere und Soldaten der Besatzung auf, die Canonen umzudrehen, und sie in die Hände der Nation zu geben. Sie betheuerten ihm, daß sie nicht schießen, noch sonst ihre Waffen brauchen würden, wenn man sie nicht angriffe.

Er bat darauf den Gouverneur, ihm zu erlauben, daß er auf die Thürme steigen, und mit eige-

nen Augen sehen dürfte, um denen, die ihn geschickt hatten, desto treueren Bericht abstatten zu können. Auch dies wurde ihm zugestanden, und als er, nach einer genauen Besichtigung, mit dem Gouverneur wieder in den Hof herab kam, erklärte er im Beyseyn der Officiere und Soldaten, daß er zufrieden sey, und daß auch das Volk sich beruhigen würde, wenn man eine Bürgerwache hineinsezte, die mit der Garnison zugleich den Dienst in der Bastille verrichte. Das Volk ward indeß ungeduldig, als es seinen Deputirten nicht zurück kommen sahe, und verlangte ihn mit großem Geschrey heraus. Sogleich zeigte er sich an einem Fenster, beruhigte es, und versprach, heraus zu kommen, welches auch nach einigen Minuten wirklich geschahe.

Das Volk war mit seinem Bericht nicht zufrieden, sondern äusserte, daß den Gouverneur nichts hinderte, die Festung ohne Aufschub auszuliefern, wenn er es aufrichtig meinte. Ein Theil folgte dem de la Roziere schreyend bis zu seinem District nach, ein anderer Theil blieb vor der Bastille zurück, und ein dritter suchte, wie er konnte, sich zu bewaffnen. Jezt brachten einige tolldreiste Männer das erhitzte Volk zuerst auf den Gedanken, das zu nehmen, was

man

man ihm nicht gutwillig abtreten wollte. Sie riefen der Besatzung zu: wir wollen die Bastille haben; herunter, Soldaten! Dagegen schrien ihnen leztere von oben herab zu, sich zurück zu ziehen, und bestrebten sich, sie auf die Gefahr, die sie sonst liefen, aufmerksam zu machen.

Aber an gütliche Auskunft war nicht mehr zu denken, weil das Volk schon in Wuth war. Zwey aus dessen Mitte stiegen auf das Dach des Wachthauses, neben der ersten Zugbrücke, und sprengten mit Aexten die Ketten derselben, während sie die kleine Laufbrücke neben an herunter rissen, so daß es ihnen gelang, beyde Brücken niederzulassen. Dies machte sie unternehmender, sie stürzten in Menge zu der zweyten Brücke, um sich auch dieser zu bemächtigen, und gaben Feuer auf die Besatzung, die dies erwiederte, um zu verhindern, daß sie nicht auch die zweyte Brücke zum Fallen brächten. Jezt zogen sie sich unordentlich zurück, ein Theil unter den bedeckten Gang des hölzernen Thors, das in die Cour de l'orme führte, und ein anderer unter das Gewölbe vor dem Schlaggitter, von wo sie unausgesezt feuerten.

Während dies vor der Bastille vorgieng, hatte sich die große Deputation vom Stadthause in Bewegung gesezt. Sie kam von der Seite des Arsenals, hatte einen Trompeter, und eine Fahne an ihrer Spitze, und ward von einer zahllosen bewaffneten Menge begleitet. Als man den Gliedern derselben sagte, daß die Garnison auf die Bürger geschossen hätte, waren sie unentschlossen, ob sie näher kommen, oder zurück bleiben sollten. Die Menge, die sie begleitet hatte, rückte bis in den Hof der Gouverneurswohnung vor, und schrie der Besatzung zu, nicht zu schießen, es wären Deputirte der Stadt da, die den Gouverneur sprechen wollten. Dieser war auf einem der Thürme, und schrie jenen zu: sie sollten die Fahne mit den Deputirten näher kommen, das Volk aber sich in die Cour de passage zurückziehen lassen. Zugleich kehrten die Soldaten, die sich auf den Thürmen befanden, die Gewehre um, zum Zeichen, daß man nicht Feuer geben wollte, steckten in eben dieser Absicht eine weiße Fahne auf, und schrien den Bürgern zu: auf ihr Ehrenwort mit der Deputation heranzukommen, und nichts zu fürchten.

Aber es war bey dem entsetzlichen Lärm unmöglich, alle diese Zeichen zu deuten, und diesen wieder-

hol

holten Zuruf zu verstehen. Die Deputirten blieben ungefähr 10 Minuten auf der Cour de passage, ohne näher zu kommen. Dies brachte den Gouverneur auf den Verdacht, daß sie nicht wirklich von dem Hotel de Ville bevollmächtigt wären, welches ihm desto wahrscheinlicher seyn mußte, da Flesselles von seiner Parthey war, und wahrscheinlich eine solche Gesandschaft nicht würde haben an ihn gelangen lassen. Er äusserte gegen die Soldaten: gewiß hat sich das Volk der Fahne irgendwo bemächtigt, um uns zu überlisten. Kämen sie vom Hotel de Ville, wären sie ächte Deputirte, warum unschlüßig bleiben, und mir nicht kund geben, was man ihnen an mich aufgetragen hat? Ihr habt ja alles versprochen, was man versprechen kann.

Die Deputirten zogen sich endlich in die Cour de l'orme zurück, brachten da noch wohl eine Viertelstunde mit Berathschlagungen zu, und entfernten sich endlich ganz. Ihnen folgte nur ein kleiner Theil vom Volke, der größte Haufe blieb zurück, so daß die drey Höfe gedrängt voll blieben. Man stürzte in Haufen nach der zweyten Zugbrücke, und bestrebte sich, sie, wie die erste, herabzuwerfen. Jezt schrie man den Angreifenden von der Burg zu, nicht näher

zu kommen, weil man sonst Feuer geben würde, aber diese hörten und achteten es nicht. Beym Gouverneur und der Garnison bestätigte sich nun der Argwohn, daß jene Deputation keine ächte gewesen wäre; ersterer befahl, Feuer auf das Volk zu geben, wodurch es zerstreuet ward, und einige auf dem Platze blieben.

Dieser Schritt sezte vollends alles in unglaubliche Wuth, und durch ganz Paris lief nun das alles empörende Gerücht: der Gouverneur habe eine Deputation vom Hotel de Ville, durch umgekehrte Gewehre, und eine weiße Friedensfahne herangelockt, die Zugbrücke hinter ihnen aufheben, und sie sodann von der Festung aus niederschießen lassen. Jeder, der diese vermeinte schändliche Verrätherey erzählte, und erzählen hörte, weinte vor Grimm, und forderte alles auf, den schmähligen Tod der Deputirten zu rächen, so daß nun endlich die allerhöchste Erbitterung des Volks den Entschluß fassen machte, den kalte Ueberlegung nie fassen konnte: die Bastille, koste es, was es wolle, zu erobern.

Das Volk wollte dies mit Säbeln, und Flinten zu Stande bringen, während zwey Detaschements

der französischen Garde sich zusammenzogen, und rathschlagten, wie sie es durch einen förmlichen Angriff, mittelst Canonen, und Mörser, bewerkstelligen wollten. Das Gerücht von der Verrätherey des Gouverneurs hatte auch sie in Wuth gesezt; nur waren sie, in Absicht eines Sturms auf die Burg, vermöge dessen, was sie von der Kriegskunst wußten, muthloser, als das Volk, das sich nur von tollkühner Raserey leiten ließ. Weil es ihnen unmöglich schien, mit fünf kleinen Canonen, und einem Mörser, eine Felsenmasse, wie die Bastille, anzugreifen, ohne sich ganz vergeblicher Weise, lächerlich zu machen, so entschied ein großer Theil dahin, daß man die Besatzung aushungern, und sie zur Uebergabe zwingen müsse.

Aber dies war für ein Volk mit einem so erhizten Geiste zu langweilig. Viele stimmten auf Sturm, und ein unerwarteter Stoß machte, daß sie bald alle dieser Meinung beyfielen. Denn plözlich erschien in ihrer Mitte ein Mann, aus dem die Begeisterung, mit allen Bewegungen der Wuth, sprach: Seyd ihr Bürger, meine Freunde? rief er, ja ihr seyd es! Auf denn, zur Bastille! Dort bringt man eure Mitbürger, und eure Cameraden schändlich um! Und ihr wolltet leiden, daß unsre gemeinschaftlichen Brüder

die Opfer der niederträchtigsten Verrätherey seyn sollten? Dieser Mann hieß Hülin, und mit ihm kam eine Menge von Bürgern herzu geströmt, die ihn einmüthig zu ihrem Anführer ausriefen, während die französische Garde zwey Sergeanten, Varguier, und la Barthe, an ihre Spitze stellte.

Alles gerieth durch diese Anrede in Flammen, und die Gegengründe der Vernunft wurden von dem wüthendsten Enthusiasmus verdrängt. Ohne Aufschub sezten sie sich in Bewegung, giengen nach dem Arsenal, in dessen ersten Hof sie, von der Seite des daran stoßenden Cölestinerklosters, ohne Anstoß gelangten. Hier fanden sie eine Anzahl Invaliden, die sich zu ihnen schlugen, und so gelangten sie ohne Mühe in den zweyten Hof, sofort aber bis zu den Vorhöfen der Bastille, die von ihnen noch durch zwey Graben, und zwey Zugbrücken getrennt war.

In der Cour de l'orme pflanzten sie zwey Vierpfünder, eine größere Canone, und einen Mörser, an dem Thore aber, das zum Garten des Arsenals führte, noch zwey kleinere Stücke auf, und nun nahm die Action einen ernstlichen Anfang. Sie richteten die Stücke, wie das kleine Gewehr, auf die

Schieß-

Schießscharten der Burg, und besezten das Wachthaus der Invaliden, das sie gegen das gröbste Feuer der Belagerten deckte.

Bald rückte man, unter den Kugeln von oben herab, nach der Zugbrücke vor, die das Volk schon vorhin zu sprengen gesucht hatte. Hülin rieth: man sollte auf die Ketten der Brücke feuern, und sie niederwerfen; dies geschah, und die Brücke fiel. Noch aber sperrten spanische Reuter den Uebergang auf der andern Seite. Auch diese schaffte man mit verzweifelter Wuth bald hinweg, trug zwey Canonen hinüber, und marschirte sodann in Gliedern, zu fünf bis acht Mann hoch, über den Hof zu der lezten Zugbrücke, die in die Burg selbst führte, und eine schmahlere Laufbrükke an der Seite hatte. Die eine größere Canone richtete man auf die größere Brükke, und die kleinere auf die Laufbrükke. Die Belagerten feuerten zwar noch, aber schwächer, als vorher, und allmählig ließ ihr Feuer ganz nach; nicht zwar, wie die Belagerer sich schmeichelten, durch ihren Eifer zum schweigen gebracht, als vielmehr durch die allerhöchste Verlegenheit, in welcher sich der Gouverneur der Festung befand.

Dieser konnte theils nicht, theils durfte er nicht der Vertheidigungsmittel sich bedienen, die er in Händen hatte, und die, bey dem Bau seiner Festung, ihn unbesiegbar gemacht haben müßten. Er hatte zur gewaltthätigen Abwehr keine ausdrücklichen Befehle; eben so wenig aber war das Benehmen der deutschen, und schweizerischen Truppen, die Tags vorher die Bürger schonten, ein ermunterndes Beyspiel zu einer blutigen Vertheidigung. Hierzu kam, daß er nur noch auf einen Tag kärglichen Unterhalt für seine Besatzung hatte, und daß diese, zum größten Theil, aus Invaliden bestand, die nicht auf ihre Brüder schießen wollten, so daß er nur die Schweizer zur Vertheidigung brauchen konnte. Dabey mußte er jeden Augenblick fürchten, daß die Besatzung unter einander selbst sich niederschießen, und er das Opfer ihrer Uneinigkeit werden müßte, er mochte treten, auf welche Seite er wollte. Uebergab er die Festung, so wühlten die Bajonette der Schweizer in seinen Eingeweiden, oder entgieng er diesen, so ließ ihn vielleicht der König aufs Schaffot führen; übergab er sie nicht, so streckten die Invaliden die Waffen, oder schossen ihn nieder; erobert, oder übergeben, sah er sich mithin immer als das Opfer der verlohrnen Festung.

Diese

Diese Lage war verzweifelt genug, um auch wohl einen entschloßnern Mann, als er war, aus dem Gleichgewichte zu bringen. Seine Befehle widersprachen sich, weil sie Unschlüssigkeit zum Grunde hatten, und waren nicht strenge genug, weil strengere ihm den Tod gebracht haben würden. Aus dieser fürchterlichen Verlegenheit wollte er sich durch einen raschen Schritt reissen. Er schlug vor, daß man sich in die Luft sprengen müßte; der Befehlshaber der Schweizer erklärte: lieber das, als übergeben. Allein der Major der Besatzung, mit den übrigen Beamten der Bastille, und den Invaliden, war dagegen. „So gebt mir, schrie der Gouverneur, ich beschwör' euch auf den Knien, nur ein einziges Pulverfaß: ich sprenge mich in die Luft, und gebe mir selbst, was ich doch nicht vermeiden kann.“ Seine Bitte ward ihm nicht gewährt, die er, wie ausser sich, auf den Knien, in ihrer Mitte that. Er verlohr sich nach einigen Minuten, und wollte, mit brennender Lunte, in den Thurm: Liberté, dringen, wo das Pulver lag, ward aber von zwey Invaliden, die ihn gehütet hatten, mit aufgepflanztem Baionet zurück gewiesen. Ueberdies waren auch die Schlüssel zu diesem Thurme schon nicht mehr in seinen Händen.

Unter-

Unterdeß wirkten die Vorstellungen der übrigen Offiziere auf den der Schweizer, daß er sich nicht länger der Uebergabe widersezte, doch unter dem Beding, daß man die Besatzung, unangetastet, mit allen kriegerischen Ehrenzeichen abziehen ließe. Man steckte die weiße Fahne von neuem auf, uud ein Trommelschläger mit zwey Invaliden mußte, auf der Platteforme der Festung, den Belagerern das Zeichen zur Capitulation geben. Aber diese trauten nicht, weil die vermeinte Treulosigkeit des Gouverneurs ihnen noch frisch im Andenken war, und ihr Feuer gieng unaufhörlich fort. Auf einmal sahen sie, durch eine Oefnung der Zugbrükke, ein Papier heraustreten, worauf etwas geschrieben stand, das man aber, wegen der Ferne, nicht lesen konnte. Das Feuer der Belagerer auf die Brükke ruhete eine Weile, man warf eine Diehle über den Graben, und, obgleich der erste, der auf ihr hinüber gieng, in eben dem Augenblikke, da er nach dem Papier langte, von einer Flintenkugel getroffen, todt in den Graben stürzte, schreckte dies doch einen andern jungen Mann, Maillard, nicht ab, sich über die Diehle zu wagen, und das Papier glücklich zu erreichen. Man las es mit lauter Stimme ab, und sein Innhalt sagte: „Wir haben 20000 Pfund Pulver, und wir sprengen die

Besa-

Besatzung, sammt dem ganzen Quartier in die Luft, wenn ihr unsre Capitulation nicht annehmet.

Den Belagerern ward hierauf von innen zugerufen: man wolle die Waffen niederlegen, und sich ergeben, wenn man verspräche, die Besatzung nicht zu mißhandeln. Die Belagerer riefen zurück: Laßt die Brükke nieder! es soll euch nichts geschehen! Auf dies Versprechen gab der Gouverneur den Schlüssel zur Laufbrücke her, man öfnete die Thüre vor derselben, und ließ sie nieder. Die vordersten stürzten sogleich hinein, ließen die große Zugbrükke auch nieder, umarmten die Belagerten, zum Zeichen der friedlichen Uebernahme, und thaten alles, um das wilde Volk, das von der versprochnen Sicherheit nichts gehört hatte, im Zaum zu halten, und die Belagerten zu schützen.

Allein dies war unmöglich; es warf sich auf die Invaliden, mißhandelte sie, und war unwillig, daß es die Bastille nicht genommen, sondern bekommen hatte. Der Gouverneur war auf dem großen Hofe im Innern der Festung. Er hatte nicht einmal seine Uniform, sondern einen Frack an, war ohne Hut, ohne Ludwigskreuz, und hatte blos den Degen an der

Seite,

Seite, ein Rohr aber in der Hand. Die Schweizer, mit ihrem Officier, hatten, wie die Invaliden, ihre Gewehre gestreckt, standen unbeweglich, und ließen die Belagerer herein.

Maillard, der den Gouverneur kannte, bemächtigte sich seiner sogleich. Alles schrie: Nieder mit dem Verräther! aber Elie, und Hülin, warfen sich zwischen ihn, und das Volk, und retteten ihn noch eine Weile vor dem Tode. Der Major ward auf gleiche Weise ergriffen, und fest genommen. Die Invaliden, und Schweizer, die Schließer, und alle übrige Beamten der Bastille theilten die grausame Behandlung des Volks mit jenen.

So gieng der Zug nach dem Hotel de Ville. Der Sergeant Elie marschierte vor dem Gouverneur her, und trug auf seinem Degen, der in der Bastille war zerbrochen worden, jenes Blatt, auf dem er so drohend Capitulation angeboten hatte. Andre hielten ihn bey den Armen, und suchten ihn vor der Wuth des Volks zu schützen, das ihn von allen Seiten mit Stößen, und Schlägen angriff. Hinter ihm ward der Major auf ähnliche Art hergeführt, und gemißhandelt. Das Blut rann beyden über Gesicht,

und

und Brust herab, ihre Kleider waren zerrissen, der Kopf blos, Arme, und Hände zerschlagen. Hinter ihnen marschierten die Invaliden, und Schweitzer, die das Volk mit gleicher Wuth angriff, und zerschlug. Tausende waren um sie her, und riefen alle mit gleicher Anstrengung: Nieder mit den Verräthern! Henkt sie! Haut sie in Stücke! Einige waren unter der Menge, welche die Wuth in wahre Raserey versezte, die sich auf die Erde warfen, schäumten, und, wilden Thieren gleich, brüllten, daß sie nicht sich in dem Blute des Gouverneurs augenblicklich waschen konnten.

Mit jedem Schritte wuchs die Menge mehr an. Weiber, und Kinder mischten sich darunter, und rächten sich wenigstens durch Schimpfen an dem Gouverneur, weil sie nicht bis zu ihm durchdringen konnten, ihm thätlich ihren Haß zu zeigen. So kam der Zug bis zu dem Platze, worauf das Stadthaus steht, und der la Greve heißt, aber viel zu klein war, die Menge zu fassen. Die Eroberer der Bastille waren Willens, den Gouverneur den Repräsentanten der Bürgerschaft auszuliefern, und seine Strafe von ihnen bestimmen zu lassen; aber die Erbitterung des Volks gestattete ihnen nicht, ihn hinauf

zu führen. Es schien, als ob der Platz, wo so viel schreckliche Hinrichtungen vorgefallen sind, durch Erinnerung an sie, die Wuth des Volks vermehrte. Es schrie, und schwur, seine Führer, wie ihn selbst, zu behandeln, wenn man länger mit seiner Bestrafung zögerte. Im Augenblikke riß man beyde Gefangene nieder, und Säbel, so wie Bajonette, zerhieben, und zerstachen sie. Man sonderte ihre Köpfe von den Rümpfen, steckte sie auf Piquen, und gab jene dem Pöbel preiß, der sie bey den Füßen umher schleppte, zertrat, und zerfleischte. Zu gleicher Zeit wurden einige Invaliden aufgeknüpft.

Die Häupter der Bürgerschaft auf dem Stadthause sahen, unter tödtlichem Schrekken, diesen fürchterlichen Auftritten zu. Ihr Geschrey um Schonung der Unglücklichen ward nicht gehört. Der Prevot des Marchands, Flesselles, gieng unruhig im Saale auf und ab, sah nur mit halbem Blick zu Zeiten auf das gräßliche Schauspiel, und die allerhöchste Angst zeichnete sich auf seinem blassen Gesichte. Er äusserte zuweilen, daß er sich wunderte, wie das Volk nicht darauf fiele, die Taschen des Gouverneurs zu durchsuchen; vermuthlich ahndete es ihn, was einige Minuten nachher geschah; denn woher konnt' er wissen,

daß

daß es noch nicht geschehen wäre? Vermuthlich aber wünschte er, von denen, die der Scene zusahen, nur zu hören: daß sie schon durchsucht wären. Diese Ungewißheit, worinn sein Schicksal schwebte, war ohnstreitig grausamer, als sein kurz darauf erfolgender Tod.

Plötzlich erscholl ein neues, wildes Geschrey, ein Haufe Volks stürzte die Stufen des Stadthauses heran, bis in den Rathssaal, und ein Mann an dessen Spitze, der ein Papier in der Hand trug, schrie: Noch ein Verräther! Im Nu ergriff man den Flesselles, schleppte ihn heraus, schoß, stach, und hieb ihn, auf den Stufen des Stadthauses, selbst nieder. In zwey Minuten war er lebendig, und todt. Man hatte, in der Tasche des Gouverneurs, ein Blatt, mit folgenden Worten, gefunden:

Halten Sie sich nur noch eine Weile gut! Um zehn Uhr bekommen Sie Verstärkung.

Flesselles.

Die übrigen Invaliden waren, über ihr Schicksal, immer noch in der grausamsten Ungewißheit. Das Volk verlangte ungestüm ihr Blut, und schrie: sie wären Brudermörder. Die französische Garde erhielt sie in ihrer Mitte, und bat, daß man den alten

Männern, die fast alle mit Wunden fürs Vaterland bedeckt wären, das Leben schenken möchte. Durch jene Schlachtopfer schien endlich die Wuth des Volks gemäßigt zu seyn, und es rief nun selbst: Gnade! Gnade!

Das Detaschement Schweitzer war, auf die einmüthige Versicherung, daß sie nicht geschossen hätten, nach dem Marsfelde zu seinem Regimente zurück geschickt worden. Der Sergeant Elie hatte den Officier, der an ihrer Spitze war, bey der Hand genommen, und gesagt: Ihr Herren, geht nach dem Marsfelde, und erzählt dort, wie es die Leute mit euch gemacht haben, denen ihr an die Kehle gesollt habt!

Indeß hatte sich ein Zug mit dem Kopfe des Gouverneurs, und Majors in Bewegung gesezt. Voran wirbelten zwey Trommeln, hinter diesen trug ein Mann auf einer Stange ein Blatt, auf Pappe geklebt, worauf die Worte standen: die Bastille ist mit Sturm erobert. Hinter diesem trugen zwey andere auf zwey Piken die beyden Köpfe. Unter dem des Gouverneurs hieng ein Blatt mit den Worten: so rächt sich das Volk an seinen Tyrannen! Hinter ihnen marschierte ein Zug von der französischen Garde,

mit Bürgern untermischt, und hinter diesen strömte das Volk zu Tausenden her. Aus allen Fenstern, von allen Dächern sah man diesem Haaremporsträubenden Schauspiele mit Wohlgefallen und Schauder nach. Erst spät am Abend warf man die Köpfe in die Seine.

Während die Eroberer der Bastille mit ihren gräßlichen Tropheen die Stadt durchzogen, waren das Volk, und einige nach der Zeit angekommene Trupps von der französischen Garde beschäftigt, die Bastille theils zu besetzen, theils zu durchsuchen. Man sprengte die Gewölbe derselben ober und unterhalb der Erde auf, gieng in die Kerker hinein, und führte die Unglücklichen heraus. Man fand in allem nur 7 Gefangene; unter andern einen Greis mit langem Barte, der Tavernier hieß, und seit 40 Jahren eingekerkert gewesen war. Diesen trug man auf den Armen heraus an die freye Luft, die ihm anfangs eine Ohnmacht zuzog; als er aber wieder zu sich selbst kam, lachte, fragte, und sprach er, wie ein Kind. Die andern, welche Kräfte genug hatten, zu gehen, führte man triumphirend durch die Stadt, alles drängte sich um sie, sie zu umarmen, und ihnen Erfrischungen anzubieten. Aber sie schienen durch Ue-

berraschung und Freude stumm und gefühllos geworden zu seyn, sahen starr auf das Getümmel um sich her, und schienen mehr zu träumen, als zu leben.

Der heutige Tag, der 14te Julius, war bestimmt, einem mächtigen Reiche eine ganz neue Verfassung zu geben. Alles, was mit der aristocratischen Parthey zusammenhieng, zitterte, flüchtete verkleidet, oder suchte sich in Kellern, und unter Dächern zu verbergen. Das Geschrey des wüthenden Pöbels, der seine Gewaltthätigkeiten bis zu dem Nächsten am Könige zu treiben, und von da herunter alles, was ihm verdächtig war, seiner Wuth aufzuopfern drohte, drang bald nach Versailles, und verbreitete dort ein allgemeines Schrekken, bey dessen ersten Ausbruche man sogar bey der Königinn von Flucht unter Verkleidung sprach. Dem König selbst theilte man indeß das fürchterliche jener Nachrichten sehr gemildert, und so unwichtig, als man sie machen konnte, mit. Man sprach anfangs nur von Zusammenrottungen eines unordentlichen Pöbels, der das Stadthaus gestürmt, den Gouverneur der Bastille überrascht, und sich aus Uebermuth blutige Schritte erlaubt hätte. Man schob das Schicksal Launays und Flesselles auf ihre eigene Saumseligkeit, nicht aber auf den Muth

der

der Nation, und man schilderte jene beyden jezt als fahrlässige Diener des Königs, da ihnen doch eben ihre Ergebenheit für den König das Leben gekostet hatte. Er glaubte sonach, sie hätten ihr Schicksal verdient, und blieb gegen alles übrige, was man bis zu ihm gelangen ließ, gleichgültig, weil die 40000 Mann, die er um Paris und Versailles gelagert wußte, seinem Bedünken nach, jeden gewaltsamen Schritt des Volks, ausserhalb Paris, unmöglich machten.

Indeß waren die Einwohner der Hauptstadt in neues Schrekken gesezt worden, das um so heftiger wirkte, da jedem das Herz von den blutigen Scenen, die er angesehen hatte, noch pochte, und man eine Rache deshalb fürchten mußte, die in gewisser Rücksicht rechtmäßig schien. Hieraus allein muß man sich die unbeschreibliche Bestürzung erklären, welche das Gerücht erweckte: noch in eben dieser Nacht würde Paris von drey Seiten zugleich überfallen, und gestürmt werden. Besemvald, hieß es, würde von Montmartre, Autichamps von der Barriere von Seves, und Broglio mit dem Hauptcorps von der Vorstadt St. Honoree her, hereinrükken. Drey Raketen, zu gleicher Zeit losgelassen, sollten das Signal zum

Sturm seyn, die Stadt von Montmartre aus mit glühenden Kugeln und Bomben beschossen, und, im Fall man widerstände, alles in Flammen und Blut gesezt werden. Im Palais Royal waren diesen Abend wohl 20000 Menschen versammelt, um über die Auftritte dieses Tages zu berathschlagen. Unter diese ward jene Nachricht zuerst ausgeworfen, und sie wirkte im Augenblick mit der größten Gewalt, alles rannte und drängte auf einmal, um nach Hause zu kommen, so daß die Ausgänge nicht weit genug waren, um die Menge durchzulassen. Dieser Drang kostete einigen Weibern und Kindern fast das Leben; ihr Geschrey vereinigte sich mit den wilden Flüchen erhitzter Patrioten, mit den Sturmglokken und Trommeln, zu einem schrecklichen Ganzen. Alles, was Waffen hatte, eilte nach den Gegenden, wo, der Nachricht zufolge, der dreyfache Angriff auf die Stadt geschehen sollte. In den Quartieren, die ihnen am nächsten waren, riß man das Pflaster auf, trug Steine bis in die höchsten Stockwerke hinan, verrammelte die Straßen mit Wagen, und erleuchtete die Häuser mit Lampen und Windlichtern. Alles war gefaßt, den Feind zu empfangen, aber alles zitterte, ihn zu sehen. — So vergieng die Nacht, unter angstvoller Erwartung, und erst am Morgen

erfuhr

erfuhr man, daß jene Nachricht, wo nicht ganz ungegründet, wenigstens übertrieben gewesen sey. Zu Versailles hatte ein ähnliches Gerücht die Einwohner von Paris an ihren Feinden gerächt; denn hier erwartete man die ganze Nacht hindurch jeden Augenblick 200,000 bewaffnete Pariser, die den König und den Dauphin nach Paris abholen, die Königinn. und was um sie wäre, festnehmen, die neuen Minister, wie die Flesselles und Launay behandeln, das Schloß und den Park zerstören, die Nationalversammlung aber nach Paris in ihre Mitte versetzen würden. Das schrekkenvolle dieses Gerüchtes ward durch den Umstand vermehrt, daß keiner der nach Paris gesandten verkleideten Boten zurückkam, und spätere Nachrichten brachte. Die Bürger von Paris hielten die Barrieren besezt, und durchsuchten alles, nahmen alles fest, was ihnen verdächtig schien, und henkten alles, was mit Botschaften von oder für die aristocratische Parthey wirklich ertappt wurde.

Die Bewohner von Paris zogen aus diesem doppelten Schrekken zwiefachen großen Vortheil. Ihre Wachsamkeit ward dadurch in Athem erhalten, und ihre Feinde verlohren den Muth in dem Grade, daß sie gezwungen waren, dem Könige deutlichere Winke

über das zu geben, was in Paris vorgieng, und was, wo nicht diese Nacht, doch den folgenden Tag in Versailles vorgehen sollte. So kam es, daß man die Gesandschaften der Nationalversammlung an den König bis zu ihm gelangen ließ. Diese war seit dem 14ten Jul. Nachmittags um 6 Uhr im Saale gewesen, als plötzlich der Vicomte von Noailles unter ihnen erschien, athemlos, mit Staub bedeckt, und die allerhöchste Bestürzung auf seinem Gesichte. Er erzählte, was er bey seiner Abreise von Paris gesehen und gehört hatte, von Flesselles Hinrichtung wußte er selbst noch nichts, aber den Tod des Marquis de Launay beschrieb er mit allen seinen fürchterlichen Umständen. Eine tiefe Stille herrschte in der Versammlung, die sich eine Weile hindurch von ihrer Bestürzung nicht zu erholen vermochte; endlich faßte man sich. Das Uebel ist dringend, riefen einige, also dringende Mittel dagegen! Sogleich eine Addresse an den König! Weg mit allen Umschweifen der Etikette, jede Minute Zeitverlust kostet vielleicht Hunderten das Leben. Einmüthig ward dafür gestimmt, und die Addresse übergeben, aber eine unbestimmte Antwort erfolgte darauf.

Indeß erschienen einige Electeurs von Paris; diese waren auch im ersten Schrekken nach Versailles

geeilt, wußten viele Umstände noch nicht genau, und gaben andere höchst übertrieben an. Zum Grunde lag indeß die Wahrheit: es sey eine fürchterliche Gährung vorhanden, und in Paris alles aus dem Gleichgewichte gekommen. Man stimmte für eine zweyte Addresse, die noch nachdrücklicher abgefaßt wurde; allein es erfolgte nichts darauf, als eine eben so unbefriedigende Bestätigung der ersten Antwort, zum Beweis, daß jenes Gerücht von den 200,000 bewaffneten Bürgern, die nach Versailles unterwegs wären, noch nicht auf die mit seinem ganzen Nachdruck gewirkt hatte, die, im Namen des Königs, die beyden Addressen beantworteten.

Die Versammlung beschloß, nicht auseinander zu gehen, bis der König vortheilhafter gestimmt wäre, und getrost zu erwarten, was die Feinde der Nation über sie verhängen würden, Einschließung, Verhaft oder Zerreissung. So erwarteten sie in einer grausamen Ungewißheit den Tag.

Man schickte früh eine dritte Gesandschaft an den König, und diese fand ihn ganz anders gestimmt, als die beyden ersteren. Man war gedrungen gewesen, ihm den wahren Zustand von Paris zu entdek-

 ken,

ken, ehe die gefürchtete Menge ankäme, und die Wahrheit durch Blut und Mord geltend machte. Der Monarch war gerührt bey der feyerlichen Anrede des Präsidenten, und schien es durch folgende Worte noch mehr zu werden: Sire, Sie haben keinen Augenblick zu verlieren. Das Wohl eines Volks, das Sie so gern ungestört lieben möchte, verlangt es. Kommen Sie in die Mitte ihrer Kinder, die keine andern Wünsche haben, als das Wohl des Staats, und die Ehre ihres Königs.

Jezt, da der König durch falsche Vorspiegelungen nicht mehr belagert war, widerstand er nicht länger, sondern entschloß sich auf der Stelle, bey diesen, gerade zu seinem Herzen gesprochenen Worten, in der Versammlung zu erscheinen. Ohne Gefolge, ohne allen Prunk der Majestät, blos von seinen beyden Brüdern begleitet, trat er in den Saal, gleichsam als ob er seine Besorgnisse vor seinen Freunden ausschütten, und um ihren Rath und Beystand anhalten wollte. Man führte ihn zum Sitz des Präsidenten, und nach einem schallenden Beyfallsgeschrey versank alles in Rührung und Stille.

„Ich habe euch zusammen berufen, hub er an, „über Gegenstände zu berathschlagen, die für den

Staat

„Staat von der allerhöchsten Wichtigkeit sind: ich „weiß keinen, der auf mein Herz so schmerzlich wirk„te, als die gräßliche Zerrüttung meiner Hauptstadt. „Ich komme, als das Haupt der Nation, voll Ver„trauen zu ihren Stellvertretern, um meine Besorg„nisse vor ihnen auszuschütten, und sie aufzufordern, „auf Mittel zu denken, welche die Ruh, und Ord„nung wieder herstellen können. Ich weiß, daß man „es gewagt hat, das Gerücht zu verbreiten, als wä„ren eure Personen nicht sicher. Ist es nöthig, diese „strafbaren Vorspiegelungen zu widerlegen, die in „meinem bekannten Charakter schon im voraus ihre „Widerlegung gefunden haben sollten? Nein, ich, „und meine Nation sind eins! ihr habt mein ganzes „Vertrauen. Helft mir jezt den Staat retten; das „erwarte ich von der Nationalversammlung. Der „Eifer der Stellvertreter meines Volks, der jezt auf „einen Punct hin arbeitet, ist mir sicherer Bürge da„für, und ich habe, voll Vertrauen auf die Liebe und „Treue meiner Unterthanen, den Truppen Befehl „zum Rückzuge gegeben. Ich fordere euch auf, mei„nen Entschluß der Hauptstadt kund zu thun.“

Man schrie, unter Freudenthränen, dem Monarchen Beyfall zu, und so verließ er den Saal.

Sein Wagen fuhr vor; aber er wollte nicht hineinsteigen, sondern nahm, mitten unter seinem Volke, und einzig von dessen Liebe beschüzt, den Rückweg nach dem Schlosse. Die Deputirten der drey Stände schlossen einen Kreis um ihn, das Volk war frohlokkend nm sie her, und alles schrie: Hoch lebe der König! Hoch lebe die Nation!

Während dieses entzükkenden Auftritts zu Versailles, war man zu Paris immer noch in ängstlicher Erwartung, und alle Vorkehrungen wider die gefürchtete Gewalt blieben daselbst seit der vorigen Nacht in ihrer ganzen Furchtbarkeit: Kanonen, und bewaffnete Bürger zu Fuß und zu Pferde auf allen Straßen, das Wirbeln der Trommeln von allen Seiten, aufgehaltene Wagen, durchsuchte Reisende an allen Barrieren, denn immer noch fürchtete man, was in der vergangenen Nacht nicht geschehen war, für die folgende.

Auf einmal aber änderte sich diese Stimmung, als Couriere, von dem Herzoge von Orleans abgesandt, ankamen, und, unter dem Schmettern der Trompeten, erst auf dem Stadthause, dann in allen Straßen der Stadt ankündigten: daß der König der Nation zurückgegeben sey, daß er in Person in der Nationalversammlung gewesen, daß an die Truppen

der Befehl ergangen, sich ohne Zeitverlust von Paris und Versailles zurückzuziehen, und eine Gesandschaft aus der Mitte der Versammlung unterwegs sey, um den Bürgern die Bestätigung dieser frohen Nachricht selbst zu überbringen. Der Ausbruch der Freude zeigte sich iezt so ungestüm, als vorher die Ausbrüche des Schrekkens. Tausende ströhmten der Deputation entgegen. Sie stieg auf dem Platze Ludwigs XV. aus, und gieng zu Fuße, auf allen Seiten von einer unübersehbaren Menge bewillkommt, nach dem Hotel de Ville. Es war ein rührender Anblick, Haufen von Bürgern, die sich sonst nie gekannt, Hand in Hand, Soldaten von ihnen brüderlich umarmt, und Weiber und Kinder geschäftig zu sehen, Blumen, Zweige, und Cocarden unter die Menge auszuwerfen.

Der Marquis de la Fayette, der an der Spitze der Deputation war, hielt auf dem Hotel de Ville eine Rede, die alles um ihn her in Thränen sezte. Der Präsident der Committee antwortete mit eben so viel Herz, und Rührung darauf. Er dankte für den Frieden, und die Ruhe, welche der König der Nation zurückgäbe. Er forderte die Bewohner der Hauptstadt auf, denen zu verzeihen, die den Pflichten der Vaterlandsliebe zu nahe getreten wären, selbst denen, die das Unglück gehabt hätten, das Blut ihrer

Brü-

Brüder zu vergießen. „Heute, rief er, heute, wo „die Freyheit triumphirt, laßt uns großmüthig seyn! „Die, so wider uns waren, sind bestraft genug, daß „sie uns im Genusse des Guten sehen müssen, das sie „uns rauben wollten!“

Lally-Tolendal, und Clermont-Tonnere sprachen nach ihm mit gleicher Herzlichkeit, und Rührung, und empfiengen, mit jenen, Bürgerkronen aus den Händen der Repräsentanten. De la Fayette ward zum Oberbefehlshaber der Bürgermiliz, und Bailli zum Maire von Paris, (weil man jenen Titel mit Flesselles untergehen lassen wollte) durch ein allgemeines Geschrey erkläret.

Dieser Tag war für Paris ein Tag der Freude und des Triumphs. Die Deputirten begaben sich, vom Volke begleitet, nach der Cathedralkirche, Notre Dame, und hörten dort ein Te Deum an, das, zu eben der Stunde, in allen Kirchen der Stadt gegeben wurde. Auch ward an diesem Tage der Sergeant Elie, der sich bey der Eroberung der Bastille, und nachher, am vortheilhaftesten ausgezeichnet hatte, öffentlich mit der Bürgerkrone bekränzt, empfieng das Ludwigskreuz, und ward in einem Whisky triumphirend durch alle Straßen der Stadt gefahren. Hinten auf standen zwey seiner Cameraden mit ihren

Ge-

Gewehren im Arme, und in einem zweyten Whisky saßen Hülin und la Barthe, beyde gleichfalls mit Blumen, und Zweigen überhäuft, und hintenauf standen wieder zwey von der französischen Garde. Ein zahlloses Volk war um sie her, und wo der Zug vorbey gieng, schrie alles: den Hut herunter! Hier kommen die Befreyer des Vaterlandes!

Von diesem Tage an war Paris minder fürchterlich. Zwar sah man noch immer unter fünfen drey Bewaffnete; aber nicht mehr die Wuth, und Verzweiflung in ihren Mienen, sondern Heiterkeit und Beruhigung. Die Barrieren blieben indeß stark besezt, und zahlreiche Patrouillen waren vor, und in der Stadt auf den Füßen. Der Pöbel, den man ohne Arbeit fand, ward darzu angewiesen, oder aus der Stadt geschickt, die öffentlichen Zahlungen giengen wieder ihren Gang, die Gewölbe, und Caffeehäuser im Palais Royal waren wieder offen, und man sah voll Hoffnung einer glücklichen Zukunft entgegen. Indeß war man doch vom Mißtrauen noch nicht ganz frey, und da man so oft bisher hintergangen worden, schien es der Klugheit gemäß, sich noch nicht der Ruhe sorglos zu überlassen. Man arbeitete also mit Eifer an der Vermehruug der Bürgermiliz, unterrichtete sie in den nöthigsten militairischen Handgriffen, und ermun-

mun-

munterte sie durch Beyfall. Die Häupter der verschiednen Districte arbeiteten den Repräsentanten der Bürgerschaft in die Hand, und jede Stunde sah neue nüzliche Vorkehrungen, oder Verordnungen entstehen, die willig mit bewundernswürdiger Ordnung befolgt wurden. Alles schien jezt brüderlich von ein und eben demselben Interesse geleitet zu werden.

Unterdeß waren die Stellvertreter der Nation zu Versailles beschäftigt, das für das Ganze zu thun, was die der Bürgerschaft von Paris für die Hauptstadt einzeln thaten; die Nation war gegen die neuen Minister, und ihre mächtigen Gönner aufgebracht, und konnte nicht eher ganz ruhig werden, als bis diese entfernt, Necker aber, und die Gefährten seines Sturzes zurück berufen würden. Mirabeau drang in der Sitzung vom 16ten Jul. mit seiner gewohnten Energie auf die Entfernung iener, und donnerte wider sie, als gegen schändliche Menschen, die zu so blutigen Auftritten Anlaß gegeben, und den König abgehalten hätten, in Absicht des allgemeinen Besten, den Regungen seines Herzens zu folgen. Nach ihm sprachen Barnave, Lally, Clermont-Tonnere, und andre mit gleichem Feuer. Man war mit dieser Sache noch beschäftigt, als die Nachricht kam, daß Barentin und Broglio ihren Stellen als Minister entsagt

hät-

hätten. Ein allgemeines Freudengeschrey brach hierüber im Saale aus, und Clermont-Tonnere schlug vor, daß man sogleich dem Könige den Dank der Nationalversammlung überbringen sollte, bemerkte aber, daß jene beyden deshalb noch nicht von einer nähern Verantwortung frey wären. Diese Meinung unterstützten Mirabeau, Barnave, und andre mit Nachdruck.

Als in eben dieser Versammlung Clermont-Tonnere ankündigte, daß Breteuil und Villedeuil ihre Entlassung gleichfalls gefordert hätten, trug man darauf an, den König, indem man ihm für diese neue der Nation erwiesene Wohlthat dankte, aufzufordern, Neckern zurück zu rufen, und ihm vorzustellen: dies sey der einzige Weg, die Nation zu beruhigen. Es ward hierüber lebhaft gestritten, da selbst viele der Democraten sich als heftige Vertheidiger gewisser Vorurtheile zeigten, die man solchen, welche lange unter dem Druck einer usurpirten Gewalt gelebt hatten, wohl verzeihen konnte. Endlich aber drang diese Meinung durch: daß man dem Könige zuvörderst für seine Rückkehr zu seinem Volke danken, zugleich aber, da er selbst den Rath der Versammlung verlangt hätte, rathen sollte, den Freund der Nation zurückzurufen, um durch ihn die allgemeine Ruhe wieder herzustellen.

Eben dieser Gegenstand ward den Nachmittag des nemlichen Tages wieder aufgenommen, als die Nachricht kam, daß Puisegür ebenfalls seine Entlassung gefordert hätte. Bald nachher meldete man von Seiten des Königs, daß er willens sey, sich nach Paris zu verfügen, wohin er durch den allgemeinen Wunsch der Bürger gerufen würde, und daß er die Nationalversammlung bäte, seinen Entschluß, durch eine Deputation, der Hauptstadt kund zu thun. Dies erregte einen neuen Taumel von Freude, die kaum eine Stunde nachher in Thränen und frohe Begeisterung ausbrach, als die neue Nachricht vom Könige kam: daß er eigenhändig an Necker geschrieben, und ihn aufgefordert hätte, seinen vorigen Posten wieder einzunehmen. Dieser Brief selbst ward unversiegelt der Versammlung vorgelegt, mit der Aufforderung, ihn zu lesen, und nach ihren eignen Wünschen umzuarbeiten.

Sehr bald kam die Nachricht von diesen schnellen unerwarteten Schriften des Königs nach Paris. Was noch von Unruh, und Mißvergnügen in den Herzen der Bürger übrig war, verschwand jetzt, und man glaubte sich um so ungestörter der Freude überlassen zu können, da man zugleich erfuhr, daß die neuen Minister einer nach dem andern sich entfernt hätten; daß der Reisewagen des Grafen von Artois vorgefahren,

die

die Familie Polignac mit Anstalten zu ihrer nahen Abreise beschäftigt, und endlich, daß die Königinn selbst von ihrer Verblendung gegen die Nation zurückgekommen wäre. Man bereitete sich, den König zu empfangen, von dem die Nation jetzt glaubte, alles gewonnen zu haben, da sie von nun an sein Herz, und seine Entschließungen aus der ersten Hand haben würde.

Der König fuhr den andern Morgen gegen eilf Uhr von Versailles in einem sechssitzigen Wagen ab. Eine Anzahl junger Leute hatten seine Erlaubniß erhalten, ihn zu begleiten; allein diese vermehrten sich bald bis in die Tausende. Die Menge umgab den Wagen, in welchem, ausser den Monarchen, der im Hintergrunde allein saß, noch die Herzoge von Villeroi, und von Brissac, der Prinz von Beauveau, und der Graf d'Estaing sich befanden. Der König befahl, daß man Schritt vor Schritt fahren sollte, um seine Begleiter nicht zu ermüden, und dieser Befehl ergieng zunächst zu Gunsten der Poissarden, die, mit Blumen und Lorbeerzweigen, vor dem Wagen her mehr tanzten als giengen. Diese Weiber, die eine eigne Zunft ausmachen, lassen sich bey solchen Gelegenheiten, unter keiner Bedingung, den ersten Platz beym Könige nehmen, wie sie denn auch bey der Revolution von Anfang her keine geringe Rolle gespielt haben.

Paris war seit acht Uhr unter den Waffen gewesen. Jeder Distrikt zog seine Bürger zusammen, und so marschirte man nach der Barriere, durch die der König hereinkommen mußte. Der Weg von Paris nach Versailles war auf beyden Seiten mit einer unzuzählenden Menge Menschen besetzt.

Erst nach drey Uhr kam der König vor der Barriere an, bey welcher 60 Mann von der berittnen Bürgermiliz auf ihn gewartet hatten; diese setzten sich jezt in Bewegung. Man wußte, daß eine Anzahl von der Garde du Corps unmittelbar dem Wagen des Königs folgte; dies hatte die Eifersucht der Nation rege gemacht, nnd man beschloß, die Leibwache zurück zu drängen, um die nächste Stelle bey dem Könige einzunehmen. Einige hundert Schritte von der Barriere ritten die Bürger an den Wagen des Königs hin, bewillkommten ihn mit gesenktem Degen, und sodann ritt ihr Anführer zu der Garde du Corps: Meine Herrn, sagte er, der König hat die mächtigste Leibwache an seinen Bürgern. Erlauben Sie. — Mit diesen Worten drängte er sich zwischen sie, und den Wagen des Königs, die übrigen folgten, und die Garde du Corps ward bis an das Ende des Zugs zurück gedrückt. Dieser Auftritt gab der allgemeinen Freude, so wie dem Selbstgefühle der Nation, einen neuen Schwung. Man

hörte

hörte von allen Seiten nichts als das Geschrey: Hoch lebe die Nation! und nur einzeln hörte man: Hoch lebe der König!

Der Wagen fuhr langsam herein; der König war in bürgerlicher Kleidung, und hatte den Hut unterm Arme. Er war blaß, sichtbar unruhig, und sah, ohne den Kopf zu wenden, beständig nach der rechten Seite in die Höhe, über die Gewehre der Bürgermiliz hinweg. In seinen Mienen war kein bestimmtes Gefühl zu lesen; aber wohl eine Art von Betäubung, in die er durch das zahllose Gewimmel von Menschen, durch das Geräusch der Janitschaarenmusik, durch den Anblick so vieler, und so mannichfach bewafneter Bürger, durch die Erinnerung an die blutigen Auftritte der vorigen Tage, und an das, was sie veranlaßt hatte, versenkt worden war. Erst gegen vier Uhr kam er vor dem Hotel de Ville an. Als er die Stufen hinan gienz, erhielt er Beweise, daß sich die Nation näher mit ihm auszusöhnen im Begriff war. Das Volk erwähnte seiner selbst nicht mehr, sondern rief einmüthig: Hoch lebe der König!

Als er sich auf den Thron gesetzt hatte, trat der neue Maire von Paris, Bailli zu ihm, und überreichte ihm die Schlüssel der Stadt. Sire, sagte er, es sind dieselben, die man Heinrich IV. aushändigte: er hatte

sein Volk wieder erobert; hier hat das Volk seinen König wieder erobert. Darauf hielt Moreau de St. Mery, Präsident der Committee der Elekteurs, eine sehr rührende, pathetische Anrede, die mit diesen Worten schloß: Sire, der Königsthron steht nie fester, als wenn er die Liebe eines treuen Volks zur Unterlage hat: in dieser Rücksicht steht der ihrige unerschütterlich.

Der König war sichtbar gerührt, und stammelte mit einem langsamen Accente: Ich habe nie an der Treue meiner Nation gezweifelt; aber sie kann auch auf meine Liebe rechnen. Er schien noch mehr sagen zu wollen, aber er war so bewegt, daß er nichts, als einige abgerissene Worte hervorbringen konnte. Darauf trat der Maire zu ihm, um seine Befehle zu vernehmen, und der Dollmetscher seiner Gefühle zu seyn. Er wiederhohlte in seinem Namen alles, was er schon der Nationalversammlung, und in ihr der Nation versprochen hatte, und überreichte ihm sodann die Kokarde. Der König nahm sie in die Hand, und hob sie empor, um sie dem Volke zu zeigen; dies antwortete mit einem Geschrey des Dankes darauf. Er bestrebte sich, durch Händeklatschen seine Freude zu bezeugen, da ihm aber die Kokarde in der einen Hand, und der Hut unter dem andern Arme, dabey im Wege waren, ließ er letztern fallen, und nahm erstere in den

Mund,

Mund, stand auf, und klatschte in die Hände. Das Freudengeschrey stieg durch diese Bewegung zu einem Grade von Ungestüm, der nicht zu beschreiben ist.

Jetzt gieng er, nach einem Aufenthalte von kaum einer halben Stunde nach seinem Wagen zurück. Als er einstieg, trat eine Poissarde dreust zu ihm, und sagte sehr treuherzig: Sire! diesmal kann man sich doch auf Sie verlassen? der König schien indeß auf diese Treuherzigkeit, die einer Satyre so ähnlich sah, nicht gehört zu haben. Er verließ unter der vorigen feyerlichen Begleitung Paris; drey Viertelmeilen von der Stadt ließ er die Bürger von Paris bitten, nicht weiter zu gehen, und nun nahmen ihn die von Versailles wieder in ihre Mitte.

Mehr als ein Zug hatte heute bewiesen, daß der König es gefühlt habe, wie höchst nöthig er zu seiner Existenz der Menschen, und seiner Unterthanen, bedürfe: ein anderer sollte dies ihm in einem nicht mindern lehrreichen Lichte begreiflich machen. Er hatte diesen Tag noch nicht gegessen, das Gedräng ausserordentlicher Auftritte, die ihn zunächst angiengen, war Ursach gewesen, daß seine Dienerschaft, und er selbst vielleicht nicht, an seine Bedürfnisse, als Mensch, gedacht hatte. Er fühlte einen lebhaften Hunger, und äußerte dies auf dem halben Wege zwischen Paris und

Versailles. Er verlangte ein Huhn, und man durchsuchte ganz Seves, fand aber keins; überall war nichts da, als trocknes Brod, weil seine Begleiter auf dem Hin- und Herwege alles aufgezehrt hatten. Er nahm ein Stück davon, tunkte es in Wein, und machte so zum erstenmahle im Leben eine Mahlzeit, wie sie der gute Heinrich IV. so oft gemacht hatte, und kam mit seinem Zuge, erst gegen 10 Uhr Abends, nach Versailles zurück.

Die Königinn war unterdeß in der peinlichsten Unruh gewesen. Gleich nach seiner Abreise war sie selbst zu ihren Kindern herunter gekommen, hatte die Nachricht gebracht, daß die Familie Polignac entfernt wäre, hatte sie mit zu sich hinauf in ihr Zimmer genommen, und sich, mit Thränen in den Augen, mit ihnen unterhalten. Von einer Stunde zur andern schickte sie Couriere und Ordonnanzen nach Paris ab, um zu erfahren, was dort vorgienge. Die blutigen Auftritte der vorigen Tage, die fürchterlichen Drohungen des Volcks, die Erinnerungen an das Schicksal Heinrichs III, und Heinrichs IV. sezten sie in einen Zustand, der äusserst ängstlich war. Als der König endlich zurück kam, eilte sie ihm mit ihren Kindern entgegen, umarmte ihn in der großen Gallerie, und zeigte sich, einige Augenblikke darauf, in seiner Gesell-

schaft,

schaft, dem versammleten Volke, das beyde mit einem lebhaften Freudengeschrey empfieng.

So endigte sich ein Tag, der einer der merkwürdigsten in der Geschichte der französischen Nation bleiben wird, weil er mit den eigenthümlichsten Charakterzügen derselben gezeichnet ist, die sich jezt wieder, nach einem langen Schlummer, in ihrem hellsten Lichte zeigten. Paris, und Versailles waren, bis unter die Dächer, mit Millionen Lampen erleuchtet. An dem Hotel de Ville zeigte sich ein bescheidener Transparent mit den Worten: Ludwig XVI. dem Vater der Franzosen, dem Könige eines freyen Volks!

Der Cammerdiener des Grafen von Artois folgte seinem Herrn, sobald der König nach Versailles zurück gekommen war, um ihm den Verlauf des Ganzen, und den Winck zu überbringen: daß, bey der Aussöhnung des Königs mit der Nation, seiner nicht gedacht worden wäre. Die Prinzen von Lambese, Conde, Conti, und alle, die mit ihnen in genauer Beziehung gestanden hatten, eilten sämmtlich mit Postpferden nach den Gränzen von Frankreich, welches sie, bey der gegenwärtigen Lage der Sachen, schwerlich wieder zu betreten den Muth haben, oder Aufmunterung irgend einiger Art darzu bekommen möchten.

Die Nachricht von der Besitznehmung der Bastille, und von den grausamen Scenen des 14ten Julius, hatte sich indeß durch das ganze Land verbreitet. So wie Paris von jeher das Idol der Nachahmungssucht für die Provinzialstädte, in Rücksicht seiner frivolen, oder nützlichen Eigenthümlichkeiten war: so ward es dasselbe auch jezt, in Absicht seiner raschen Entschlossenheit, und seines Muths. Wo in einer Stadt ein Gefängniß zu stürmen, ein ungerechter Maire anzuklagen, ein Freund der Aristocraten zu mißhandeln, ein Kornwucherer zu henken war: da sezte sich das Volk in Bewegung, bewaffnete sich, eroberte, richtete, mißhandelte, und knüpfte auf. Zu Caen, zu Rouen, Dieppe, Marseille, Orleans, und Nancy, auch zu Straßburg, giengen alle die Auftritte im Kleinen vor, die zu Paris im Großen vorgefallen waren. Alles rief: Freyheit, oder Tod, überall mischte sich der Soldat unter den Bürger, überall schwor man den deutschen Truppen, die sich als Unterdrükker der Freyheit hatten brauchen lassen, wie ihren Anführern, Haß und Tod; von allen Seiten kamen Dankaddressen an die Bürger von Paris, an die Nationalversammlung, an die französische Garde. Es war in dem ganzen Umfange von Frankreich kein Dorf, das nicht eine bewaffnete Wache gestellt,

stellt, und nicht Männer aus seinem Mittel angebo- ten hätte, um eine einzige große Bürgerarmee, zu Aufrechthaltung der errungenen Freyheit zu bilden. Alles war plötzlich für das Volk gestimmt, alles be- strebte sich, Aufopferungen für seine Erleichterung, so wie für die Ruhe, und das Wohl des Ganzen zu thun.

Indeß waren die erste Zeit Explosionen des brau- senden Volkscharakters unvermeidlich. Das gemeine Volk erlaubte sich manche gewaltsame Schritte gegen die, welche es, wegen Verrath der Nation, oder we- gen Getraydewuchers in Verdacht hatte. Von bey- den Arten gab es eine große Anzahl, und es war ge- fährlich, einem derselben ähnlich zu sehen, denn fast täglich wurden Leute, auf diese vermeinte Aehnlich- keit, gemißhandelt, oder wohl gar gehenkt. So be- mächtigte sich das Volk eines gewissen Abbee Cordier von Saint-Firmin, den man für den Abbee Roy, ei- nen allgemein verabscheueten Aristocratendiener, hielt, und nur, nach lange gedauerter Todesangst, entgieng dieser Unschuldige einem grausamen Tode. Mehr als einmal war die Menge ganz nahe daran, ihn zu hen- ken, oder niederzustoßen, und ohne die einem Wun- der ähnliche Darzwischenkunft des Marquis de la Fay- ette ward dieser Mann, den man sogar in der Folge für einen eifervollen braven Patrioten anerkennen mußte,

mußte, ein schreckliches Opfer seiner Aehnlichkeit mit einem verabscheueten andern.

Mit gleichem Unbedacht griff der Pöbel ein Weib auf, das man als die Frau eines Polizeyspionen kannte. Alles schrie: man muß sie henken! Einer ließ das Seil eines Reverbere herunter, man schlang es ihr um den Hals, zog es auf, und es zerriß. Man führte sie zu einem andern, das Seil riß zum zweytenmale; zu einem dritten, das Seil riß zum drittenmale. „Ach! rief der, so sie henken sollte, verdrüßlich: laßt sie laufen, sie ist ganz unhenkbar!" Dies Wort brachte die Menge zum Lachen, man ließ die Frau los, sammelte Allmosen für sie, und gab ihr den Rath, Paris zu verlassen. Solche plötzliche Umsetzungen, in Meynung und Wollen, sind der eigne Charakter der Franzosen!

Auf die Kornwucherer war das Volk besonders erbittert. Zu St. Germain-en-Laye ergriff es einen Müller, Sauvage, dem Kornwucher schuld gegeben ward, und war im Begriff, ihn hinzurichten, als die Bürgerwache dazu kam, und, ihn seinen Henkern zu entreissen, versuchte. Man versprach dem Volke zu untersuchen: ob er dieses Verbrechens überwiesen werden könne, und ihn in solchem Falle seinen

Hän-

Händen zu übergeben. Nur mit Mühe ließ es sich auf eine Weile beruhigen. Man führte ihn in die Kirche der Recollekten, und der Pöbel strömte hinter her. Es fand sich, daß eine Quantität Korn, und Mehl, die man bey ihm angetroffen, der Regierung gehörte, die den Vorrath für die Märkte der umliegenden Oerter bestimmt hatte. Man war im Begriff, seine Rechtfertigung geltend zu machen, als ein Weib unter dem Volke aussagte: er habe einige Tage vorher auf dem Markte gesprochen: „Das Getrayde „ist euch zu theuer! Gut! gut! wenn ihr nicht kaufen „wollt, kaufen es andre! Ihr werdet schon müssen! „Es ist ohnehin zu viel Lumpenpack in Frankreich, man „kann es schon missen!“ Bey diesen Worten hätt' er höhnisch gelacht. Diese Aussage brachte die Menge von neuem auf; man riß ihn aus der Mitte seiner Retter weg, und war im Begriff, ihn nach dem Markte zu führen, um ihn dort der allgemeinen Erbitterung preiß zu geben, als ein Fleischerknecht mit einem Hackemesser sich hervor drängte, den Unglücklichen bey den Haaren ergriff, ihm, schäumend vor Wuth, den Kopf vom Rumpfe sonderte, und ihn im Triumph dem Volke zeigte. Man steckte ihn auf eine Stange, und trug ihn in der Stadt herum; die Bürgerwache suchte das Volk zu zerstreuen, aber man rief ihr drohend

hend zu: Laßt die Gerechtigkeit des Volks durch, oder wahrt eure Köpfe!

Die Rache schien die Gemüther des Pöbels, anstatt sie zu besänftigen, nur mehr erhitzt zu haben; ein Haufe bemächtigte sich zu Andresi eines Pachters, Thomassin, den man auch, wegen Kornwuchers, in Verdacht hatte. Die Bürgermiliz trat darzwischen, und vermochte das Volk, ihr den Mann auszuliefern, worauf man ihn nach Poissy in ein Gefängniß führte, und Boten zu Pferde an die Nationalversammlung sandte, um sie zu ersuchen, den Unglücklichen zu retten. Diese ernannte sogleich eine Deputation, an deren Spitze der Bischof von Chartres war, welche unverzüglich nach Poissy eilte. Der Bischoff redete mit Nachdruck, und Rührung zu dem Volke, das er bey tausenden vor dem Gefängnisse fand: man müsse die Gesetze in Ehren halten, und diesen die Untersuchung, so wie den Spruch über Thomassin, überlassen. Schon glaubte man das Volk bewegt, und ihn gerettet zu haben, als eine Stimme, aus seiner Mitte, rief: Sauvagen zu retten sind sie nicht gekommen, weil er arm war, aber diesen wollen sie retten, weil es ein reicher Kauz ist! Nun war alles wieder in Bewegung, man drängte sich ins Gefängniß, und riß den Mann seinen Rettern aus den Armen. Diese

eilten

eilten dem unbändigen Pöbel nach, aus dessen Mitte drey herausfuhren, wovon der eine dem Unglücklichen einen Strick um den Hals warf, der andre einen Säbel über ihn schwang, der dritte aber ihm ein geladnes Pistol auf die Brust sezte. Bey diesem Anblick warf sich der Bischoff auf die Knie, die übrigen von der Deputation folgten seinem Beyspiel, und Thomassin streckte schon halb todt, die Hände, um Erbarmung, aus. Man bat nur um zwey Tage Frist für ihn; aber der wüthende Pöbel blieb ohne Gefühl. Endlich flehte der Bischoff, dem der Athem, und die Stimme gebrach, um die lezte Gnade: daß man ihn nur beichten, und das Abendmahl ihm reichen möchte. Mit Mühe erhielt man dies; der Pfarrer kam, ein ehrwürdiger Greiß, und fieng unter Thränen sein Amt an. Dieser Anblick bewegte die Umstehenden; der Bischoff nahm dieses Augenblicks wahr, drang noch einmal mit Bitten in sie, und erhielt es endlich, daß er den Gefangnen mit nach Versailles nehmen, und den Händen der Justiz ausliefern dürfte. „Haltet ihr nicht Wort, rief man ihm zu, so seyd ihr „des Todes, wie er.“ Die Menge verlief sich hierauf, sie aber führten Thomassin auf Umwegen nach Versailles, wo er sich vor dem Gericht rechtfertigen konnte. Die Nationalversammlung beschloß, dem

Bischoffe für die Rettung eines Staatsbürgers, die er mit eigner Lebensgefahr ausgewürkt hatte, zu danken; aber er rief: ich theile die Ehre dieser That mit der ganzen Deputation. Was ich gethan habe, hätte jeder unter ihnen gethan, also verdien' ich keinen Dank.

Auftritte von so schrecklicher Art bestimmten endlich die Nationalversammlung, überall die Errichtung der Bürgermiliz gut zu heißen, die auch in kurzem zu Paris alles wieder in Ordnung, und Ruhe sezte, indem sie für die Sicherheit der Stadt mit einem Eifer wachte, den die bezahlte Policey nie gezeigt hatte. Die Häupter der Bürgerschaft zertheilten sich in einzele Committeen, wovon die eine die Zufuhr, die andre die öffentlichen Gefälle, die dritte die Policey, die vierte die Bürgermiliz mit Einsicht, Schnelligkeit, und Entschlossenheit besorgte. Man schaffte den Brodtlosen Brodt, den Unbeschäftigten Arbeit, den Armen thätige Unterstützung; unter die Bewohner der Vorstadt St. Antoine, den Sitz des Elends, und Mangels, wurden gegen 50000 Livres vertheilt, und die Familien, deren Väter bey der Wegnahm der Bastille geblieben, oder verwundet worden, auf öffentliche Kosten ernährt. Alle öffentliche Geschäfte nahmen wieder ihren alten Gang, und

man

man konnte zu allen Zeiten der Nacht ungestöhrt gehen; alles war voll froher Hoffnungen, und die fürchterlichen Auftritte der vergangenen Tage schienen vergessen, als aus der Nähe von Paris noch zwey Vorfälle nach der Hauptstadt gebracht wurden, die alles vorige an Schauderhaftigkeit übertrafen.

Diese Vorfälle sind die Gefangennehmung des Staatsrath Foulon, und seine schreckliche Ermordung durch das wider ihn zur äussersten Wuth gebrachte Volk, auf welche unmittelbar die Hinrichtung seines Schwiegersohns, Berthier von Sauvigny, folgte. Diese war mit Nebenumständen begleitet, welche sie noch schauderhafter machten, und jeden, der Gefühl für Menschlichkeit, Ordnung, und Gesetze hatte, empörten.

Glücklicherweise erschöpften diese Auftritte die Wuth des rachgierigen Volks, da es zumahl hörte: der Marquis de la Fayette habe seine Entlassung gefordert, und erklärt: er wolle wohl an der Spizze von Bürgern seyn, die sich durchs Gefühl für Ordnung, und Gesetze leiten liessen, aber nicht an der Spitze von Unmenschen. Ihre fußfälligen Bitten und Betheurungen: sie wollten sich dergleichen Ausschweifungen nie wieder erlauben, bewegten ihn endlich seinen Posten zu behalten.

Auch Necker, dessen Rükkehr die ganze Nation eifrigst gewünscht hatte, kam bald darauf ins Reich zurück, und mit ihm Ruhe, Ordnung, und Uebereinstimmung aller Stände, zu dem einen großen Zwekke, dem neuen Staate die ihm nöthige Consistenz zu geben. So wie seine Entfernung das Signal zur Revolution gewesen, so ward seine Zurückkunft das Signal für die wohlthätigen Folgen derselben, die seit diesem Tage sich deutlicher zu zeigen anfiengen. Auch hat er seine Zusage: sich dem Wohl der französischen Nation mit ganzem Eyfer, und aus allen Kräften, zu widmen, buchstäblich erfüllt, und wenn es ihm dabey nicht immer zur gänzlichen Zufriedenheit des Volks gelungen ist, so muß man eher die Unvollkommenheit der menschlichen Natur, und die eigne Lage, in welcher sich das Reich, seit seiner Veränderung, noch befindet, darüber anklagen, als ihn selbst, und seinen Willen. Ein Reich, von dem Umfange, als das französische, das seit Jahrhunderten, durch eine Kette übereilter falscher Maaßregeln, zu dem höchsten Grade politischer, und sittlicher Verdorbenheit geführt war, zu einer wohlthätigen Quelle der Ruhe, und Zufriedenheit jedes Standes schöpferisch umzubilden; dies ist nicht das Werk eines Monats, oder eines Jahrs. Daß der erste Jahrstag jener merkwürdigen Staatsumwälzung dieses großen

Reichs,

Reichs, am 14ten Julius d. J. mit einer unerwarteten Ruhe, von gewaltsamen Erschütterungen ununterbrochnen Volksfreude ist begangen worden; das beweißt wenigstens, der Genius der Ordnung, der Ruhe, und Eintracht sey mit Neckern zu diesem Volke zurückgekehrt. Würde es sich aber wohl, in den Augen des erleuchteten, und gesitteten Europa, vor dem kränkendsten Vorwurfe der Undankbarkeit schüzzen können, dies Volk, wenn es, der unbezahlbaren Dienste Nekkers uneingedenk, diesen Wohlthäter der Nation darum, daß er ein Mensch, und kein Gott ist, verkennen, und ihn zwingen wollte, sich aus einem Lande, dem er so kürzlich Sicherheit und Frieden wiedergab, freywillig zu verbannen? Würde es nicht sich aufs neue der Gefahr fürchterlicher Orcane aussezzen, die, auf einem so weiten, stürmischen Meere, der noch nicht zu einiger Selbstständigkeit gediehenen demokratischen Regierung, unausbleiblich sind? Wenigstens zeigen die neuesten traurigen Vorfälle zu Lyon, und an andern Orten von Frankreich, was die Nation zu erwarten, oder vielmehr was sie zu fürchten habe, wenn sie ihren Schuzgeist verkennen, und von sich stoßen könnten, der die sichere Hofnung ruhiger, besserer Zeiten für sie wohlwollend, und wohlthätig zurükbrachte.

* *
*

Der Geschichtschreiber lebt vom Raube, und wie könnt' er auch anders, da Thatsachen sich nicht erfinden lassen, sondern mit Zuverläßigkeit und historischer Treue den Augenzeugen nach erzählt werden müssen? Der Verfasser dieser Geschichte hat den seinigen so wenig zu verheimlichen gesucht, daß er vielmehr vom Anfange dieses Werks an sich nur als einen Abkürzer dessen, was andre vor ihm über die Geschichte der feinsten, cultivirtesten Nation geschrieben haben, angegeben, und kenntlich gemacht hat. Nur schien es ihm unnöthig, und für die eigentlichen Leser dieser Geschichte unschicklich, oder langweilig vielmehr, die gebrauchten Quellen, und Hülfsmittel namentlich anzuführen, die der Gelehrte doch leicht entdekt, und kennt, der aber, welcher bloß zu seinem Unterricht, oder Vergnügen liest, lieber nicht wissen mag. Auf gleiche Weise, nur, wo möglich, noch mehr in gedrungener Kürze, wird er nun zur Geschichte jener glüklichen Insel fortschreiten, die in älterer, und neuerer Zeit Frankreichs Eyfersucht oft gereizt, und mit diesem Reiche, dem sie so nahe liegt, um den Preiß politischer, oder moralischer Größe, bald mit erwünschtem, bald mit minder glücklichem Erfolge, gewetteifert hat.

Ende
des siebenten Theiles.

Staatl. Bibliothek
Regensburg